

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Beate Kortendiek, Ute Lange, Charlotte Ullrich (Hrsg.) |
Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit: zwischen individueller Gestaltung,
gesellschaftlichen Normierungen und professionellen Ansprüchen

Waltraud Cornelißen, Anna Buschmeyer | Der lange Weg zur ‚guten‘ Schwangerschaft.
Über das paarinterne Management von Dissens um die Kinderfrage

Tina Jung | Die „gute Geburt“ – Ergebnis richtiger Entscheidungen? Zur Kritik des
gegenwärtigen Selbstbestimmungsdiskurses

Lotte Rose, Rhea Seehaus, Eva Tolasch | Stillen als mütterliche Aufgabe. Ethnografische
Einblicke in die Praxis der Stillberatung auf einer Geburtshilfestation

Anna Sieben | Elterliche Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Beziehung zum Kind im
Kontext der Kleinkindbetreuung

Cecilia Colloseus | Erzählen als Politikum – Erzählen als Hebammen- und Elternprotest?
Die Aktion *Erzählcafés*, *Der Start ins Leben*

Vera Cuntz-Leng | Queering Harry, slashing Potter: Between latent meanings and resistant
readings

Max Lill, Andreas Heilmann | Blockierter Kulturwandel: Geschlechterpolitik im Finanz-
marktkapitalismus

Nicola Nagy | Der vergeschlechtlichte Staat. Zum Verhältnis von Freiheit, Geschlecht und
Staat bei Jean-Jacques Rousseau

2 | 17

9. Jahrgang – Vol. 9

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 2

9. Jahrgang 2017

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit:
zwischen individueller Gestaltung, gesellschaftlichen
Normierungen und professionellen Ansprüchen**

Beate Kortendiek, Ute Lange, Charlotte Ullrich	Vorwort	7
--	---------	---

Schwerpunkt

Waltraud Cornelißen, Anna Buschmeyer	Der lange Weg zur ‚guten‘ Schwangerschaft. Über das paarinterne Management von Dissens um die Kinderfrage und die Relevanz von Macht und Geschlecht in diesem Prozess	12
Tina Jung	Die „gute Geburt“ – Ergebnis richtiger Entscheidungen? Zur Kritik des gegenwärtigen Selbstbestimmungsdiskurses vor dem Hintergrund der Ökonomisierung des Geburtshilfesystems	30
Lotte Rose, Rhea Seehaus, Eva Tolasch	Stillen als mütterliche Aufgabe. Ethnografische Einblicke in die Praxis der Stillberatung auf einer Geburtshilfestation	46
Anna Sieben	„Mein Gott, der ist noch so klein, den soll ich jetzt abgeben“ – Elterliche Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Beziehung zum Kind im Kontext der Kleinkindbetreuung	62
Cecilia Colloseus	Erzählen als Politikum – Erzählen als Hebammen- und Elternprotest? Die Aktion <i>Erzählcafés ‚Der Start ins Leben‘</i>	78

Offener Teil

Vera Cuntz-Leng	Queering Harry, slashing Potter: zwischen Subtext und Gegenrede	91
Max Lill, Andreas Heilmann	Blockierter Kulturwandel: Geschlechterpolitik im Finanzmarktkapitalismus	106
Nicola Nagy	Der vergeschlechtlichte Staat. Zum Verhältnis von Freiheit, Geschlecht und Staat bei Jean-Jacques Rousseau	122

Tagungsberichte

Laura Marie Vogelgesang	FemiCare und MaskuWork. Geschlechtlichkeiten im Feld der Sorgearbeit. Tagung im Forschungsverbund ForGenderCare am 17. und 18. November 2016 an der Hochschule Landshut	137
Jeremia Herrmann	Politiken der Reproduktion. Internationale und interdisziplinäre Verbundtagung der LAGEN vom 27. bis 29. März 2017 in Hannover	142

Rezensionen

Claudia von Braunmühl	Miriam Schroer-Hippel, 2017: Gewaltfreie Männlichkeit. Psychologische Perspektiven auf zivilgesellschaftliche Friedensarbeit	148
Petra Ahrens	Gabriele Abels/Heather MacRae (Hrsg.), 2016: Gendering European Integration Theory. Engaging new Dialogues	151
Heike Beck	Patricia Bell, 2016: Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Partnergewalt. Zusammenhänge und Interventionsmöglichkeiten bei häuslicher Gewalt	154
Aline Oloff	Brigitte Bargetz/Andrea Fleschenberg/Ina Kerner/Regina Kreide/Gundula Ludwig (Hrsg.), 2015: Kritik und Widerstand. Feministische Praktiken in androzentrischen Zeiten	157

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Pregnancy, Birth and Infancy: Between Individual
Arrangements, Social Standardization and
Professional Requirements**

Beate Kortendiek, Ute Lange, Charlotte Ullrich	Introduction	7
--	--------------	---

Essays

Waltraud Cornelißen, Anna Buschmeyer	The long way to a “good” pregnancy. On couples’ management of controversy around the decision to have children and the meaning of power and gender in these processes	12
Tina Jung	Is a “good birth” the result of the “right” choices? A critique of the current discourse on self-determination in light of the economization of obstetric services	30
Lotte Rose, Rhea Seehaus, Eva Tolasch	Breastfeeding as a mother’s task. Ethnographic insights into the practice of breastfeeding counselling on a postnatal ward	46
Anna Sieben	“Oh my God, but he’s so small, and I’m supposed to hand him over”. Parental concepts and experiences of their relationship with their child in the context of day care	62
Cecilia Colloseus	Storytelling as a political event – Storytelling as a means of protest for parents and midwives? The “Storytelling Café – A Good Start in Life” project	78

Essays: Open Part

Vera Cuntz-Leng	Queering Harry, slashing Potter: Between latent meanings and resistant readings	91
Max Lill, Andreas Heilmann	Blocked cultural change: Gender politics in financial market capitalism	106
Nicola Nagy	The gendered state. On the relation between liberty, the state and gender in Jean-Jacques Rousseau's political writings	122

Conference Proceedings

Laura Marie Vogelgesang	FemiCare and MaskuWork. Sexualities in the field of care work. Conference of the ForGenderCare research network, 17/18 November 2016, Landshut University	137
Jeremia Herrmann	Politics of Reproduction. International and Interdisciplinary Conference of LAGEN, 27–29 March 2017, Hanover	142

Book Reviews

Claudia von Braunmühl	Miriam Schroer-Hippel, 2017: Gewaltfreie Männlichkeit. Psychologische Perspektiven auf zivilgesellschaftliche Friedensarbeit	148
Petra Ahrens	Gabriele Abels/Heather MacRae (Hrsg.), 2016: Gendering European Integration Theory. Engaging new Dialogues	151
Heike Beck	Patricia Bell, 2016: Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Partnergewalt. Zusammenhänge und Interventionsmöglichkeiten bei häuslicher Gewalt	154
Aline Oloff	Brigitte Bargetz/Andrea Fleschenberg/Ina Kerner/Regina Kreide/Gundula Ludwig (Hrsg.), 2015: Kritik und Widerstand. Feministische Praktiken in androzentrischen Zeiten	157

Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit – zwischen individueller Gestaltung, gesellschaftlichen Normierungen und professionellen Ansprüchen

Beate Kortendiek, Ute Lange, Charlotte Ullrich

Die Erfahrungen mit Schwangerschaft und Geburt und die Zeit mit dem Säugling sind von intimen und privaten Erlebnissen geprägt, die zugleich historisch gebunden und geschlechtlich normiert sind. Im ‚Klassiker‘ der Medizinhistorikerin Barbara Duden (2016 [1991]) spricht diese vom „Frauenleib als öffentlichem Ort“ und verweist darauf, dass nicht zuletzt neue Techniken das Verständnis und Erleben von Schwangerschaft im Laufe weniger Jahrzehnte stark verändert haben:¹ Heute findet in Deutschland die überwiegende Mehrzahl der Geburten in Krankenhäusern statt, die allermeisten Frauen nehmen die im internationalen Vergleich umfassenden gynäkologischen Vorsorgeuntersuchungen wahr und Ärztinnen und Ärzte erscheinen als die primär Zuständigen, auch wenn Hebammen eine vergleichsweise starke Position im Gesundheitswesen haben.

Die medizinische Versorgung sowie das Erleben von Schwangerschaften und Geburten sind sowohl durch eine Medikalisierung und Technisierung – als Stichworte sind hier beispielsweise die Zunahme von Kaiserschnitten, die Pränataldiagnostik und die Reproduktionsmedizin zu nennen – als auch durch eine ‚Naturalisierung‘ und *healthicization* (‚Gesundheitsisierung‘) gekennzeichnet: Schwangere werden nicht nur als Verantwortliche für ihre eigene Gesundheit, sondern auch für die des werdenden Kindes angerufen. Der Mythos der ‚guten Mutter‘ zeigt seine Wirksamkeit bereits in der Planung der Schwangerschaft und umfasst Vorstellungen einer ‚guten‘ Schwangeren sowie einer ‚guten‘ Gebärenden und Stillenden. In diesem Kontext ließe sich mit Paula-Irene Villa, Stephan Möbius und Barbara Thiessen² auch fragen, inwiefern die Lebensphase Schwangerschaft und Geburt (und die Entscheidung für Kinder allgemein) als weiteres Projekt im Leben des ‚unternehmerischen Selbst‘ angesehen werden kann. Ein Projekt – hierauf hat nicht zuletzt die Geschlechterforschung hinlänglich hingewiesen –, in dessen Zuge sich eine deutliche Retraditionalisierung der Geschlechterbeziehung vollzieht: Trotz der Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Familienformen, die als Ausdruck wandelnder Familienverhältnisse interpretiert werden können, sind Geschlechterverhältnisse nie herkömmlicher ausgeprägt als zu Beginn von Elternschaft (Kortendiek 2010).³ Obwohl individuelle und gesellschaftliche Möglichkeiten bestehen, den ‚Traditionalisierungsfallen‘ aus dem Weg zu gehen

1 Duden, Barbara (2016 [1991]). *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Missbrauch des Begriffs Leben*. Frankfurt/Main: Mabuse-Verlag.

2 Villa, Paula-Irene; Möbius, Stefan & Thiessen, Barbara (Hrsg.). (2011). *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt/Main: Campus.

3 Kortendiek, Beate (2010). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erw. und durchges. Aufl.) (S. 442–453). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

und Wandel herbeizuführen (von Alemann/Beaufays/Kortendiek 2017)⁴, überwiegen – zumindest zunächst – die Traditionalisierungseffekte.

Nachdem Schwangerschaft und Geburt in den Sozialwissenschaften lange eher randständige Themen waren, sind in den letzten Jahren auch in Deutschland vermehrt Publikationen erschienen (Lange/Ullrich 2017)⁵. Den Schwerpunkt bilden qualitative Untersuchungen zum Erleben der Schwangerschaft; Beispiele sind etwa die Untersuchung von Kati Mozygamba (2011)⁶ zur Schwangerschaft als Statuspassage sowie die Arbeiten von Eva Sänger (2013 u. a.)⁷ zu Subjektivierungs- und Verkörperungsprozessen durch biomedizinische Technologien. Stefan Hirschauer et al. (2014)⁸ haben einen Vorschlag gemacht, wie sich Schwangerschaft und pränatale Sozialität aus soziologischer Sicht theoretisch und analytisch fassen lassen.

Mit der Hebammenwissenschaft entsteht in Deutschland etwa zeitgleich ein neues Fachgebiet, das Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit explizit als Forschungsgegenstand benennt. Wie in der bereits länger etablierten Hebammenwissenschaft beziehungsweise Midwifery Science im angloamerikanischen Raum – hier sei etwa auf die Zeitschrift *Midwifery* verwiesen – bilden die Bedingungen für eine gute Versorgung von Frauen und Kindern sowie die Förderung physiologischer Prozesse den Kern des Forschungsinteresses. So werden beispielsweise bestehende Versorgungsstrukturen evaluiert und neue Versorgungsmodelle entwickelt, wie die Initiative zum hebammengeleiteten Kreißaal (z. B. Bauer 2011; Sayn-Wittgenstein et al. 2011)⁹. Weitere Schwerpunkte bilden die Erfassung der professionellen Rolle von Hebammen für die Versorgung, aber auch das Erleben von Schwangerschaft aus Sicht der Frauen (Knappe et al. 2014; Schäfers 2015)¹⁰.

Das zentrale Anliegen dieses Heftschwerpunktes ist es, zum einen die aktuelle wissenschaftliche Auseinandersetzung um Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit bezogen auf Fragen der Geschlechterforschung aufzugreifen und zum anderen

- 4 Alemann, Annette von; Beaufays, Sandra & Kortendiek, Beate (2017). *Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre* (GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 4). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- 5 Lange, Ute & Ullrich, Charlotte (2017 [im Erscheinen]). Schwangerschaft und Geburt: Perspektiven und Studien aus der Geschlechterforschung. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- 6 Mozygamba, Kati (2011). *Die Schwangerschaft als Statuspassage: Das Einverleiben einer sozialen Rolle im Kontext einer nutzerinnenorientierten Versorgung*. Bern: Huber.
- 7 Sänger, Eva; Dörr, Annalena; Scheunemann, Judith & Treusch, Patricia (2013). Embodying Schwangerschaft: pränatales Eltern-Werden im Kontext medizinischer Risikodiskurse und Geschlechternormen. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 5(1), 56–71.
- 8 Hirschauer, Stefan; Heimerl, Birgit; Hoffmann, Anika & Hofmann, Peter (2014). *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius.
- 9 Bauer, Nicola (2011). *Der Hebammenkreißaal: Ein Versorgungskonzept zur Förderung der physiologischen Geburt*. Osnabrück: Universitätsverlag. Sayn-Wittgenstein, Friederike zu; Schäfers, Rainhild; Bauer, Nicola H.; Kümper, Julia & Foraita, Ronja (2011). Forschungsprojekt zum Hebammenkreißaal: Chance für Veränderungen. *Deutsche Hebammen Zeitschrift*, 12, 26–28.
- 10 Knappe, Nina; Mayer, Herbert; Schnepf, Wilfried & Sayn-Wittgenstein, Friederike zu (2014). The association between attendance of midwives and workload of midwives with the mode of birth: Secondary analyses in the German healthcare system. *Pregnancy and Childbirth*, (14), 1–13. Schäfers, Rainhild (2015). Einfluss des Geburtserlebens auf die subjektive Gesundheitseinschätzung von Frauen – Influence of negative birth experience on self-rated health and health-related quality of life in women. *GMS Zeitschrift für Hebammenwissenschaft*, (2). Zugriff am 14. Mai 2017 unter www.ejgms.de/static/de/journals/zhwi/2015-2/zhwi000005.shtml.

die weitgehend parallel laufenden Diskussionen in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften auf der einen und den Hebammenwissenschaften auf der anderen Seite in einen Dialog zu bringen. Dabei stehen die Widersprüche und Ambivalenzen zwischen individueller Gestaltung, gesellschaftlichen Normierungen und professionellen Ansprüchen im Zentrum. Der Aufbau des Schwerpunktes ist chronologisch angelegt: Zu Beginn geht es um das Aushandeln der ‚Kinderfrage‘ in Paarbeziehungen, daran schließen sich die Frage nach der ‚guten‘ Schwangerschaft und Geburt, Probleme mit dem Stillen und dessen normative Bewertung sowie eine Betrachtung des Eintritts in eine Kinderbetreuungseinrichtung aus elterlicher Sicht an. Abgerundet wird der Schwerpunktteil durch das öffentliche Erzählen von Geburtserfahrungen als Hebammen- und Elternprotest.

Waltraud Cornelißen und *Anna Buschmeyer* gehen in ihrem Beitrag der Frage nach, wie Paare den Dissens um die Entscheidung für ein gemeinsames Kind verhandeln. Wer entscheidet wann und wieso über die Umsetzung eines Kinderwunsches? Auf der Grundlage von Ergebnissen aus dem Forschungsprojekt „Wege in die (leibliche) Elternschaft. Konsens- und Dissensmanagement aus paardynamischer Perspektive“, die aus qualitativen Interviews mit Paaren kurz nach einer Geburt gewonnen wurden, beschreiben die Autorinnen drei Strategien des Dissensmanagements: a) das meist wenig erfolgreiche Drängen auf ein Kind, b) den wechselseitigen Austausch sowie c) die Manipulation. Gemeinsam ist den untersuchten Paaren zum einen eine Orientierung an der Norm, dass einer Schwangerschaft ein gemeinsamer Kinderwunsch vorausgehen sollte, und zum anderen, dass sie kein ‚Verhandlungspaket‘ beschließen und dieses dann umsetzen. Vielmehr stehen einer rationalen Entscheidung über die Kinderfrage eher pragmatische und kompromissbasierte paardynamische Lösungen gegenüber.

Selbstbestimmung ist ein, wenn nicht *der* zentrale Topos, der im Kontext von Geburt von verschiedenen Seiten angerufen wird. *Tina Jung* verweist in ihrem Beitrag – gestützt auf qualitative Interviews mit jungen Müttern – auf die Ambivalenzen des Konzepts und somit auch auf das zweischneidige Erbe der Frauengesundheitsbewegung, die u. a. die hierarchische und entmündigende medizinische Versorgung kritisiert hat. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Gesundheitsorientierung geht Selbstbestimmung nicht nur mit Selbstermächtigung der Gebärenden einher, sondern auch mit einer Verantwortungsübertragung: Die Gebärenden selbst werden für das Gelingen einer ‚guten‘ Geburt (inklusive der entsprechenden planenden Vorbereitung und der informierten Entscheidung) verantwortlich (gemacht) und legitimieren mit ihren – ‚selbstbestimmten‘ – Entscheidungen hegemoniale Praktiken.

Stillen ist eines der Themen im Kontext von Geburt, die in feministischen Debatten und der Frauen- und Geschlechterforschung am intensivsten diskutiert werden: *Lotte Rose*, *Rhea Seehaus* und *Eva Tolasch* beschreiben in ihrem Beitrag ethnografisch die Praxis der Stillberatung in einer Wochenbettstation eines deutschen Krankenhauses. In der Bearbeitung von Problemen zeigt sich in dieser Beratung, dass und wie Stillen als höchst voraussetzungsvolle Tätigkeit und als der professionellen Hilfe bedürftig konzipiert wird: Sowohl aufseiten des Säuglings (‚Trinkprobleme‘) als auch aufseiten der Mutter (Schwierigkeiten bei der Milchproduktion, Stillhaltung oder Schmerzen) werden diese Probleme mit vielfältigen Anleitungen und Techniken bearbeitet, die zugleich normative Vorstellungen über das ‚richtige‘ und ‚falsche‘ Stillverhalten sichtbar machen.

Deutlich wird auch, wie hier Mütter (und deren Brüste) in Stillberatungen ‚verobjektiviert‘ werden.

Wie sehen Eltern den Eintritt ihres Kleinkindes in eine Betreuungseinrichtung? *Anna Sieben* untersucht in ihrem Beitrag die elterlichen Vorstellungen einer guten Eltern-Kind-Beziehung anhand der Entscheidung über die außerhäusliche Kleinkindbetreuung: Gerade in dieser Schwellensituation werden Überlegungen zum Verhältnis von Nähe und Distanz relevant. Eltern haben, wie Sieben auf Grundlage qualitativen Interviewmaterials zeigt, eine starke familiäre Orientierung, eine Kultur des *intensive parenting* verinnerlicht, wenn es um das Ideal des ‚richtigen Inputs‘ für ihr Kind geht. Während die Eltern meist eine unproblematische Eingewöhnung ihres Kindes in der Tagesstätte konstatieren, beschreiben sie für sich selbst eine – wenn auch ambivalente – Verlust Erfahrung. Sieben schlägt deshalb vor, das Konzept des *intensive parenting* um das emotionale Erleben der Eltern zu erweitern.

Den Abschluss des Schwerpunktes bildet ein Beitrag, der eine aktuelle Initiative in Deutschland zum Thema Geburtserfahrung vorstellt: *Cecilia Colloseus* beschreibt auf Grundlage von teilnehmenden Beobachtungen die „Aktion Erzählcafés: Der Start ins Leben“. Zu solchen Erzählcafés lädt die Initiative u. a. Mütter unterschiedlichen Alters bzw. verschiedener Generationen ein, sich über Geburtserfahrungen auszutauschen. Damit wird auch der politische Anspruch verknüpft, die Perspektive der Gebärenden sichtbar und hörbar zu machen. Abschließend diskutiert Colloseus, wie solche Erzählungen vor dem Hintergrund des Hebammenprotestes nicht nur politisch zur Veränderung einer gesellschaftlichen Praxis hin zu mehr guter Geburtsbegleitung, sondern – anschließend an partizipative narrationsbasierte qualitative Forschungsansätze – auch methodisch genutzt werden können.

Offener Teil

Vera Cuntz-Leng leitet den Offenen Teil dieser Ausgabe mit einer Untersuchung zu den latenten queeren Bedeutungen von *Harry Potter* ein. Über die Methode des Queer Readings spürt sie diesen nach und richtet den Blick dabei zugleich auf die vielfältigen Formen von Slash-Fanfiction, die um die Geschichte des Zauberschülers entstanden sind. Die Autorin nutzt in diesem Zusammenhang das Konzept der ‚Leerstelle‘, um die vielfältigen Auslassungen, Unbestimmtheiten und Widersprüche herauszuarbeiten, die von den Slash-Fans aufgegriffen, subversiv umgedeutet und produktiv verarbeitet worden sind.

Auf der Basis einer empirischen Fallstudie in der Landesbank Berlin fragen *Max Lill* und *Andreas Heilmann* nach Ansatzpunkten und Barrieren für die Durchsetzung von mehr Geschlechtergerechtigkeit im Bankensektor. Die Autoren können zeigen, dass weibliche und jüngere männliche Führungskräfte zwar zunehmend ein egalitäres Geschlechterverhältnis und persönliche Gestaltungsspielräume in- und außerhalb der Erwerbsarbeit einfordern. Angesichts des hohen Rendite- und Kostendrucks im Finanzmarktkapitalismus blieben geschlechterpolitische Potenziale jedoch bisher blockiert.

In ihrem Beitrag „Der vergeschlechtlichte Staat“ widmet sich *Nicola Nagy* dem Verhältnis von Freiheit, Geschlecht und Staat bei Jean-Jacques Rousseau. Die Autorin

arbeitet in diesem Zusammenhang eine strategische Verbindung zwischen Rousseaus Geschlechtertheorie in *Emile oder über die Erziehung* und seiner Staatstheorie heraus und zeigt darüber, dass der französische Philosoph und Schriftsteller als Vordenker moderner, bürgerlicher Geschlechtertheorien gewertet werden kann.

Die Ausgabe wird durch Berichte zur Konferenz „FemiCare und MaskuWork. Geschlechtlichkeit im Feld der Sorgearbeit“ an der Hochschule Landshut und zur interdisziplinären Verbundtagung „Politiken der Reproduktion“ in Hannover sowie durch vier Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen GutachterInnen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.

Schwerpunkt

Waltraud Cornelißen, Anna Buschmeyer

Der lange Weg zur ‚guten‘ Schwangerschaft. Über das paarinterne Management von Dissens um die Kinderfrage und die Relevanz von Macht und Geschlecht in diesem Prozess

Zusammenfassung

Für Paarbeziehungen auf dem Weg in die Elternschaft gilt als Norm, dass ein Kind von beiden Partner_innen gemeinsam gewollt sein sollte, bevor eine Schwangerschaft eintritt. Haben Partner_innen in der Kinderfrage einen Dissens oder tritt eine Schwangerschaft ungewollt ein, so geraten sie unter Zugzwang. Der Dissens muss gemäß dieser Norm auf die eine oder andere Art gelöst, die Akzeptanz des Kindes gemeinsam vollzogen werden. Auf der Grundlage qualitativer Interviews mit Paaren, die gerade ein Kind bekommen haben, stellen wir drei Strategien vor, die von dem Partner oder der Partnerin genutzt werden, um zu einem Ergebnis zu gelangen: das stete Drängen auf ein Kind, der wechselseitige Austausch von Argumenten und die Manipulation. In diesen Prozessen spielen Fragen von Macht ebenso eine Rolle wie ein vielfältiges Geschlechterwissen, ein „Wissen“ um männliche und weibliche Körper sowie männliche und weibliche Zuständigkeiten. Dieses Wissen korrespondiert mit geschlechtsspezifischen Praktiken im Umgang mit dem Dissens. Das Zusammenspiel von Strategien, Macht und Geschlecht steht im Mittelpunkt der Analyse.

Schlüsselwörter

Kinderwunsch, Dissens, Paarbeziehung, Familienplanung, Macht, doing gender

Summary

In relationships in which a couple are planning to start a family the norm applied is that the two should share the desire to have a child before the woman gets pregnant. If partners disagree about wanting to have children or if the pregnancy is unplanned, their hand is forced. The disagreement needs to be resolved in one way or another in line with this norm. Based on qualitative interviews conducted with couples who had become parents within the last year, we present three strategies used to achieve the goal of having a child together: (1) constant pressure to have a child, (2) the exchange of lines of argumentation, and (3) manipulation. Here issues of power become relevant as do knowledge of gender and gendered bodies and doing gender processes. These correspond to ways of dealing with disagreement and a culture of problem-solving. In the following we analyze the interaction between strategies, gender and power.

Keywords

desire to have children, controversy, couples' relationships, family planning, power, doing gender

1 Einleitung und Fragestellung

In vielen Studien wird heute auf die Vervielfältigung familialer Lebensformen verwiesen (z. B. Schmidt et al. 2006: 147ff.; Jurczyk/Klinkhardt 2014: 17ff.). Dennoch ist der bundesdeutschen Gesellschaft ein *Lebensprogramm für Paare* geblieben, zu dem auch

Vorstellungen von dem ‚richtigen‘ Weg zur ‚guten‘ Schwangerschaft gehören. Diesem Programm zu folgen suggeriert noch immer Normalität und Sicherheit. Es wird von einem Lebenslaufregime (Kohli 2007; Born/Krüger 2001) mit einer entsprechenden Geschlechter-, Familien- und Vereinbarkeitspolitik gestützt. Von jungen Frauen und Männern wird im Rahmen dieses Lebensprogramms erwartet, dass sie nach einer mehr oder weniger langen Orientierungs- und Erprobungsphase eine heterosexuelle Liebesbeziehung stabilisieren, dass sich mindestens eine_r der Partner_innen, meist der Mann als potenzieller Familienernährer, beruflich etabliert und dass das Paar möglichst erst nach einer Hochzeit eine Familie gründet. Bis dahin hat das Paar zuverlässig zu verhalten. Über eine Familiengründung soll sich das Paar verständigen und vor Eintritt einer Schwangerschaft einen Konsens pro Kind erzielt haben. 92 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung sagen, dass der *gemeinsame Kinderwunsch* eine Voraussetzung für ein gemeinsames Kind ist, die „unbedingt“ erfüllt sein sollte (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 24).

Nach der Geburt eines Kindes wird gemeinhin erwartet, allerdings nicht mehr unwidersprochen hingenommen, dass Mütter die Hauptverantwortung für die innerfamiliäre Fürsorge tragen (vgl. von Alemann/Beaufaÿs/Kortendiek 2017), und es wird erhofft, dass das Paar in der Vater-Mutter-Kind-Gemeinschaft zumindest bis zur Verselbstständigung des Kindes bzw. der Kinder zusammenlebt (Scholz 2013).

In den letzten Jahrzehnten sind mit der Lockerung von Geschlechternormen und dem Zugang zu sicheren Verhütungsmitteln viele Spielräume entstanden, Schwangerschaften zu vermeiden und den Einstieg in die Elternschaft hinauszuzögern. Wegen dieser Spielräume kann unter Partner_innen vermehrt Uneinigkeit über die Kinderfrage entstehen. Auch Paare, die ein (stillschweigendes) Einvernehmen über ihren Weg in die Elternschaft haben, können in einen Dissens geraten, wenn sie unvorhergesehen von ihrem gemeinsamen Weg abkommen, etwa wenn durch den Eintritt einer nicht intendierten Schwangerschaft oder den unvorhergesehenen Verlust eines Arbeitsplatzes einvernehmliche Pläne fraglich werden. Ein besonderer Abstimmungsbedarf über die Kinderfrage entsteht auch, wenn sich die Partner_innen in unterschiedlichen Phasen des Familienzyklus befinden, wenn ein_e Partner_in etwa schon ein Kind aus einer vorangegangenen Beziehung hat, der oder die andere aber noch kinderlos ist (Brose/Corsten/Wohlrab-Sahr 1993: 299). All diese Anlässe für einen Dissens in der Kinderfrage dürften sich in den letzten Jahrzehnten vermehrt haben und es ist bisher wenig bekannt darüber, wie Paare mit dem Dissens umgehen.

Wir wollen im Folgenden drei Strategien des Managements von Dissens in der Kinderfrage vorstellen und auf der Basis von Gesprächen mit gerade Eltern gewordenen Paaren rekonstruieren, auf welcher Machtgrundlage die Strategien funktionieren und wie sie vom *doing gender* der Partner_innen geprägt sind. Wir analysieren, wie die Partner_innen versuchen, das Denken, Handeln und Fühlen des/der Anderen zu beeinflussen, und wie sie trotz der Dissensphase zu einem (weiteren) Kind kommen.¹ Dabei rekonstruieren wir sowohl die Diskurse der Partner_innen zur Kinderfrage als auch ihre Verhütungspraxen und wir fragen, ob und wie die Partner_innen ihre Schwangerschaft

1 In unserem Projekt wurden nur solche Partner_innen befragt, die letztendlich ein Kind bekommen haben. Allerdings berichten diese in ihren Interviews gelegentlich auch über frühere kinderlose, an der Kinderfrage gescheiterte Beziehungen.

im Nachhinein als ‚gute‘ Schwangerschaft deuten können. Dabei sind wir uns bewusst, dass wir hier den Umgang mit Dissens in der Kinderfrage keinesfalls erschöpfend behandeln können, denn einerseits enthielt unser Sample nur eine begrenzte Zahl von Paaren, die von einem Dissens in der Kinderfrage erzählten, zum anderen müssen wir hier die Darstellung auf drei der insgesamt acht rekonstruierten Strategien beschränken.

2 Forschungsstand zum Umgang mit Dissens

In der quantitativen Forschung wird vielfach unterstellt, dass Partner_innen ihre Zukunftspläne untereinander abstimmen und dann entsprechend handeln. Sie spricht von *bargaining* (Verhandeln) (Manser/Brown 1980; Ott 1989) oder *couple's joint fertility decision making* (z. B. Kohlmann/Kopp 1997; Bauer/Kneip 2013; Stein/Willen/Pavetic 2014). Aktuelle Zahlen für Deutschland deuten darauf hin, dass rund drei Viertel der Neugeborenen von Paaren stammen, die ca. ein Jahr vor der Geburt übereinstimmend einen Kinderwunsch geäußert hatten. 8 Prozent der ausgetragenen Schwangerschaften ergaben sich allerdings, ohne dass auch nur ein_e Partner_in vorher einen Kinderwunsch artikuliert, und 17 Prozent der Kinder stammen von Paaren, die sich in der Zeit kurz vor der Zeugung des Kindes über die Kinderfrage uneinig zeigten (Cornelißen/Abedieh/Langmeyer-Tornier 2017: Tab. 2b).

Es gibt bisher kaum Studien, die die vielfältigen Prozessstrukturen beleuchten, die zum Austragen einer Schwangerschaft führen. Eine theoretische Verortung steht ebenfalls aus. Wir gehen hier im Folgenden nur auf die aus unserer Sicht aufschlussreicheren *qualitativen* Studien ein. In den allermeisten von ihnen werden allerdings nur Frauen befragt und das Forschungsinteresse konzentriert sich auf die Verständigung der Partner_innen über ihre fertilitätsrelevanten *Intentionen*. Die gemeinsame praktische Realisierung oder Konterkarierung von Absichten in sexuellen Praktiken und beim Einsatz von Verhütungsmitteln kommen nur selten mit in den Blick (eine Ausnahme bildet hier Helfferich/Klindworth/Kruse 2005; Helfferich et al. 2016).

Ein zentraler Befund qualitativer Studien ist, dass die zumeist erwarteten Prozesse des Kosten-Nutzen-Kalküls und des Aushandelns oder Verhandelns über ein (weitere) Kind und den ‚richtigen‘ Zeitpunkt für dessen Geburt in den Erzählungen von Frauen kaum zu rekonstruieren sind. Burkart entdeckt stattdessen „interaktive Emergenzen“, „Prozesse des Abwartens“ und „Gewähren-Lassens“ und ein „intuitives Verständnis für die Ambivalenzen des Partners“ (Burkart 1994: 318), sehr subtile Praktiken also, die ähnlich auch von Cuyvers/Kalle (2002) und Rijken/Knijjn (2009) beschrieben werden. Eine offene Diskussion von Paaren über ihre eigene Familienplanung scheint danach also eher untypisch. Cuyvers und Kalle rekonstruieren in ihren Gesprächen Frauen als „pusher“ auf dem Weg in die Elternschaft (Cuyvers/Kalle 2002: 21, auch Sevón 2005; Fliegenschnee 2006). Nach Cuyvers und Kalle bringen Frauen letztlich auch die offene Debatte um Kinder häufiger auf und ihnen wird von ihren Partnern zumeist die Entscheidung über das Timing überlassen, wenn sich das Paar im Prinzip über eine (weitere) Elternschaft einig ist (Cuyvers/Kalle 2002: 24). Fliegenschnee (2006) rekonstruiert außerdem, dass Frauen sich mit ihren Kinderwünschen gegenüber ihren Partnern nur schwer Gehör verschaffen können, während diese sich oft (noch) keine Gedanken über

eine Familiengründung gemacht haben oder diesen Statusübergang abzubremsen versuchen. Sevón (2005) rekonstruiert anhand von Interviews mit Frauen, dass der Kinderwunsch heute kaum rational begründet werden kann. Rational sind ihrer Auffassung nach nur die Gründe gegen eine Schwangerschaft. Allerdings basieren die zitierten Studien (Cuyvers/Kalle 2002; Sevón 2005; Fliegenschnee 2006) alle auf Befragungen von Frauen, die Perspektive ihrer Partner auf dem Weg in die Elternschaft können sie nicht abbilden. Helfferich hat dagegen auch eine Studie zur Familienplanung mit Männern durchgeführt. In ihr finden sich Hinweise darauf, dass Männer gerne angeben, ihre Partnerinnen entscheiden zu lassen, und dass sie bereit sind, Kinder zu akzeptieren, wenn ihre Partnerinnen sie wollen (Helfferich/Klindworth/Kruse 2005: 208ff.). Einige Studien lassen also vermuten, dass sich Frauen und Männer im Paardiskurs um die Kinderfrage unterschiedlich positionieren. Der Diskursverlauf und das ‚sexuelle Herstellen‘ einer Schwangerschaft nach einer Verständigung oder trotz Dissens sowie die nachträgliche Akzeptanz einer zumindest von einem oder einer der Partner_innen nicht intendierten Schwangerschaft werden in diesen Studien aber noch kaum beleuchtet. Im Folgenden nun besteht die Absicht, diese *black box* der Paarbeziehung einen Spalt weit zu öffnen. Dabei greifen wir auf eine eigene empirische Studie zurück, deren Ziel es war, die Prozessstrukturen zu analysieren, die den vielfältigen Wegen in die Elternschaft zugrunde liegen. Wir wollten rekonstruieren, was aus der Perspektive von ‚jungen‘ Müttern und Vätern auf ihrem Weg in die Elternschaft tatsächlich passierte und von welchen Orientierungsrahmen und Normen das Denken, Fühlen und Handeln der Partner_innen bestimmt war. In diesem Zusammenhang sollte auch untersucht werden, wie das doing gender der Partner_innen in diese Prozesse eingelassen ist.

3 Vorgehen und Methode

Im Rahmen des Projektes „Wege in die (leibliche) Elternschaft. Konsens- und Dissensmanagement aus paardynamischer Perspektive“² wurden biografisch-narrative Interviews mit Partnerinnen und Partnern aus 24 Partnerschaften getrennt geführt. Zentrales Auswahlkriterium bei der Rekrutierung der Paare war, dass sie im Vorjahr ein Kind bekommen haben sollten oder gerade schwanger waren. Die ersten neun Paare wurden aus dem deutschen Paar- und Familienpanel (*pairfam*) ausgewählt, die weiteren Paare wurden nach dem Schneeballprinzip, über verschiedene Institutionen oder über persönliche Netzwerke gewonnen. Diese zweite Runde der Rekrutierung erfolgte nach dem Prinzip des *Theoretical Sampling*. Dabei fand insbesondere Berücksichtigung, dass die Herkunftsregion, der Bildungsstand, die Kinderwunschkonstellation und die Gewolltheit des Kindes variieren sollten.³ Mit manchen Personen fand ein zweites Einzelinterview statt. Mit sechs der 18 Paare fand zusätzlich ein Paarinterview statt. Beides geschah, um die Paardynamik besser zu erschließen. Zu 18 Paarbeziehungen liegen die insgesamt 36

2 Das Projekt wurde von der DFG von März 2014 bis Mai 2016 am Deutschen Jugendinstitut gefördert. Diane Nimmo und Birgit Heimerl waren Mitarbeiterinnen im Projekt und haben wichtige Anregungen für die Fallauswertung gegeben.

3 Entgegen der Absicht, stets *beide* Elternteile zu befragen, wurden schließlich auch einige Mütter in die Befragung aufgenommen, deren Partner zum Interview nicht bereit waren. Sie repräsentierten Fälle, die als Paarkonstellation nicht zu rekrutieren waren.

Interviews beider Partner_innen vor. Das Sample setzte sich aus 42 Personen zusammen, davon:

- 23 Frauen und 19 Männer, 27 mit vorwiegend westdeutscher, 13 mit ostdeutscher Sozialisation und zwei Personen mit Migrationshintergrund,
- 22 mit akademischem Abschluss, 20 mit mittlerem oder einfachem Bildungsabschluss.⁴

Durch eine Eingangsfrage wurde die Erzählung der Interviewpartner_innen auf ihre gesamte Reproduktionsbiografie fokussiert. Im Zentrum des Gesprächs stand zumeist die *letzte* Schwangerschaft. Paare mit mehreren Kindern erzählten oft aber auch von mehreren Wegen in die Elternschaft. Die Interviews dauerten in der Regel eineinhalb bis zweieinhalb Stunden.

Für die hier vorgelegte Analyse haben wir fünf Paargeschichten ausgewählt, in denen vom Dissens der Partner_innen über die Kinderfrage erzählt wurde. Vier dieser fünf Paargeschichten können aus der Perspektive *beider* Partner_innen rekonstruiert werden. Das fünfte Paar trennte sich während des Versuchs, sich über die Kinderfrage zu verständigen, und nur die Frau stand für ein Interview zur Verfügung. Auf die Auswertung von zwei *Paarinterviews*, die zu den fünf Paargeschichten zur Verfügung standen, wird hier aus Platzgründen verzichtet.⁵

Nach einer ersten thematischen Strukturierung wurden vergleichende Fallanalysen in Anlehnung an die Methode der Dokumentarischen Interpretation erarbeitet (Nohl 2012; Bohnsack 2014). Für den vorliegenden Beitrag wurde im Fallvergleich rekonstruiert, wie die Partner_innen ihr Management von Dissens erlebten und welche habitualisierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster ihren Umgang mit der Kinderfrage prägten. Wir identifizierten in den Wirklichkeitskonstruktionen der Paare insgesamt acht Strategien der Einflussnahme. Für drei dieser Strategien wollen wir hier zeigen, welche Relevanz die Macht der Partner_innen und ihr doing gender beim Dissensmanagement haben.

4 Theorieelemente zur Sensibilisierung unserer Rekonstruktion des Dissensmanagements für Macht- und Genderperspektiven

Eine empirisch fundierte Neukonzeption von Konsens- und Dissensmanagement in Paarbeziehungen rund um das Kinderbekommen steht unseres Erachtens noch aus. Erste Versuche haben einerseits Heimerl und Hofmann 2016 und andererseits Cornelißen, Abedieh und Langmeyer-Tornier 2017 unternommen. Wir halten es für un-

4 Personen mit einfachen Bildungsabschlüssen sind deutlich unterrepräsentiert. Sie waren sehr schwer zu gewinnen.

5 Die vergleichende Interpretation von Einzelinterviews und Paarinterviews von denselben Personen ist einer anderen Publikation vorbehalten.

bedingt notwendig, sich vom gängigen Modell des *fertility decision making* der quantitativen Fertilitätsforschung zu lösen, wenn man sich für den Umgang von Paaren mit ihrem Dissens in der Kinderfrage interessiert. Wir wollen das Dissensmanagement der Partner_innen hier als ein Zusammenspiel von Macht- und Genderkonstruktionen in Paarbeziehungen konzipieren, werden jedoch auf die Entwicklung einer eigenen Theorie dazu noch verzichten. Gegenwärtig scheinen uns die tauglichen Konzepte noch zu disparat.

Wir lehnen uns zunächst an Helds Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse (1978) an. Er unterscheidet zwischen einem strukturellen und einem interaktionistischen Machtkonzept. Die Vertreter_innen struktureller Machtkonzepte heben die Bedeutung klassischer Status- und Ressourcendifferenzen (Einkommen, Berufsprestige, Bildung, gesellschaftlicher Status) für die paarinternen Machtverhältnisse hervor. Das Machtkonzept mit den klassischen Variablen sozialer Ungleichheit kann die Dominanz von männlichen Familienernährern in traditionellen Familienarrangements relativ gut erklären, doch es versagt bei der Erklärung von Machtrelationen in Paarbeziehungen, in denen die Partner_innen auf ähnliche externe Ressourcen zurückgreifen können. Im Rahmen der interaktionistischen Machtkonzepte werden *innerfamiliäre* Leistungen und Ressourcen als wichtiges Fundament von Macht in Paarbeziehungen betrachtet (Safilios-Rothschild 1976). Macht gilt dann als über den Austausch von wechselseitiger Unterstützung und deren Wertschätzung interaktiv hergestellt. In den letzten Jahren werden verschiedene paarinterne Beiträge als Grundlage von Macht in Paarbeziehungen in Betracht gezogen: Zuwendung, persönliche Anerkennung und Wertschätzung, sexuelle Gratifikationen, Dienstleistungen im Haushalt etc. (Hakim 2010; Illouz 2011: 198; Wimbauer 2012; Bathmann/Cornelißen/Müller 2013: 244). Nicht an Paarbeziehungen gebunden, aber für sie ebenfalls von Relevanz scheint uns auch die von Raven (1993) erwähnte Überzeugungskraft (*informational power*). Sie basiert auf der geschickten Anordnung von glaubwürdigen Informationen und logischen Argumenten (Raven 1993: 234ff.). Auch diese Form der Macht verlangt eine Bestätigung durch das Gegenüber, das Argumente verwerfen oder akzeptieren kann. Die von Raven beschriebene *Macht der Manipulation* verdient ebenso Beachtung (Raven 1993: 236). Dabei kann es sich um eine heimliche Einflussnahme auf die Handlungsmöglichkeiten und Handlungsergebnisse der anderen Person handeln. All diese Machtstrategien, dies sei hier betont, sind in milieuspezifische Geschlechterordnungen eingebettet.

Letztlich können also vielfältige Faktoren zu dynamischen und bereichsspezifischen Machtkonstellationen zwischen Frauen und Männern in Paarbeziehungen beitragen. Naheliegender scheinen die folgenden Mechanismen:

- Kulturell verankerte, zum Teil milieuspezifische Normen familialer Arbeitsteilung legen fest, welche Ressourcen und Leistungen eine ‚gute‘ Frau bzw. ein ‚guter‘ Mann in eine Partnerschaft einzubringen habe und was eine Zweierbeziehung zu einer ‚guten‘ Partnerschaft mache. Diese Normen gestehen Frauen und Männern unterschiedliche Chancen zu, interne und externe Ressourcen zu akkumulieren, und legen deren geschlechterdifferente Deutung und Bewertung nahe. Geschlechtsspezifische Einkommenschancen (Stichwort: *gender gap*) und das familiennahe Institutionengefüge begünstigen bei Partner_innen trotz rationaler Erwägungen typische

Muster der Arbeitsteilung (Born/Krüger 2001). Dies erzeugt oft ein Machtgefälle zugunsten der (meist männlichen) familienernährenden Person.

- Die bürgerliche Geschlechterordnung sah für den Mann in der Familie eine herausgehobene Position vor, die ihm in allen familialen Belangen zumindest einen Letztentscheid zugestand. Wenn in einer Zweierbeziehung solche Zuschreibungen noch gelten, so werden die Argumente des pater familias mehr Gewicht haben als die seiner Frau. Die Überzeugungskraft von Argumenten (*informational power*) (Raven 1993: 234ff.) variiert also unter Umständen mit dem Geschlecht der Partner_innen, unabhängig von ihrem Inhalt.
- Aus der Sphärentrennung mit ihren praktischen Zuständigkeiten für spezifische alltägliche Abläufe werden in Paarbeziehungen (scheinbar logisch) auch geschlechtsspezifische *Bereiche legitimer* Entscheidungsmacht abgeleitet. Das Machtgefälle zwischen zwei Partner_innen kann also mit den Entscheidungsbereichen variieren.
- Mit der Sphärentrennung ergeben sich im Alltag von Paaren je unterschiedliche *lebenspraktische*, von der/dem anderen teils auch unbemerkte Möglichkeiten, das Verhalten und die Umwelt des bzw. der anderen zu manipulieren.

Um das Zusammenspiel der Partner_innen im Einzelfall benennen zu können, nutzen wir den Begriff der ‚Strategie‘. Er lässt die Modalität des Handlungsantriebs und die Frage, wie reflektiert oder routinemäßig gehandelt wird, bewusst offen. Es gibt also nach unserer Definition bewusste und mehr oder weniger unbewusste ‚Strategien‘, mit denen Partner_innen versuchen, auf das Denken, Handeln und Fühlen des/der anderen Einfluss zu nehmen.

5 Empirie: Strategien, Macht und Geschlecht

Anhand der Erzählungen von fünf mehr oder weniger lang anhaltenden dissidenten Phasen in Paarbeziehungen konnten aus dem Interviewmaterial insgesamt acht verschiedene Strategien des Umgangs mit Dissens rekonstruiert werden, kooperative und weniger kooperative. Aus diesen acht haben wir für den vorliegenden Aufsatz drei ausgewählt, die wir nun näher betrachten wollen. An ihnen lässt sich das Zusammenspiel von Macht und Geschlecht auf dem Weg in die Elternschaft besonders gut nachzeichnen.

5.1 „Steter Tropfen höhlt den Stein“

Eine recht verbreitete Strategie, den Weg in die Elternschaft voranzutreiben, wird von Cuyvers und Kalle (2002) als „steter Tropfen höhlt den Stein“ bezeichnet. Gemeint ist eine mehr oder weniger bewusste Strategie, alle möglichen Anlässe im Alltag zu nutzen, um die Kinderfrage ins Gespräch zu bringen, die/den Partner_in mit den Reaktionen zu beobachten und wenn möglich zu beeinflussen. Bei dieser Strategie wird in den von uns untersuchten dissidenten Phasen das Geschlecht der Partner_innen insofern relevant, als es eher *Männer* sind, die diese Strategie des ständigen Drängens ihren *Frauen* zuschreiben und dies auf Dauer zumeist als sehr unangenehm empfinden. Allerdings erlebt in unserem kleinen Sample auch eine Frau, dass sie von ihrem Partner

ständig mit der Kinderfrage ‚belästigt‘ wird. Zunächst ein Beispiel für das vorherrschende Muster:

Franz Kreitl erzählt, dass seine Frau Roswitha das Thema Kind immer wieder anspricht:

„Ja, also ich hab mir da viel weniger Gedanken gemacht. Aber das ist immer meine Frau, wo da praktisch mir das Gespräch/ also einfach, weil sie auch eine Frau ist wahrscheinlich glaub ich, dass es da daran liegt. Und wenn man irgendwo Babys sieht oder wenn im Bekanntenkreis irgendwer ein Kind kriegt, dann wollen sie auch eins, die Frauen, keine Ahnung, manchmal.“ (FK, EI: 168–172)⁶

Wie das Zitat belegt, betrachtet Franz Kreitl das ständige Drängen seiner Frau als Ausdruck ihm unbegreiflicher Weiblichkeit. Er nimmt hier eine Vergeschlechtlichung des „steten Tropfens“ vor.

Obwohl die Strategie des steten Drängens eher weiblich konnotiert ist, finden wir in unserem Sample auch einen Mann, Henning Grau, der nach diesem Muster eine Familiengründung voranzutreiben versucht. Seine Partnerin Anita Schwarz erzählt:

„Ja, also er hat’s auch immer wieder angesprochen. Immer wieder, immer wieder. Und er wusste auch, dass es mir unangenehm ist, aber ... Er wollte das dann halt.“ (AS, EI2: 112–113)

Auch für Anitas Freundinnen ist das stete Drängen eine ‚weibliche‘ Strategie. Deshalb machen sie sich über Henning lustig, denn „das kennen sie nicht von Männern, das kennen sie eher von Frauen“ (AS, EI2: 122–123). Anita erzählt:

„ja, das war dann halt für die (ihre Freundinnen) auch lustig. Die haben dann immer gefragt so, ne? Die haben dann immer gefragt ‚Was ist mit dem Vati und wann kriegt er denn?‘ Und das wurde dann irgendwann auch so ein Running Gag.“ (AS, EI2: 296–299)

Wer sich der (vermeintlich) weiblichen Strategie des ‚steten Tropfens‘ bedient, läuft bei Uneinigkeit über die Kinderfrage offensichtlich schnell Gefahr, nicht ernst genommen zu werden. Ein Mann macht sich mit dieser ‚unpassenden‘ Strategie besonders lächerlich, da er im *doing masculinity* ‚versagt‘.

Anita lässt sich von Hennings Drängen ebenso wenig beeindruckt wie Franz Kreitl von Roswithas. Der „stete Tropfen höhlt“ in den Fällen, in denen sich die Partner_innen uneinig sind, keinen „Stein“. Diese Strategie bleibt bei unseren dissidenten Paaren völlig wirkungslos.

5.2 Der Austausch von Argumenten – Versuche der Versachlichung

Eine andere Strategie, einem Konsens in der Kinderfrage näherzukommen, besteht im Austausch von Argumenten. Wie das Geschlecht in solch einem Austausch relevant werden kann, soll hier an zwei Beispielen aufgezeigt werden, einerseits bei den Rekursen der Partner_innen auf die enger begrenzte Fertilitätsphase von *Frauen* (5.2.1) und

6 Die Angaben zu den Interviews setzen sich aus den Initialen des Pseudonyms der Interviewpartner_innen (z. B. FK für Franz Kreitl) und der Abkürzung EI für Einzelinterview zusammen. Wenn mit einer Person zwei Einzelinterviews geführt wurden, wurde das erste als EI1 und das zweite als EI2 bezeichnet.

andererseits bei der Rekonstruktion der *Sphären*, denen die Argumente von Frauen und Männern für oder gegen eine Schwangerschaft jeweils zuzuordnen sind (5.2.2).

5.2.1 Rekurse auf die begrenztere Fertilitätsphase von Frauen

Im demografischen Diskurs der Bundesrepublik Deutschland scheint selbstverständlich, dass das Alter werdender *Mütter* besondere Beachtung verdient. Das Institut für Demoskopie Allensbach befragte 2004 zum Beispiel in einer Studie, die sich insgesamt an Frauen *und* Männer richtete, nur die *Frauen* nach dem optimalen Alter *für eine Frau*, Kinder zu bekommen (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 19). So wundert es nicht, dass in Paarbeziehungen mit Dissens in der Kinderfrage der Rekurs auf Altersnormen für Elternschaft ein deutlich vergeschlechtlichtes und gleichzeitig recht verbreitetes Argument zugunsten der Realisierung eines Kinderwunsches sein kann.

In der oben genannten Studie sprechen sich 78 Prozent der Befragten dafür aus, dass Frauen bis zum 26. Lebensjahr ihr erstes Kind bekommen haben sollten (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 19). Entsprechend sind auch die von uns befragten Frauen mit einem Wissen darüber ausgestattet, dass sie die Umsetzung eines Kinderwunsches nicht zu lange aufschieben sollten. Mit diesem Wissen legitimieren Frauen häufig ihre Initiative, eine Entscheidung herbeizuführen, aber auch ihr Drängen auf ein Kind. So erzählt Roswitha Kreitl, die mit Anfang 30 mit ihrem Mann um sein Einverständnis zu einem zweiten Kind ringt:

„Und dann hab ich halt immer öfter gesagt, ‚jetzt aber dann mal‘ (leise, vorsichtig, ‚geduckt‘), weil ich werd ja auch nicht jünger (lacht leise).“ (RK, EI: 220–221)

So wie Roswitha Kreitl ihr Argument im Interview vorbringt, leise, vorsichtig und „geduckt“, macht sie nonverbal deutlich, dass sie sich in einer schwachen Position gegenüber ihrem Ehemann sieht. Sie hat tatsächlich wenig Macht in ihrer neotraditionalen Ehe, deren Fortbestand für sie außer Frage steht.

Eine andere Frau, Sabine Partschefeld, spricht ihren Kinderwunsch zu einem deutlich günstigeren Zeitpunkt in der Paarbeziehung an. Die Beziehung ist noch frisch und sie kann glaubhaft ankündigen, dass sie Simon verlassen würde, wenn er keine Kinder haben wolle. Mit Mitte 20 gesteht sie ihm, dass sie „unbedingt“ einmal eine eigene Familie gründen möchte, und bittet:

„Bitte lass mich mit dir keine Zeit vergeuden. Weil ich auch begrenzt Zeit habe, Kinder zu bekommen, und wenn du dir sicher bist, dass du wirk-/ also dass du gar keine Kinder haben möchtest, dann musst du mir das sagen, weil sonst sind wir noch zehn Jahre zusammen und dann werfen wir’s uns gegenseitig vor und dann haben wir uns gegenseitig vielleicht unser Leben verpfuscht. Da haben wir auch nix davon, das tut zwar dann vielleicht in dem Moment weh, aber dann müssten wir uns trennen.“ (SP, EI: 109–114)

Anders als Roswitha, die verheiratet ist und bereits ein Kind mit Franz hat, fühlt sich Sabine auf Simon noch nicht so festgelegt. Sabine kann ihrem Partner überzeugend vermitteln, dass er sie nur dann als Freundin behalten kann, wenn er sie, wie er uns erklärt, „auch als Mutter annimmt“ (SS, EI: 498–499). Tatsächlich lässt Simon sich auf Sabines Wünsche ein. Sie verfügt zu dem Zeitpunkt, zu dem sie die Kinderfrage anspricht, über mehr „Beziehungsmacht“ (Bathmann/Cornelißen/Müller 2013: 244) bzw. das höhere

„erotische Kapital“ (Hakim 2010) oder mehr *attraction power* (Raven 1993). Sie kann eine „emotionale Herrschaft“ (Illouz 2011) über Simon ausüben.

Das Alter der Frau wird nicht nur von Partnerinnen als Argument für eine baldige Schwangerschaft genutzt, sondern vereinzelt auch von ihren Partnern. Jens Müller versucht z. B. seine ca. dreißigjährige Frau zu drängen, endlich der eigentlich beschlossenen Umsetzung des Kinderwunsches nachzukommen, indem er auf ihr zunehmendes Risiko, ein krankes bzw. behindertes Kind zu bekommen, anspielt.

Die genannten Beispiele bilden ein Allgemeinwissen ab, nachdem es nur bei Frauen altersbedingte Fertilitätsstörungen gäbe. Dass auch bei Männern mit zunehmendem Alter die Zeugungsfähigkeit – und häufig auch die Bereitschaft, sich um ein kleines Kind zu kümmern, – sinkt, wird in unseren Interviews nur einmal ganz am Rand thematisiert.

5.2.2 Der Austausch von Argumenten für und gegen ein (weiteres) Kind entlang der Sphärentrennung

Die Trennung der Sphären von Erwerbssystem und Familie (Buschmeyer/Lengersdorf 2017) und die damit zumindest in (neo)traditionalen Paarbeziehungen verknüpfte Grenzziehung zwischen ‚weiblicher‘ Sorgearbeit und ‚männlicher‘ Erwerbsarbeit wirkt hinein bis in die Argumente, die Frauen und Männer in ihren Austausch über die Kinderfrage einbringen. Dies lässt sich in unserem Sample bei Roswitha und Franz Kreitl sehr gut rekonstruieren, die in einem recht traditionellen Geschlechterarrangement im „Vereinbarkeitsmodell mit männlicher Versorgerehe“ (Pfau-Effinger 2014: 191) leben. Er argumentiert aus der Perspektive des Familienernährers und zeigt sich absolut sicher, dass die von ihm vorgebrachten finanziellen Gesichtspunkte über Jahre zwingend gegen ein weiteres Kind sprechen:

„Sie war in der Ausbildung, und dann hat sie erst mal gearbeitet, und dann haben wir das Haus da gebaut, und dann/ da war das gar kein Thema. Das war ja logisch, man kann ja nicht/ das wäre ja Irrsinn. Es wäre finanziell gar nicht gegangen und dann/ nee, nee.“ (FK, EI: 253–256)

Mit der Einschätzung, „das wäre Irrsinn gewesen“, zeigt er, dass er den Aufschub des geplanten zweiten Kindes als einzig vernünftige Lösung ansieht. Er beansprucht für sich im Habitus eines Familienpatriarchen die *legitime Macht* (Raven 1993), über das Wohl der ganzen Familie zu entscheiden. Vom Dissens des Paares um ein mögliches zweites Kind erzählt Roswitha:

„also ich hätte jetzt nicht so unbedingt die acht Jahre dann warten müssen. Aber er schaut halt in die Zukunft, ja, jetzt mach erst mal die Ausbildung fertig und jetzt arbeiten wir erst mal ein bisschen‘. Ja, dann hab ich das gemacht und gemacht, und dann hab ich gewartet, ja jetzt hat’s irgendwie/es passt ja nie. Es passt ja eigentlich nie, hab ich dann auch so festgestellt.“ (RK, EI: 207–213)

Roswitha erinnert sich im obigen Zitat an die vorausschauenden Argumente ihres Mannes, die sie über Jahre überzeugten. Gleichzeitig gibt sie zu verstehen, dass mit seiner auf die ökonomische Sicherung der Familie ausgerichteten Argumentation kein „richtiger“ Zeitpunkt für ein zweites Kind zu finden war. „Es passt ja eigentlich nie“, sagt sie. Der Argumentation ihres Mannes setzt sie, wie sie erzählt, „immer öfter“ eine ei-

gene entgegen, die ihrer Ansicht nach *für* eine baldige Schwangerschaft spricht: ihr zunehmendes Alter und die zunehmende Schwierigkeit, sich in einer Familie mit einem Schulkind noch einmal auf die Unselbstständigkeit eines Neugeborenen und Kleinkindes einzustellen, der wachsende Altersabstand zwischen den Geschwistern, der die beiden Kinder zu zwei Einzelkindern machen würde. Sie erwähnt auch den Wunsch ihres Sohnes nach einem Geschwisterchen und schließlich ihre Wünsche nach künftig unabhängiger Freizeitgestaltung als Paar, wenn die Kinder aus dem Größten heraus sind. Mit all diesen Argumenten hat sie die *Sphäre des familialen Zusammenlebens* im Blick. Roswitha nimmt zumindest uns gegenüber eine durchdachte Zukunftsplanung in Anspruch. Im Interview mit Franz erfahren wir von Roswithas Argumenten allerdings gar nichts. Er beschreibt nur ihr unangenehmes Drängen auf ein zweites Kind.

Die Kreitls reproduzieren beide mit der Wahl ihrer Argumente die etablierte Vergeschlechtlichung der segregierten Verantwortlichkeiten einerseits für die ökonomische Absicherung der Familie und andererseits für das persönliche Wohlergehen jedes einzelnen Mitglieds. Während Roswitha seine ökonomische Perspektive über Jahre als handlungsleitend akzeptiert, sieht er in ihrem Drängen einen Ausdruck emotionaler Weiblichkeit ohne Handlungsrelevanz (vgl. auch Roswithas erfolgloses *constant dripping*). Insofern stehen sich die beiden Perspektiven auf die Kinderfrage nicht gleichberechtigt gegenüber. Seine Perspektive scheint zumindest ihm als einzig vernünftige und deshalb überlegen. Das prinzipiell von beiden vorgesehene zweite Kind wird seiner Vorstellung entsprechend weiter auf ungewisse Zeit verschoben.

Die traditionelle Arbeitsteilung gibt Männern nicht nur Anlass, ökonomische Gründe gegen ein Kind anzuführen. Zwei Männer, die als Kind oder als Elternteil nach einer Trennung erlebt haben, wie ihre Väter oder sie selbst zu reinen ‚Zahlvätern‘ werden können, antizipieren für sich auch, dass sie den Kontakt zu ihrem Kind verlieren könnten. Diese Sorge erschwert ihnen die Entscheidung für ein Kind. So ist Simon Schmidt lange Zeit unschlüssig, ob er in seinem Leben einmal Kinder haben möchte. Er begründet dies damit, dass er selbst wegen der Trennung seiner Eltern vaterlos aufgewachsen ist. Er möchte möglichen Kindern, aber auch sich selbst als möglichem Vater eine solche Erfahrung ersparen. Im Mittelpunkt seiner Begründungsstrategie stehen nicht finanzielle Erwägungen, sondern das psychische Wohlergehen der potenziellen Familie.

Während sich bei manchen Paaren, wie bei den Kreitls, die bürgerliche Sphärentrennung in der Wahl der Argumente pro und kontra Kind dokumentiert, ohne expliziert zu werden, gibt es auch Personen, die die Sphärentrennung deutlich explizieren. So insistiert Anita Schwarz zumindest im Interview explizit darauf, dass ihr als Frau das Recht zusteht, die Initiative im Diskurs um die Kinderfrage zu übernehmen und maßgeblich an den Vorbereitungen für eine Familiengründung beteiligt zu sein. Sie beobachtet Hennings Vorbereitungen mit großem Argwohn. Seine Aktivitäten beschränken sich nicht auf das schon beschriebene Drängen auf ein Kind (vgl. 5.1). Er kauft auch ein Haus, explizit mit Kinderzimmer, und richtet es ein. Er erzählt ihr, dass er beim Arzt war, um seine Fruchtbarkeit überprüfen zu lassen. Schließlich fällt ihr auf, dass er sich mit Schwangerschaften inzwischen besser auskennt als sie. Damit hat er eindeutig eine rote Linie überschritten, die ihrer Meinung nach die Geschlechter voneinander trennt. Sie kommentiert seine Vorbereitungen mit den Worten:

„und ich dachte immer, ‚Moment, ich bin die Frau‘ (lacht leicht belustigt), weibliche Gene, ich muss das machen. Nicht er. Das ist mein Job. Ja, und irgendwann hab ich dann gedacht, ‚ach ja, wenn ich mal schwanger bin, ne, dann ist er mehr schwanger als ich‘ (genervt und entrüstet). Wo bin ich denn dann als Frau?“ (AS, E2: 302–311)

5.2.3 Manipulation als Durchsetzungsstrategie – vergeschlechtlichte Verhütungsroutinen als Machtfaktor

Oft hat die/der Partner_in, die/der über mehr finanzielle Mittel oder mehr Beziehungen verfügt, besondere Möglichkeiten, die Umwelt der/des anderen zu manipulieren. Hier soll aber auf eine besondere Form der Manipulation aufmerksam gemacht werden, die sich speziell im Ringen um die Kinderfrage bietet. Für diese Strategie ist nämlich von Bedeutung, in wessen Verantwortung die Verhütung routinemäßig liegt.

Zur Verhütung kommt heute am weitaus häufigsten die sog. Pille mit Östrogen und Gestagen zum Einsatz. Sie wird von *Frauen* eingenommen und gilt als theoretisch sehr sicher. Auch neu entwickelte Hormonpräparate und die sog. natürlichen Verhütungsmethoden setzen mit Zyklusbeobachtung und Temperaturmessungen am *weiblichen* Körper an. Mit dem Kondom steht allerdings auch ein theoretisch sicheres Verhütungsmittel zur Verfügung, das am *männlichen* Körper ansetzt. Das Kondom erfreut sich bei Paaren zumeist allerdings keiner großen Beliebtheit (Seyler 2005). Als unsichere Verhütungsmethode, bei der der Mann die Verantwortung übernimmt, ist der *Coitus interruptus* zu erwähnen.

Mit dem Vorherrschen von Verhütungsmethoden, die am weiblichen Körper ansetzen, sehen sich Frauen häufig allein in der Verantwortung, auf die regelmäßige Anwendung der Methode zu achten und das Zusammenspiel zwischen Verhütungsmitteln und ihrem vielleicht auch einmal unregelmäßigen Zyklus oder kranken Körper zu achten sowie ggf. andere Verhütungsmethoden zusätzlich zu ergreifen oder anzunehmen. Entsprechend – wiewohl keineswegs zwingend – werden Pro- und Kontrazeption in den meisten von uns untersuchten Paarbeziehungen von den Frauen gesteuert.

Frauen ziehen die Verantwortung für die Verhütung in ihren Partnerschaften nicht erst an sich, wenn sie den Eindruck gewinnen, sie seien sich mit ihrem Partner in Bezug auf die Kinderfrage uneinig. Sie übernehmen die Verhütungsroutine vielmehr sehr oft von Anfang an, manchmal sogar auch ohne Absprache, eventuell auch dadurch, dass sie Kondome bereithalten. Roland Weiß zum Beispiel, der schon einige Erfahrungen mit Online-Dating hat, erkundigt sich bei seinen eher flüchtigen Kontakten keineswegs immer, wie seine Partnerinnen verhüten. Manchmal nutzt er Kondome, aber nicht regelmäßig. Um uns das Zustandekommen der ungewollten Schwangerschaft von Anita Schwarz zu erklären, sagt er:

„ich wusste nicht, dass meine Freundin nicht verhütet quasi. Sie hat [...] quasi keine Pille genommen oder sowas/ das wusste ich nicht und ja. Wir haben da schon was getan, aber das hat wohl nicht ausgereicht.“ (RW, E1: 65–67)

In unserem Sample übernehmen die Partner selten Verantwortung für die Verhütung, aber sie erwarten, dass ihre Partnerinnen perfekt verhüten, solange sie selbst kein Kind wollen. Sie gehen also davon aus, dass ihre Partnerinnen der Norm des gemeinsamen Kinderwunsches entsprechend handeln. Am Beispiel von Roswitha Kreidl lässt sich zeigen, wie Frauen ihre Zuständigkeit für Verhütung zur *Manipulation* im Sinne von Raven (1993) nutzen können.

Nachdem Roswitha Kreitl über Jahre vergeblich versucht hat, ihrem Mann die Zustimmung zu einer zweiten Schwangerschaft regelrecht ‚abzubetteln‘ (vgl. RK, EI: 296), setzt sie die einzige ihr verbliebene Macht ein, die Manipulation: Ohne ihren Mann zu informieren und ohne dass ihm dies auffällt, setzt sie die Pille ab. Mit sorglosem Sex zeugt Franz sein zweites Kind.

Ist Familienplanung also eine Praxis, auf die Männer keinen Einfluss haben? Jens Müller ist davon überzeugt. Er und seine Frau Ruth sind schon sehr lange ein Paar und diskutieren immer mal wieder, wann sie eine Familie gründen wollen oder ob sie darauf besser verzichten. Schließlich scheint der Zeitpunkt gekommen, zu dem sich beide einig sind, dass eine Schwangerschaft eintreten soll. Kaum ist diese Entscheidung gefallen, bekommt Ruth aber große Angst vor der anstehenden Veränderung in ihrem Leben. Sie schlägt Jens vor, dass sie weiter verhütet, nicht mehr mit der Pille, sondern mit der Kalendermethode. Er akzeptiert dies widerwillig. Jens Müller meint erkennen zu müssen, „wie wenig Familienplanung in seiner Hand liegt.“ Er sagt:

„Denn eine Frau, wenn sie wollte, könnte ja zu jedem Zeitpunkt entweder schwanger werden, oder eben nicht, ... ohne, dass ich einen Einfluss darauf hätte.“ (JM, EI: 185–186)

Er formuliert hier eine starke These zur Ohnmacht von Männern bei reproduktiven Entscheidungen. Diese Ohnmacht erleben auch andere Männer. Sie basiert nicht, wie Jens Müller vermutet, auf biologischen Gegebenheiten, sondern darauf, dass Männer wie er die Sphärentrennung respektieren oder andere Männer in unserem Sample angesichts einer ungewollten Schwangerschaft durch den § 218 StGB dazu gezwungen sind, sich der Entscheidung ihrer Partnerinnen zu fügen.

Dass bei vielen Paaren – jedenfalls in unserem Sample – die habitualisierte Zuständigkeit für Verhütung bei den *Partnerinnen* liegt, bietet diesen die Gelegenheit, in der Kinderfrage die Machtstrategie der Manipulation zu nutzen. Dass sie dies doch eher selten – und wie eine unserer Befragten wohl nur als *Ultima Ratio* – tun, interpretieren wir als weiteren Hinweis auf die Orientierungskraft der Norm des *gemeinsamen* Kinderwunsches. Männern stünden analoge Wege der Manipulation offen, wenn sie sich vorher lange genug in Sachen Verhütung als verlässliche und vertrauenswürdige Kooperationspartner erwiesen hätten. Doch das Verhüten scheint wie das Gebären von vielen (auch Frauen) der ‚weiblichen‘ Sphäre zugerechnet zu werden.

6 Zusammenfassung, Diskussion der Ergebnisse und Fazit

Grundsätzlich teilen alle von uns befragten Paare die Norm, dass einer Schwangerschaft ein *gemeinsamer Kinderwunsch* vorausgehen soll. Diese Norm bringt Paare, die sich in dieser Frage *nicht* einig sind, früher oder später in einen Zugzwang: Irgendwann müssen sie sich mit ihrem Dissens auseinandersetzen. Sie versuchen, wie wir zeigen konnten, aufeinander Einfluss zu nehmen, dem Einfluss der/des anderen nachzugeben oder ihn abzuwehren.

Die hier beschriebenen Strategien der Einflussnahme auf das Denken, Fühlen und Handeln der/des anderen sind drei Elemente einer komplexen Prozessstruktur des Dissensmanagement. Kein/e Partner_in ist auf nur eine einzige Strategie festgelegt. Auf

eine weichere (kooperative) Gangart, z. B. das *constant dripping* oder das Warten, kann ein/e Partner_in eine härtere Gangart folgen lassen, etwa die Manipulation oder das Einlegen von Rechtsmitteln.

Strategien, die wir rekonstruieren konnten, entsprechen kaum dem in der Forschung bisher oft unterstellten Abwägen und Verhandeln (*Bargaining*), das in eine verbindliche Vereinbarung mündet und gemeinsam konsequent umgesetzt wird.⁷ Die hier betrachteten dissidenten Paare schnüren kein Verhandlungspaket und setzen die Vereinbarung dann um; sie betreiben vielmehr eine ‚Politik der kleinen Schritte‘, ein „Sich-Durchwursteln“ (Schimank 2010: 110). Das Resultat korrespondiert nur zum Teil mit den ursprünglichen Absichten der Partner_innen.

Bei einem Paar beobachten wir beispielsweise, dass die Paarbeziehung über dem Dissens zerbricht. Das hatten die beiden ursprünglich nicht intendiert. Bei zwei Paaren beobachten wir, dass sie eine Schwangerschaft akzeptieren, die entweder beide Partner_innen oder zumindest eine/r unbedingt vermeiden wollte. Ein anderes Paar geht zu einer weniger sicheren Verhütungsmethode über. Daraus resultiert dann eine Schwangerschaft, die ihnen ganz unverhofft die weitere Diskussion erspart. Diese drei Schwangerschaften, deren Eintritt nicht vorgesehen oder sogar heiß umkämpft war, werden von den Partner_innen im Nachhinein dennoch als ‚gute‘ Schwangerschaften in die jeweilige Biografie integriert: Der Mann, der Opfer einer Manipulation wurde, gibt uns gegenüber zu verstehen, er habe im Vorfeld seine Zustimmung dazu gegeben, dass seine Frau die Pille absetzt, es habe also einen Konsens in der Verhütungsfrage gegeben. Ein anderes Paar zeigt sich im Nachhinein erleichtert, weil ihm der Eintritt einer umstrittenen Schwangerschaft die weitere Debatte erspart, und ein drittes Paar, das sich noch kaum kannte, als die Schwangerschaft eintrat, zeigt sich sicher, dass ihnen gar nichts Besseres als diese ungewollte Schwangerschaft hätte passieren können. Nur einem der dissidenten Paare gelingt es, sich vor Eintritt der Schwangerschaft über einen gemeinsamen Kinderwunsch zu verständigen.

Statt des vielbeschworenen *Bargainings* beobachten wir bei Dissens in der Kinderfrage eine Paardynamik, die einerseits von Normen wie dem Lebensprogramm für Paare und den geschlechtersegregierenden Zuständigkeitssphären, andererseits von starken Emotionen, Ängsten und Sehnsüchten geprägt ist. Gleichzeitig spielen sexuelle Begehren und Verhütungspraxen eine Rolle, die nicht mit den erklärten Absichten aller Partner_innen korrespondieren. Auch die kaum bewussten routinemäßigen Zuständigkeiten als Mann und Frau steuern das interaktive Geschehen, das für den Weg in die Elternschaft bedeutsam wird. Unser Material legt nahe, dass die in der (hauptsächlich quantitativ ausgerichteten) Fertilitätsforschung in den Vordergrund gerückte langfristige Lebensplanung bei dissidenten Paaren für deren Weg in die Elternschaft kaum von Bedeutung ist.

Wie einige qualitative Studien zeigten, sehen sich Frauen vielfach in der Position der „pusher“ auf dem Weg in die Elternschaft und werden als solche auch von ihren Part-

7 Bei einem hier nicht näher vorgestellten Paar lassen sich Ansätze des *Bargainings* beobachten. Dabei geht es in erster Linie darum, dass er anbietet, eine von ihm nicht gewollte, aber bereits eingetretene Schwangerschaft zu akzeptieren, wenn sie im Gegenzug bereit ist, auf ihrer Seite andere Kosten im gemeinsamen Haushaltsbudget einzusparen. Die Umsetzung scheidet an einer Fehlgeburt. Dieser überaus komplexe Fall wird andernorts dargestellt werden.

nen identifiziert. Die Partner beschreiben vielfach das stete Drängen ihrer Partnerinnen. Diese Strategie, die in der Literatur als „steter Tropfen höhlt den Stein“ bezeichnet wird, scheint weiblich konnotiert und erweist sich in unserem Sample als völlig erfolglos.

In manchen Beziehungen gibt es den Versuch, den Diskurs um die Kinderfrage und ggf. das richtige Timing eines Kindes zu versachlichen. In diesem Zusammenhang spielt das *Argumentieren* pro oder kontra Kind eine zentrale Rolle. Ein beliebtes Argument der Befürworter_innen einer baldigen Schwangerschaft ist die begrenzte Fertilität von Frauen (und nicht die von Männern). Zusätzlich ist aus einigen Erzählungen der Partner_innen zu rekonstruieren, dass sich in den Bündeln von Argumenten, die sie vorbringen, die Trennung der ‚männlichen‘ Verantwortung als Familiernährer und der ‚weiblichen‘ Zuständigkeit für das Wohlbefinden jedes einzelnen Familienmitglieds widerspiegelt. So wird die männlich geprägte Position des Familiernährers genutzt, um mit Blick auf die finanzielle Absicherung der eigenen Familie gegen (weitere) Kinder zu argumentieren. Die Unterschiedlichkeit ihrer Perspektiven kann es den Partner_innen sehr erschweren, einen Konsens zu finden, weil keine/r die Argumente des/der anderen für sich als bedeutsam anerkennen kann.

Die Lebensqualität der Familienmitglieder führen gelegentlich auch Männer ins Feld, in unseren Fällen *gegen* ein Kind. Angesichts von Trennungserfahrungen befürchten sie, sich früher oder später von einem möglichen Kind trennen zu müssen. Sie beschränken sich bei der Suche nach Begründungen gegen ein Kind also nicht immer auf die finanzielle Perspektive, sondern bringen auch Angst vor persönlichen Verlusten ein. So geraten gelegentlich die traditionellen Muster emotionaler Weiblichkeit und rationaler Männlichkeit durcheinander. Dies zeigt, dass sich die traditionellen Bilder im Hinblick auf die Emotionalität potenzieller Väter durchaus wandeln können.

Mit der verbreiteten Zuständigkeit für Verhütung haben Frauen in Paarbeziehungen einige Manipulationsmöglichkeiten in der Hand. Die starke Norm, dass einem Kind ein gemeinsamer Kinderwunsch vorausgehen sollte, impliziert allerdings, dass die mächtigere Position in der Partnerschaft eigentlich nicht ausgespielt werden darf. Handelt eine/r der Partner_innen entgegen der Norm, braucht sie bzw. er zumindest nachträglich eine auch von der Partnerin bzw. vom Partner akzeptierbare Legitimation und letztendlich auch die Gewissheit darüber, dass sie bzw. er die Versorgung des Kindes mittragen wird.

Wir konnten zeigen, dass die Macht, in Zweierbeziehungen über die Kinderfrage zu entscheiden, wenig eindeutig verteilt ist, weil sie sich aus unterschiedlichen Quellen speist, insbesondere aus der Attraktivität der Partner_innen füreinander, aus der Legitimation, kulturell zugewiesenen (oder rechtlich regulierten) Zuständigkeit und aus der Manipulation. In der Paarbeziehung verfügt jede/r Partner_in über ein relatives Machtpotenzial gegenüber dem/der anderen, das sie bzw. er situativ einsetzen kann. Da die Machtrelationen im Paar zumindest zum Teil von sozial strukturierten Geschlechterverhältnissen und von kulturell verankerten Geschlechterbildern geprägt sind, ergeben sich einige geschlechtsspezifische Muster im Umgang mit Dissens – keineswegs, so konnten wir zeigen, sind diese jedoch so eindeutig und so zwingend, wie es das alltägliche Geschlechterwissen nahelegt. Die Norm der *gemeinsamen Entscheidung zum Kind* schafft bei beiden Partner_innen eine große Abhängigkeit von der Haltung der/des anderen.

Ohne Zweifel gibt dieser Beitrag nur einen ersten, eher zufälligen Einblick in die *black box* der Paarbeziehung im Vollzug des Dissensmanagements. Doch dürfte er deut-

lich machen, dass sich das Dissensmanagement nicht, wie so oft angenommen, auf das Verhandeln der Kinderfrage und die konsequente Umsetzung eines Verhandlungsergebnisses beschränkt.

Literaturverzeichnis

- Alemann, Annette von; Beaufaÿs, Sandra & Kortendiek, Beate (Hrsg.). (2017). *Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre* (GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 4). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Bathmann, Nina; Cornelißen, Waltraud & Müller, Dagmar (2013). Gehen oder bleiben? Getrennt oder zusammen? Die paarinterne Bewältigung von beruflichen Mobilitätsanforderungen. In Nina Bathmann, Waltraud Cornelißen & Dagmar Müller, *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen* (S. 183–250). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Bauer, Gerrit & Kneip, Thorsten (2013). Fertility From a Couple Perspective: A Test of Competing Decision Rules on Proceptive Behaviour. *European Sociological Review*, 29(3), 535–548. <http://dx.doi.org/10.1093/esr/jcr095>
- Bohnsack, Ralf (2014). Habitus, Norm und Identität. In Werner Helsper, Rolf-Torsten Kramer & Sven Thiersch (Hrsg.), *Schülerhabitus. Studien zur Schul- und Bildungsforschung 50* (S. 33–55). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Born, Claudia & Krüger, Helga (2001). Das Lebenslaufregime der Verflechtung: Orte, Ebenen und Thematisierungen. In Claudia Born & Helga Krüger (Hrsg.), *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime* (S. 11–26). Weinheim: Juventa.
- Brose, Hanns-Georg; Corsten, Michael & Wohlrab-Sahr, Monika (1993). *Soziale Zeit und Biographie. Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Burkart, Günter (1994). *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*. Stuttgart: F. Enke.
- Buschmeyer, Anna & Lengersdorf, Diana (2017). Sphärentrennung und die Neukonfiguration von Männlichkeiten. Theoretische Erörterungen und empirische Befunde. In Annette von Alemann, Sandra Beaufaÿs & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre* (GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 4) (S. 92–107). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Cornelißen, Waltraud (2016). Das Timing von Kindern. Relationale Praktiken in spätmodernen Beziehungswelten. *Journal für Psychologie*, 24(1). Zugriff am 26. April 2017 unter <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/396/432>.
- Cornelißen, Waltraud; Abedieh, Jasmin & Langmeyer-Tornier, Alexandra (2017 [im Erscheinen]). Wege in die Elternschaft. Kein Kind ohne vorgängigen Kinderwunsch seiner Eltern? *Zeitschrift für Familienforschung*, 29(2).
- Cuyvers, Peter & Kalle, Pieter (2002). *Caring for the Next Generation. Family Life Cycle, Income and Fertility Decisions*. Den Haag.
- Fliegenschnee, Katrin (2006). “Children should be a part of my life, but I don’t know how to manage it.” *A qualitative fertility study of highly educated women in Vienna*. Vienna Institute of Demography.
- Hakim, Catherine (2010). Erotic Capital. *European Sociological Review*, 26(5), 499–518. <http://dx.doi.org/10.1093/esr/jcq014>

- Heimerl, Birgit & Hofmann, Peter (2016). Wie konzipieren wir Kinderkriegen? Normativer Rationalismus versus empirische Praxisforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 45(6), 410–430.
- Held, Thomas (1978). *Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse*. Darmstadt: Luchterhand.
- Helfferrich, Cornelia; Klindworth, Heike & Kruse, Jan (2005). *Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Vertiefungsbericht*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Helfferrich, Cornelia; Klindworth, Heike; Heine, Yvonne & Wlosnewski, Ines (2016). *frauen leben 3 – Familienplanung im Lebenslauf von Frauen – Schwerpunkt: Ungewollte Schwangerschaften*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Illouz, Eva (2011). *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.
- Institut für Demoskopie Allensbach (2004). *Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44jährigen Bevölkerung*. Zugriff am 26. April 2017 unter www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/6544_Geburtenrate.pdf.
- Jurczyk, Karin & Klinkhardt, Josefine (2014). *Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte*. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.
- Kohli, Martin (2007). The Institutionalisation of Life Course. Looking back to look ahead. *Research in Human Development*, 4(3–4), 253–271.
- Kohlmann, Annette & Kopp, Johannes (1997). Verhandlungstheoretische Modellierung des Übergangs zu verschiedenen Kinderzahlen. *Zeitschrift für Soziologie*, 26(4), 258–274.
- Manser, Marilyn & Brown, Murray (1980). Marriage and Household Decision-Making. A Bargaining Analysis. *International Economic Review*, 21(1), 31. <http://dx.doi.org/10.2307/2526238>
- Nohl, Arnd-Michael (2012). *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ott, Notburga (1989). Familienbildung und familiäre Entscheidungsfindung aus verhandlungstheoretischer Sicht. In Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Notburga Ott & Gert Wagner (Hrsg.), *Familienbildung und Erwerbstätigkeit im demographischen Wandel. Proceedings der 23. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft am 28. Februar–3. März 1989 in Bad Homburg v. d. H.* (S. 97–116). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Pfau-Effinger, Birgit (2014). Geschlechterarrangements in Europa: Kulturelle Leitbilder, Politik und Arbeitsmarkt. In Detlev Lück & Waltraud Cornelißen (Hrsg.), *Geschlechterunterschiede und Geschlechterentscheidungen in Europa* (S. 175–197). Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Raven, Bertram H. (1993). The Bases of Power: Origins and Recent Developments. *Journal of Social Issues*, 49(4), 227–251.
- Rijken, Arieke & Knijn, Trudie (2009). Couples' decisions on having a first child. *Demographic Research*, 21, 765–802. <http://dx.doi.org/10.4054/DemRes.2009.21.26>
- Safilios-Rothschild, Constantia (1976). A macro- and micro-examination of family power and love: an exchange model. *Journal of Marriage and the Family*, (38), 355–362.
- Schimank, Uwe (2010). *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurstheoretische Soziologie* (4. völlig überarbeit. Aufl.). Weinheim, München: Juventa.
- Schmidt, Gunter; Dekker, Arne; Matthiesen, Silja & Starke, Kurt (2006). *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scholz, Sylka (2013). Liebe und Elternschaft auf Dauer? Zusammenfassende Auswertung der Ratgeberanalysen und weiterführende Forschungsfragen. In Sylka Scholz, Karl Lenz & Sabine Dressler (Hrsg.), *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute* (S. 299–339). Bielefeld: transcript.
- Sevón, Eija (2005). Timing motherhood. Experiencing and Narrating the Choice to Become a Mother. *Feminism & Psychology*, 15(4), 461–482. <http://dx.doi.org/10.1177/0959-353505057619>

- Seyler, Helga (2005). Verhütung heute. Neue Fakten und Trends. *Verhütung. BzGA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, (3), 7–11.
- Stein, Petra; Willen, Sebastian & Pavetic, Monika (2014). Couples' fertility decision-making. *Demographic Research*, 30, 1697–1732. <http://dx.doi.org/10.4054/DemRes.2014.30.63>
- Wimbauer, Christine (2012). *Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt/Main: Campus.

Zu den Personen

Waltraud Cornelissen, Dr., Soziologin im Ruhestand, zuletzt Leiterin des Projektes „Wege in die Elternschaft“ am Deutschen Jugendinstitut München. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Familienforschung, Paarsoziologie.

E-Mail: w.cornelissen@online.de

Anna Buschmeyer, Dr., wissenschaftliche Referentin Arbeitsstelle Gender, Deutsches Jugendinstitut e. V. München. Arbeitsschwerpunkte: Gender in der Familienforschung, Väter- und Männlichkeitsforschung.

Kontakt: Deutsches Jugendinstitut, Arbeitsstelle Gender, Nockherstraße 2, 81541 München

E-Mail: buschmeyer@dji.de

Die „gute Geburt“ – Ergebnis richtiger Entscheidungen? Zur Kritik des gegenwärtigen Selbstbestimmungsdiskurses vor dem Hintergrund der Ökonomisierung des Geburtshilfesystems

Zusammenfassung

Selbstbestimmung, *informed choice* und *informed consent* sind zu Schlüsselbegriffen in der Geburtshilfe avanciert. Dabei fällt die Popularität des gegenwärtigen Selbstbestimmungsdiskurses in eine Zeit, in der die Geburtshilfe im Zeichen der neoliberalen Ökonomisierung einem tiefgreifenden Wandel unterliegt, der sich u. a. in einer deutlichen Verschlechterung der strukturellen Rahmenbedingungen der Versorgungsqualität von schwangeren und gebärenden Frauen und in einer Abwertung von somatisch-beziehungsorientierten Momenten von Geburtsbegleitung zeigt. Der Beitrag untersucht, welche Bedeutungsverschiebungen das Verständnis von Selbstbestimmung durchlaufen und welche Effekte dies aktuell für schwangere und gebärende Frauen in der Geburtshilfe hat. Gezeigt wird, dass und wie der derzeitige Selbstbestimmungsdiskurs in der Geburtshilfe dazu beiträgt, die Verantwortung für das Gelingen einer ‚guten‘ Geburt auf die Frauen zu verschieben und gleichzeitig den Verlust jener somatisch-beziehungsorientierten Bedingungen, auf die es für eine gute Geburtshilfe ankommt, zu legitimieren. Im Beitrag wird dafür plädiert, Selbstbestimmung nicht länger als Frage der Information, der Vorbereitung und der Entscheidung zu verstehen, sondern als Frage der Befähigung zu Urteilskraft, die Momente der Angewiesenheit, Achtsamkeit, Fürsorge, Schmerz, Angst, aber auch Kraft, Lust und Freude einschließen kann.

Schlüsselwörter

Selbstbestimmung, Geburtshilfe, Ökonomisierung, Care, Wissen, Feminismus

Summary

Is a “good birth” the result of the “right” choices? A critique of the current discourse on self-determination in light of the economization of obstetric services

Self-determination, informed choice and informed consent have become important keywords in obstetric and midwifery practice. The popularity of the current discourse on self-determination coincides with the fact that obstetrics is increasingly being subjected to neoliberal economization and is thereby undergoing profound change. This change manifests itself, above all, in the fact that the structural framework of care for pregnant and birthing women is clearly deteriorating, and in that the somatic relationship-oriented aspects of obstetrics and midwifery are being devalued. I analyze the shift in our understanding of what self-determination is and I also map out the current effects of this shift on pregnant women and women in labour. Furthermore, I illustrate that, and in what way, the current discourse on self-determination in obstetric and midwifery practice leads to the fact that the responsibility for a “good” birth is being transferred onto women. This signifies a loss of the particular temporality and the somatic phenomena the woman in labour experiences. In my conclusion I argue that self-determination should no longer be understood as a question of information, preparation and decision, but rather as enabling judgement, which includes aspects of dependence, awareness, care, pain, fear, but also power, desire and joy.

Keywords

self-determination, obstetrics, midwifery, economization, care, knowledge, feminism strategies

1 Einleitung: Ökonomisierung und Selbstbestimmung in der Geburtshilfe

Die Praxis des Gebärens und die Organisation der Geburtshilfe unterliegen einem sozio-historischen Wandel. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat die Prozesse der Medikalisierung (insbesondere seit dem frühen 19. Jahrhundert), der Hospitalisierung und – damit einhergehend – der Technisierung der Geburt vor allem ab Mitte des 20. Jahrhunderts untersucht (vgl. u. a. Beaufaÿs 1997; Metz-Becker 1999, 1997). So war die sog. programmierte Geburt der 1960er- und 1970er-Jahre Gegenstand der Kritik der westdeutschen Frauengesundheitsbewegung, die u. a. in die Gründung von Frauengesundheitszentren (ab Mitte der 1970er-Jahre) und Geburtshäusern (ab Mitte der 1980er-Jahre) mündete. Im Zeichen der Ökonomisierung des Gesundheitssystems vollzieht sich seit den 1990er-Jahren ein neuerlicher, tiefgreifender Wandlungsprozess in der Geburtshilfe.¹

Im vorliegenden Beitrag wird argumentiert, dass es sich bei diesem Wandel um einen komplexen Prozess handelt, bei dem sich scheinbar entgegengesetzte Tendenzen miteinander verzahnen: Nämlich der im Zeichen der Ökonomisierung der Geburtshilfe stattfindende, massive Umbau der geburtshilflichen Versorgungsstruktur einerseits und der Aufstieg der Selbstbestimmung rund um die Geburt andererseits. Während auf der Strukturebene eine deutliche quantitative und qualitative Verschlechterung der Versorgung in der Geburtshilfe konstatiert werden kann, avanciert gleichzeitig die Selbstbestimmung der Schwangeren und Gebärenden (und damit assoziierte Konzepte wie *informed choice* und *informed consent*) zu einem Schlüsselbegriff in der Geburtshilfe (vgl. Tegethoff 2011; Kirkham 2004), und zwar nicht zuletzt popularisiert durch eine bemerkenswerte Fülle an Ratgeberliteratur für die „selbstbestimmte Geburt“ (vgl. u. a. Gaskin 2015). Der Topos der Selbstbestimmung, so meine Argumentation, erfüllt dabei nicht nur die Funktion einer Ermächtigung der Gebärenden angesichts einer medikalisierten, technisierten und hospitalisierten Geburtshilfe. Im Kontext der Ökonomisierung des Gesundheitswesens wird Selbstbestimmung vielmehr häufig als individuell zu erbringende Leistung in Form von Informiertheit, Vorbereitung und ‚richtigen‘ Entscheidungen verstanden, die die Zuständigkeit für eine als ‚gut‘ wahrgenommene Geburt den Schwangeren und Gebärenden überantwortet. Dabei kann jedoch nicht nur der in geburtshilflichen Einrichtungen von den Frauen eingeholte *consent* als Legitimation für herrschaftliche Praktiken verwendet werden. Auch die im Zuge der Ökonomisierung der Geburtshilfe (politisch) erzeugten Defizite bezüglich einer adäquaten personellen und strukturellen Versorgungslage in der Geburtshilfe werden tendenziell unsichtbar gemacht.

Die Ankunft des Selbstbestimmungsrechts von Frauen in der Geburtshilfe hat ohne Zweifel zu einer Humanisierung der Geburtshilfe geführt. Wie in vielen anderen Bereichen auch sind mit den Erfolgen der Frauenbewegung aber auch unentdeckte Neben-

1 Für zahlreiche Hinweise und Anregungen, die z. T. in diesen Artikel eingeflossen sind, danke ich den Teilnehmerinnen des Workshops „Die Politik der Geburt“, der im Oktober 2016 an der JLU Gießen in Kooperation zwischen der Arbeitsstelle Gender Studies und dem Gießener Graduiertenkolleg Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften stattgefunden hat. Ich danke außerdem den Herausgeberinnen des vorliegenden Schwerpunkthefts sowie den anonymen Gutachter_innen für wertvolle und konstruktive Überarbeitungshinweise.

effekte verbunden (vgl. für die feministische Diskussion Fraser 2009). Der Kampf um Selbstbestimmung kann dabei nicht losgelöst von anderen Wandlungsprozessen in der Geburtshilfe betrachtet werden. Gerade vor dem Hintergrund der Ökonomisierung der Geburtshilfe zeigt sich der Einsatz von Selbstbestimmung hochgradig ambivalent. Ich möchte in meinem Beitrag aufzeigen und diskutieren, dass und wie Selbstbestimmung auch als *ein Moment* herrschaftsförmiger Praktiken und Prozesse zu verstehen ist.

Um dies darzulegen, werde ich zunächst einige Aspekte dessen beleuchten, wie sich die geburtshilfliche Versorgungssituation im Zuge der Ökonomisierung der Geburtshilfe derzeit wandelt bzw. seit den frühen 1990er-Jahren bereits gewandelt hat (Abschnitt 2). Sodann werde ich dem Verständnis von Selbstbestimmung nachgehen. Hierfür zeichne ich die Integration der von der Frauengesundheitsbewegung vorgetragenen Forderungen nach Selbstbestimmung in das Gesundheitssystem und in die Geburtshilfe im Besonderen nach und zeige, welche Bedeutungsverschiebungen sich damit verbinden. Aus dem *Recht* auf Selbstbestimmung ist die *Notwendigkeit* zur planenden Vorbereitung und zur informierten Entscheidung geworden – und zwar sowohl im dominierenden geburtsmedizinischen Verständnis als auch im alternativen, natürlichkeitsorientierten Verständnis von Geburt (Abschnitt 3). Ich werde weiter argumentieren, dass diese gegenwärtig dominierende Vorstellung von Selbstbestimmung dazu führt, dass die ‚gute‘ Geburt als von den schwangeren und gebärenden Frauen selbst herzustellender Vorgang, als Ergebnis der richtigen Entscheidungen erscheint; und *vice versa* die ‚schlechte‘ Geburt als Ergebnis der falschen Entscheidungen der Frauen. Dieses neoliberal gewendete Verständnis von Selbstbestimmung bürdet den schwangeren und gebärenden Frauen nicht nur die Verantwortung für den Verlauf der Geburt im Sinne eines idealen Herstellungsprozesses auf, sondern kann bei jenen, die keine ‚gute‘ Geburt erleben, als *blaming* fungieren (Abschnitt 4). Anschließend werde ich kritisch diskutieren, dass nicht allein Information, Vorbereitung und Entscheidungsmacht zentral für selbstbestimmte Geburtshilfe sind, sondern ebenso die strukturelle Ermöglichung des Aufbaus einer vertrauensvollen Fürsorgebeziehung zwischen Gebärender und Geburtshelfer_innen (Abschnitt 5). Abschließend wird für ein Verständnis von Selbstbestimmung als Beziehungsarbeit und für einen dies ermöglichenden Umbau der Geburtshilfe plädiert (Abschnitt 6).²

2 Bei meinen Ausführungen stütze ich mich neben der angegebenen Forschungsliteratur auf eigene empirische Ergebnisse, die ich im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Ökonomisierung der Geburtshilfe. Hessische Studie zur Versorgungsqualität in Schwangerschaft und Geburt“ gewonnen habe (Laufzeit Dezember 2015 bis Dezember 2016). Im Projekt habe ich u. a. neun leitfadengestützte Interviews mit jungen Müttern geführt und mit Grounded Theory ausgewertet, statistische Daten untersucht und mit zeitweiser Unterstützung durch Annaliese Ohland eine Versorgungsstrukturanalyse dreier hessischer Landkreise (inklusive Expert_innengesprächen mit Hebammen) durchgeführt. Auch wenn die Argumentation des vorliegenden Beitrags maßgeblich auf empirischen Befunden des Forschungsprojekts „Ökonomisierung der Geburtshilfe“ fußt, versteht sich der Artikel als eigenständige wissenschaftliche Arbeit und nicht vorrangig als Darstellung des Forschungsprojekts (vgl. dazu Jung 2017).

2 Die Ökonomisierung der Geburtshilfe und ihre Auswirkungen auf das geburtshilfliche Versorgungsgeschehen

Seit geraumer Zeit kreisen kritische Forschungsansätze zu Schwangerschaft, Geburt und Geburtshilfe um spezifische Problem- und Themenkomplexe. Dazu gehören das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, Konflikte um unterschiedliche (z. T. geschlechtlich konnotierte) Wissensformen, der Wandel von Selbst- und Fremdbestimmung als Frage von Macht und Ohnmacht in der modernen Geburtsmedizin sowie die Wahrnehmung und Umgangsweisen mit Gebärenden und Neugeborenen im Kontext der Schwelle von Leben und Tod (vgl. Schlumbohm et al. 1998). Viele der derzeit kritisch diskutierten Wandlungsprozesse in der Geburtshilfe sind historisch gesehen nicht ganz neu und insofern auch nicht erst Resultat der seit den frühen 1990er-Jahren einsetzenden, spätestens 2004 mit der Einführung des DRG-Systems (Abrechnung über Fallpauschalen) durchgesetzten Ökonomisierung der Geburtshilfe; dazu zählen u. a. die Hospitalisierung, die Pathologisierung und die Medikalisierung der Geburt, die die Entstehung der modernen Geburtsmedizin (und zwar auch in ihrer Form als Maskulinisierung einer zuvor nahezu ausschließlich in Frauenhand befindlichen Praxis) zum Teil seit ihren Anfängen begleitet. Auch die Frauengesundheitsbewegung und Geburtshausbewegung in den 1980er- und 1990er-Jahren sind ja selbst schon als Reaktionen auf diese Prozesse zu verstehen.

Neu ist allerdings eine monetäre In-Wert-Setzung von Gebären und weiblichen Körpern im Kontext von Schwangerschaft und Geburt, die nahezu flächendeckende Ausweitung der Klassifizierung von (zumeist gesunden) Schwangeren als Risikopatientinnen, die Verkürzung der Zeitlichkeit rund um das Geburtsgeschehen, der normalisierte Einsatz von Tests, Technik, pharmazeutischen Produkten und Überwachung des Schwangerschafts- und Geburtsverlaufs, die räumliche Zentralisierung von Geburtskliniken sowie die Schließungen von wohnortnahen Geburtshilfeabteilungen und der ökonomische Druck auf außerklinische Geburtshilfeeinrichtungen. Zusätzlich ist die Zahl der in den Geburtskliniken aufgestellten Betten in vielen Regionen in den letzten zehn Jahren kontinuierlich gesunken (in Hessen etwa zum Teil um knapp ein Drittel), obwohl die Geburtenraten seit 2012 wieder steigen.

Die technisierte, risikomanageriale, Schwangerschaft und Geburt unter den Verdacht von Pathologien stellende Geburtsmedizin hat sich als dominierende durchgesetzt – nur etwa zwei Prozent der Schwangeren bringen ihr Kind außerklinisch (zuhause oder in einem Geburtshaus) zur Welt. Seinen Niederschlag findet dies u. a. in den drastisch gestiegenen Interventionsraten, hier vor allem in den Kaiserschnittraten in Deutschland. Seit 1991 ist die Kaiserschnittquote auf über das Doppelte gestiegen (2015: 32,23 %; IQTIG 2016), wobei hier erhebliche regionale Unterschiede zu verzeichnen sind. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) sieht eine Kaiserschnittquote von lediglich 10 bis 15 % als medizinisch indiziert an. Eine Rate über 15 % hingegen spricht dafür, dass zu oft und unnötig in den Geburtsverlauf eingegriffen wird und damit Aspekte der Frauen- und Neugeborenen-gesundheit von anderen Faktoren überlagert werden. Entscheidend für diese starke Erhöhung sind u. a. die Art der Klinikorganisation, das unterschiedliche ärztliche Vorgehen bei Entscheidungsspielräumen und die starke Orientierung der Geburtshelfer_innen an Planbarkeit, Kalkulierbarkeit und Haftungsrecht (vgl. Kolip/

Nolting/Zich 2012). In vielen Kliniken wird eine defensive Geburtsmedizin verfolgt: Aus Angst vor Regress- und Haftpflichtanforderungen weichen Ärzt_innen der Nicht-Planbarkeit einer natürlichen Geburt im Sinne einer möglichst umfassenden Kontrollierbarkeit des Geburtsvorgangs aus.

Mit der 2004 erfolgten Einführung des DRG-Systems als Abrechnungssystem im Gesundheitswesen werden überdies monetäre Anreize für Interventionen und insbesondere Schnittentbindungen gesetzt (vgl. u. a. Otto/Wagner 2013). Insgesamt wird finanziell belohnt, wenn eine Klinik in die Geburt eingreift. Dies zeigt sich auch statistisch deutlich: Das Erlösolumen je Fall in der Geburtshilfe hat sich in nur fünf Jahren, von 2010 bis 2015, um über 37 % auf 1 915 Euro je Fall erhöht (vgl. Statistisches Bundesamt 2011–2016, eigene Berechnungen). Die Anzahl an durchgeführten Operationen in der Geburtshilfe steigt seit der Einführung des DRG-Systems stetig an – stärker als der Anstieg der Geburtenzahlen –, von durchschnittlich 1,07 Operationen je entbundener Frau 2005 auf 1,21 Operationen je entbundener Frau 2015 (vgl. Statistisches Bundesamt 2006–2016, eigene Berechnungen).

Die Profitorientierung innerhalb ökonomisierter Gesundheitsmärkte und die dem DRG-System inhärente Logik, finanzielle Anreize für die Erwirtschaftung von Einnahmen durch die Ausweitung des Einsatzes von Technik, pharmazeutischen Produkten und Interventionen zu schaffen, haben in einem zentralen Bereich des Daseins zu einer Dynamik der Kostenexpansion und einer Erhöhung der „Stückkosten“ pro Geburt geführt, in dem die längste Zeit über wenig Geld zirkulierte (vgl. auch Duden 2013: 48). Geburt und Gebären erfahren also im klinischen Setting eine monetäre Inwertsetzung, die sich gleichzeitig in eine massive Verdrängung all jener Aspekte der Geburtshilfe übersetzt, die sich nicht in der Abrechnungslogik des DRG-Systems abbilden lassen: die körperlich-beziehungsorientierten Aspekte, die traditionell mit der originären Hebammenkunst verbunden sind. Es muss davon ausgegangen werden, dass in vielen Geburtskliniken eine Betreuung der Gebärenden durch angestellte Hebammen und/oder geburtsmedizinisches Personal nur noch punktuell, am Einsatz von Technik und Überwachung orientiert, stattfindet (vgl. Jung 2017). Die räumlich-organisatorische Versinnbildlichung dieser Normalisierung von Distanz und des Verlusts an Beziehung und Interaktion zwischen Gebärenden und Hebammen findet sich z. B. im Einsatz sogenannter zentraler fetaler Überwachungseinheiten. Dabei handelt es sich um zu Kontrollstationen ausgebaute Schreibtischarbeitsplätze, auf deren Bildschirme die mittels CTG aufgezeichnete Wehentätigkeit der im Kreißsaal befindlichen Gebärenden übertragen wird, wodurch es ermöglicht wird, mit wenig Personal mehrere Gebärende gleichzeitig zu überwachen.

3 Zur Bedeutungsverschiebung des Verständnisses von Selbstbestimmung

Nicht nur die Geburtshilfe wandelt sich, sondern auch das Verständnis und die Bedeutung von Selbstbestimmung im Kontext des Gesundheitswesens. Die zweite Frauenbewegung und die aus ihr hervorgegangene Frauengesundheitsbewegung nehmen eine entscheidende Rolle ein, wenn es um die Forderung nach Selbstbestimmung in diesem

Kontext geht. Das Aufbegehren nach Freiheit wurde zu einer zentralen Programmatik für feministisches Denken und Handeln (vgl. Holland-Cunz 2003). Zur feministischen Praxis gehörten ab den 1970er-Jahren Aktivitäten, die sich auf Gesundheit und Körperlichkeit bezogen. Aus diesem Kontext heraus gründeten sich u. a. Frauengesundheitszentren (vgl. Schmincke 2015). Dabei hat bereits in der Frauen-(Gesundheits-)Bewegung ein Bedeutungswandel von Selbstbestimmung stattgefunden: War der Ruf nach Befreiung zunächst auf die radikale Veränderung der gesellschaftlichen Strukturbedingungen hin orientiert, vollzog sich mit der Forderung nach *körperlicher* Selbstbestimmung eine Verschiebung „von der Befreiung der Frau zur Befreiung des Selbst“ (vgl. Schmincke 2015: 217ff.). Einerseits war die Anerkennung der körperlichen Selbstbestimmung eine zentrale Voraussetzung für die Anerkennung der Frauen als Bürgerinnen. Andererseits zeigte sich in der Praxis eine Tendenz, die Thematisierung von Selbstverhältnissen von Forderungen nach gesellschaftlichem Wandel abzukoppeln. Dies hat es ermöglicht, dass auch feministische Praxen Ansatzpunkte für die vielfach als neoliberal gekennzeichnete Disziplinierung der Subjekte geboten haben, eigene „Gefühle und Körperlichkeit in den Dienst der eigenen Optimierung oder Vermarktung zu stellen“ (Schmincke 2015: 236f.). Die von der Frauengesundheitsbewegung in befreiender Absicht vollzogene Somatisierung von Selbstverhältnissen ist im Kontext der Ökonomisierung der Geburtshilfe zu einer zweiseitigen Angelegenheit geworden: Momente des Empowerments und Momente der Selbstdisziplinierung und -führung liegen eng beieinander. Dies lässt sich z. B. an der Vervielfältigung von Kursangeboten für Schwangere und junge Familien nachzeichnen. Waren Geburtsvorbereitungskurse zunächst von der Mütterbewegung und den feministischen Frauengesundheitszentren im Sinne einer Selbsthilfe und -bildung angeboten worden,³ werden sie derzeit in der Forschung kritisch als eine Arena diskutiert, in der Schwangere zur Arbeit an sich selbst angerufen werden (vgl. Seehaus 2015).

Die Ambivalenz des Konzepts Selbstbestimmung ist aber auch anderen gesellschaftlichen Veränderungsdynamiken zu verdanken. Die Forderungen der Frauengesundheitsbewegung nach mehr Selbstbestimmung trafen die Geburtskliniken in einer Situation, in der Letztere zunächst aufgrund des Geburtenrückgangs, dann (zusätzlich) durch die Ökonomisierung der Gesundheitsbranche einer zunehmenden Konkurrenz- und Wettbewerbssituation ausgesetzt waren. Ab den 1990er-Jahren gewinnt hier eine der Ökonomie entstammende Denkfigur, die Kund_innenorientierung, an Attraktivität. Kund_innenorientierung transportiert nach außen das Versprechen größerer Selbst- und Mitbestimmungsrechte der adressierten Schwangeren und Gebärenden. Die „Orientierung an den Bedürfnissen der Nutzerinnen versprach unter diesen Bedingungen einen marktwirtschaftlichen Vorteil“ (Kuhlmann 2005: 159) für die Geburtskliniken. Allerdings ist umstritten, ob das Partizipationsversprechen tatsächlich zu einer wesentlichen Ausweitung der realen Einfluss- und Entscheidungsmöglichkeiten der Nutzer_innen geführt hat, zumal das Ideal der Kund_innenorientierung in der Praxis auf die professionelle Deutungshoheit von Ärzt_innen und Hebammen trifft. Die asymmetrische Machtkonstellation zwischen der gesellschaftlich mit hoher Autorität ausgestatteten (Geburts-)Medizin einerseits und den Nutzer_innen andererseits werde mit diesem Partizipationsversprechen eher unsichtbar gemacht, so Kuhlmann (2015).

3 Für diesen Hinweis zur Entstehung von Geburtsvorbereitungskursen aus dem Kontext der westdeutschen Frauen- und Mütterbewegung danke ich Thea Vogel und Elisabeth Geisel.

Selbstbestimmung, *informed choice* und *informed consent* werden mittlerweile von unterschiedlichsten Akteursgruppen im öffentlichen Diskurs eingesetzt: In der *Wettbewerbslogik ökonomisierter Gesundheitsmärkte* umwerben Geburtskliniken Schwangere als zukünftige Kundinnen und Nutzerinnen zahlreicher Dienstleistungsangebote rund um das Geburtsgeschehen. Selbstbestimmung wird hier als vergleichende Wahl (z. B. sich die ‚beste‘ Geburtsklinik aussuchen) und dienstleistungsorientiertes Nutzungsverhalten (z. B. der sog. Wunschkaiserschnitt) von entscheidungsmächtigen Kundinnen interpretiert. Die Zufriedenheit der Kundinnen wird für Geburtsmediziner_innen nicht zuletzt deshalb zunehmend relevant, weil mögliche Gesundheitsschädigungen während der Geburt nicht (mehr) als Schicksal wahrgenommen werden, sondern als Behandlungsfehler, gegen die Eltern immer häufiger auf Schadensersatz klagen – mit immer höheren Schadensersatzsummen. Innerhalb des dominanten *geburtsmedizinischen Ansatzes* ist der Fokus auf die Erkennung und Vermeidung von Pathologien bzw. Risiken in Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett gerichtet. Die Frauen werden hier als verantwortliche Subjekte ihrer risikobelasteten Umstände adressiert, die sie im Sinne eines optimierten Gesundheitsverhaltens (insbesondere mit Blick auf das Kindswohl) managen sollen.

Im Hebammenwesen wird die „Förderung der Kompetenz und Selbstbestimmung der Frau“ als eines von zwei übergeordneten Zielen ausgegeben (vgl. Sayn-Wittgenstein 2007: 38; ähnlich Deutscher Hebammenverband 2014: 53f.). Auch politische Initiativen beziehen sich im Sinne der Durchsetzung der Rechte von Schwangeren und Gebärenden darauf. Selbstbestimmung wird so diskursiv zu einem relevanten Qualitätsaspekt der geburtshilflichen Versorgung und zu einem relevanten Patientinnen-/Nutzerinnenrecht aufgewertet. Innerhalb des *alternativen*, an Natürlichkeitsvorstellungen orientierten geburtshilflichen *Ansatzes* hingegen werden die in den letzten 20 Jahren drastisch gestiegenen Interventionsraten und die Verdrängung von Hebammenunterstützung durch den Einsatz von Kontroll- und Überwachungstechnik im Kreißaal nicht etwa als Ausdruck gelingender Selbstbestimmung, sondern als dessen Gegenteil wahrgenommen. Kritisiert wird, dass der dominierende geburtsmedizinische Ansatz die Frauen ihrer natürlichen Kraft und Autonomie beraubt. Im alternativen Verständnis setzt eine selbstbestimmte Geburt daher umgekehrt an den Fähigkeiten und an den individuellen, ganzheitlichen Ressourcen der Frauen an. Selbstbestimmung realisiert sich hier idealiter als hebammenbegleitete bzw. außerklinische, möglichst interventionsfreie, ‚natürliche‘ Geburt (vgl. Tegethoff 2011; Malacrida/Boulton 2014).

Die Transformation des Begriffs der Selbstbestimmung basiert aber auch auf einer Veränderung der zugrunde liegenden Art von Rationalität. Die Rationalität der gegenwärtig als selbstbestimmt geltenden Entscheidung ist eine, die informiert und nach Wahrscheinlichkeitsstatistiken ‚berechnet‘ ist – und nicht länger eine, die auf einem kundigen Urteil, auf Erfahrung, intuitivem Handeln oder Beobachtung ruht (vgl. Samerski 2014). Die informierte Entscheidung verlangt, so Silja Samerski,

„evidenzbasierte Optionen zu vergleichen und vorausberechnete Chancen und Risiken abzuwägen. Mit der leibhaftigen Frau in ihren konkreten Umständen hat dies oft gar nichts zu tun, sie ist von ihrem Risikoprofil, einem Set statistischer Daten, abgeleitet.“ (Samerski 2014: 32)

Bei allen Unterschieden im Umgang mit Schwangerschaft und Geburt eint die verschiedenen Ansätze eine entscheidende Prämisse: Sie sehen Frauen als handlungsmächtige Subjekte, die rund um das Geburtsgeschehen Entscheidungen treffen bzw. bei geburtshilflichen Maßnahmen Mitspracherechte eingeräumt bekommen (müssen). Schwangere und gebärende Frauen werden als autonome und informierte Konsumentinnen bzw. Subjekte adressiert, die nicht nur in der Lage sind, fachliche Aspekte der Geburtshilfe abzuwägen und damit selbst zu Expertinnen zu werden, sondern dies auch in entsprechende Vorbereitungen zu übersetzen. Selbstbestimmung ist dabei stark individualistisch gefärbt und losgelöst von strukturellen Rahmenbedingungen, kulturellen Vorstellungen und geburtshilflichen Normen und Handlungsrouinen. Diese Veränderungen im Verständnis von Selbstbestimmung haben letztlich auch Effekte darauf, wie Geburten erlebt werden.

4 Informieren, Vorbereiten, Entscheiden: Geburt als individueller Herstellungsvorgang

Was bedeutet es für die schwangeren und gebärenden Frauen, wenn Selbstbestimmung in der Geburtshilfe in Begriffen von Informiertheit, guter Vorbereitung und richtigem Entscheiden verstanden wird? Zur Illustration dessen möchte ich auf empirisches Material aus leitfadenstützten Interviews mit jungen Müttern zurückgreifen, die ich im Frühjahr 2016 im Rahmen des Forschungsprojekts „Ökonomisierung der Geburtshilfe“ geführt habe. Ich habe exemplarisch Ausschnitte aus zwei der insgesamt neun Interviews ausgewählt, weil diese beiden Geburtserzählungen in mancher Hinsicht sehr unterschiedlich sind (Geburtshausegeburt vs. Klinikgeburt; eher ‚natürliches‘ Verständnis von Geburt vs. Affinität zu technisch-medikalisierte Geburtbegleitung bei den beiden interviewten Müttern; ‚gute‘ vs. eher ‚schlechte‘ Geburtserfahrungen), gleichwohl aber in beiden Erzählungen die Relevanz von Informiertheit, Vorbereitung und Entscheidungen im Zusammenhang mit der Übernahme und/oder Fremdzuschreibung von Verantwortung für ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Geburten zum Ausdruck kommt.

Eine der jungen Mütter, Britta⁴, erzählt, dass sie eine rundum schöne, selbstbestimmte Geburt erlebt hat. Britta ist Mitte dreißig, sehr gut ausgebildet und beruflich erfolgreich. Sie erlebt ihre Schwangerschaft und die erwartete Geburt frohen Mutes, lässt sich durch das im Mutterpass auferlegte Label „risikoschwanger“ nicht verunsichern und verfügt über die Ressourcen, ihre eigenen Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnisse hinsichtlich der Geburt auch umsetzen zu können. Britta weiß, was sie will: „nicht Krankenhaus und dass ich in Ruhe gelassen werde“. Sie möchte kontrollieren, wer wann durch die Tür kommt, wer sie anfasst und dass keine Entscheidungen über ihren Kopf hinweg gefällt werden. Im Geburtshaus sieht sie die Bedingungen dafür am ehesten verwirklicht. Tatsächlich verläuft die Geburt genauso, wie sie es sich gewünscht hat, die Schmerzen sind „aushaltbar“ und mit der Betreuung durch die Geburtshaushebamme/n ist sie sehr zufrieden; alles lief für sie ‚nach Plan‘. Interessant an Brittas Erzählung ist, dass sie diese schöne, gute und glückliche Geburt ihres Babys rückblickend im Licht ihres eigenen Einsatzes, ihres aktiven Wollens, ihrer richtigen Entscheidungen und ihrer

4 Alle Namen der Interviewten sind zum Zweck der Anonymisierung geändert.

angemessenen (u. a. körperlichen) Vorbereitung rekonstruiert, und zwar auch in expliziter Abgrenzung zu den falschen Entscheidungen einiger ihrer Freundinnen, die in die Klinik gegangen sind und dort schlechte Erfahrungen gemacht haben. Die von Britta favorisierten Natürlichkeitsvorstellungen bezüglich der Geburt verzahnen sich nicht etwa mit einer wie auch immer gearteten Schicksalsergebenheit angesichts des ‚Naturereignisses‘ Geburt. In Brittas Sichtweise ist diese gute Geburt nichts, was einfach so gekommen ist, was sie ‚natürlichen Kräften‘ oder glücklichen Umständen verdankt, sondern sie wurde durch entsprechende Weichenstellungen ihrerseits, ihre (körperliche) Vorbereitung und ihre Entscheidungen überhaupt erst (mit)hergestellt. Britta sagt dazu:

„Ich bin davon ausgegangen, dass es so läuft, wie ich möchte [...] und dachte, das geht alles schon so, wie ich das *will*. Und das war dann ja auch so.“

Selbstbestimmung als Herstellbarkeit einer guten Geburt und als Ausdruck der richtigen Selbstführung zu interpretieren, fügt sich in diesem Fall recht nahtlos in den Habitus einer selbstbewussten, erfolgreichen Frau mit urbanem Lebensstil ein. Diese modernisierte Variante des Natürlichkeitsansatzes ist hinsichtlich der Betonung von (rationalen Willens-)Entscheidungen, adäquater Vorbereitung und kontrollierbarer Herstellbarkeit den Planbarkeits- und Kontrollvorstellungen der technisierten Geburtsmedizin nicht unähnlich – wenngleich unter völlig anderen Vorzeichen.

Doch nicht immer gehen Informiertheit, Wollen und Entscheiden mit dem Verlauf und dem Erleben der Geburt so passgenau zusammen. Das skizzierte Selbstbestimmungsverständnis bürdet den Frauen nicht nur im positiven, handlungsermächtigenden Sinne die Verantwortung für ihre Geburten auf, sondern kann sich ins Gegenteil verkehren und als *blaming* fungieren. Wie im folgenden Beispiel einer jungen Mutter, Anke, erläutert wird, kann den Frauen im Zeichen eines an Wissen, Vorbereitung und Entscheidung orientierten Selbstbestimmungsdiskurses entweder selbst die Verantwortung für traumatische oder negative Erfahrungen oder von Dritten die Verantwortung für ihre ‚schlechte‘ Geburt zugeschrieben werden.

Ankes Schwangerschaft verläuft gänzlich unkompliziert. Als sie sieben Tage nach dem errechneten Geburtstermin noch keine Wehen hat, wollen die Ärzte in der Klinik, in die sie zur Untersuchung geht, die Geburt einleiten:

Und dann habe ich gesagt: „Ja, warum?“ – „Ja, das ist die Richtlinie.“ Habe ich gesagt: „Ja, aber ist mit dem Kind irgendwas nicht in Ordnung oder so?“ – „Nein, mit dem Kind ist alles in Ordnung.“ Dann habe ich gesagt: „Ja, gut, dann müssen wir jetzt auch nicht einleiten.“ Ja, und dann haben sie gesagt: „Ja, gut, okay. Dann müssen Sie aber hier unterschreiben. Kommen Sie halt morgen wieder.“

Zum Verständnis dessen ist wichtig zu erläutern, dass die Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe (DGGG) im Jahr 2010 eine S1-Leitlinie zum Vorgehen bei Terminüberschreitung und Übertragung veröffentlicht hat (die zum Zeitpunkt von Ankes Schwangerschaft noch gilt); es ist davon auszugehen, dass die Rede von der „Richtlinie“ in Ankes Erzählung auf diese S1-Leitlinie verweist – auch wenn die Wortwahl „Richtlinie“ statt „Leitlinie“ an dieser Stelle aufschlussreich ist. Denn tatsächlich hat sich seit der Veröffentlichung dieser S1-Leitlinie die Geburtseinleitungspolitik in vielen Kliniken maßgeblich verändert, obwohl in der Leitlinie selbst keine dezidierte Empfehlung zur Geburtseinleitung am achten Tag nach dem errechneten Geburtstermin ausgesprochen

wurde. In Ankes Fall wird die S1-Leitlinie als Anweisung, als „Vorschrift“ eingesetzt, sagt sie. Anke führt später im Interview aus, dass die Ärzte ihrem Eindruck nach gar nicht so richtig gewusst haben, warum überhaupt nach sieben Tagen eingeleitet werden soll. Nicht nur die Tatsache, dass diese auf konkrete Nachfrage merklich „ins Schwimmen“ kommen, sondern auch, dass man ihr die Notwendigkeit des Einleitens zunächst als alternativlos dargestellt hat, irritieren Anke:

„Die haben das als Faktum dargestellt, dass man nach sieben Tagen einleiten muss. Und da haben sie zum Beispiel auch nicht einmal darüber informiert, dass es in der anderen Klinik nicht so gehandhabt würde. Das macht auch jede Klinik anders. Und das wird einem dann natürlich gesagt, dass das hier Vorschrift von dieser Klinik ist und es wird ja einem so ein bisschen dargestellt, als sei es ebenso ein natürliches Gesetz oder so. [...] Das wird einem nicht offen gelegt, also, was dahinter steckt, warum sie jetzt diesen Kurs fahren, dass es auch anders gehandhabt wird.“

Anke kritisiert im Interview, dass die Klinik etwas als „Faktum“ dargestellt habe, als „natürliches Gesetz“ oder „Vorschrift“, was eben nicht alternativlos war und sogar in einer anderen Klinik der Stadt anders gehandhabt wird, wie sie durch eigene Recherchen später herausgefunden hat. Doch Anke wird aufgefordert, „am nächsten Tag“ wiederzukommen, und sie soll „unterschreiben“ – das heißt, die persönliche Verantwortung für das Zuwarten gegen das ausgesprochene ärztliche Wollen und die „Richtlinie“/„Vorschrift“ übernehmen. Drei Tage später wird bei Anke dann doch die Geburt eingeleitet, sie bekommt Wehen. Für sie selbst fühlt sich das folgende Geburtsgeschehen „in Ordnung“ an und die zuständige Hebamme in der Nacht stärkt sie in dieser Wahrnehmung.

„Und dann am nächsten Morgen, als dann der Schichtwechsel war, man ist ja wirklich in so einem Klinikbetrieb dann, dann kam die Oberärztin und hat gesagt: ‚Also jetzt sind Sie hier die ganze Nacht in den Wehen gelegen und der Muttermund öffnet sich nicht weiter. Es wird jetzt auch langsam zu stressig für das Kind und wir machen jetzt einen Kaiserschnitt.‘ Und da hatte ich irgendwie gar keine Chance mehr, nein zu sagen. [...] Und ich wusste auch gar nicht genau, was auf mich zukommt. Das geht ja auch total schnell, das war mir eigentlich auch nicht klar. Innerhalb von 15 Minuten war das Kind draußen gewesen.“

Anke beschreibt hier eine Situation, in der sie „keine Chance hatte, nein zu sagen“. Rechtlich gesehen ist erforderlich, dass Anke von ärztlicher Seite aufgeklärt wird und in den Kaiserschnitt einwilligt. Wie also kam es dazu, dass Anke „keine Chance hatte, nein zu sagen“, wo sie doch *formal* in den Kaiserschnitt eingewilligt hat, *informed consent* auf dem Papier gegeben ist? Anke nennt selbst mehrere Faktoren, warum sie keine Chance hatte: Sie ist nach der langen Nacht in den Wehen erschöpft und will, dass es mal „ein Ende nimmt“. Die konkrete Situation, als die Oberärztin sie mit dem Kaiserschnitt konfrontiert, erlebt sie zudem als Überrumpelung: Sie ist nicht darauf „vorbereitet“, weil aus ihrer Wahrnehmung eigentlich alles „in Ordnung“ ist und man ihr bis dato auch nichts Gegenteiliges gesagt hat. Ihr ist zudem „nicht klar“, was auf sie „zukommt“ – dass das Kind schon so kurze Zeit später „draußen“ ist. Obwohl sie immer wieder betont, der Kaiserschnitt sei zwar unangenehm, aber nicht traumatisch gewesen, erlebt Anke die Zeit nach dem Kaiserschnitt als „Horror“: Weil sie aufgrund der Bauchoperation viele Tage nach der Geburt noch kaum gehen kann und nicht weiß, wie sie die Treppen zu ihrer Wohnung hochkommen soll, obwohl die Geburtsklinik sie schon wieder „loswerden will“ (das Bett frei haben will); weil sie viele Schmerzmittel nehmen

muss und insgesamt deswegen sehr „gereizt“ und „genervt“ ist, statt die Situation mit ihrem Neugeborenen „genießen“ zu können. Obwohl die Einwilligung in den Kaiserschnitt weniger ihrer souveränen Entscheidung als vielmehr ihrer gefühlten Ohnmacht (keine Chance zu haben) geschuldet ist, wird Anke als Entscheiderin im Wochenbett für diese ‚schlechte‘ Geburt verantwortlich gemacht. Anke erlebt ihre Nachsorgehebamme (mit der sie auch im Wochenbett überhaupt erstmals richtig Kontakt hat) als „schrecklich“, weil diese „das alles [die Geburt] total schlecht gemacht [hat]. [...] Also, als hätte ich irgendwie alles falsch gemacht, also alle Entscheidungen, die ich für mich getroffen habe, hat sie schon so abgewertet.“

Zweifellos kann die geburtshilfliche Praxis, die Anke widerfährt, nicht als gute Praxis im Sinne der Gewährleistung von *informed choice* und *informed consent* gelten. Gleichwohl werden Ankes Erfahrungen nachträglich nicht als Resultat des rigiden Zeit- und Einleitungsregimes in der Geburtsklinik, der mangelnden Aufklärung über Alternativen, der diskontinuierlichen Betreuung durch die Kreißsaalhebamme und die mit dem morgendlichen Schichtwechsel einhergehende Beratung der Oberärztin zum Kaiserschnitt, sondern als Ergebnis falscher Entscheidungen von Anke selbst ausgelegt. Dabei ist die Erfahrung, nicht wirklich selbstbestimmt über zentrale Weichenstellungen im Geburtsprozess entschieden zu haben, keineswegs eine, die nur Anke gemacht hat. Die Mehrheit der jungen Mütter beschreibt in den Interviews Situationen, in denen sie mal mehr, mal weniger subtil gegängelt, überrumpelt und/oder tendenziös beraten worden sind oder in denen sie aus verschiedensten Gründen nicht wirklich „die Chance hatten, nein zu sagen“ – sei es aus Autoritätsgläubigkeit, Harmoniebedürfnis, Erschöpfung, Schmerz und/oder Angst. Formal gesehen haben die Frauen dabei nicht immer, aber oft in die Maßnahmen, um die es dabei ging, eingewilligt (und sei es durch die Auslassung offenen Widerspruchs), die Maßnahmen dadurch letztlich legitimiert und die Praktiken der Geburtshelfer_innen damit (auch vor sich selbst) schwer hinterfragbar gemacht.

Der Rekurs auf Selbstbestimmung kann also unter den ungleichen und vermachteten Bedingungen in geburtshilflichen Einrichtungen nicht nur zur Ermächtigung von Schwangeren und Gebärenden, sondern auch zur Legitimation herrschaftlicher Praxen und zur Verantwortungsverschiebung auf Schwangere und Gebärende eingesetzt werden. Wie kann ‚echter‘ *consent* von Nötigung, Unterwerfung, stillem Dissens, Erschöpfung, Abhängigkeit oder Angst unterschieden werden? Freiheit und Selbstbestimmung sind, das hat feministische Forschung ausführlich kritisiert (vgl. Pateman 2003), insofern männlich konnotiert, als sie von existenziellen, die menschliche Reproduktion betreffenden Bedürfnissen und Notwendigkeiten frei gedacht werden. Zumindest das gegenwärtige dominierende Verständnis von Selbstbestimmung ist mit dem rationalistischen Impetus auf Information, Vorbereitung und Entscheidung eindeutig diesen androzentrischen Prämissen verhaftet und kann wesentliche Merkmale des Geburtsgeschehens nicht angemessen berücksichtigen.

5 Selbstbestimmung und die Frage, worauf es in der Geburtshilfe ankommt

Wenn Selbstbestimmung im Sinne von *informed choice* und *informed consent* der zentrale Bezugspunkt dafür ist, die Bedürfnisse und Rechte von Schwangeren und Gebärenden wieder in den Mittelpunkt guter Geburtshilfe zu setzen, wird damit im gegenwärtig vorherrschenden Verständnis zugleich gesetzt, dass es vor allem um Information, Vorbereitung und Entscheidungsmacht als zentrale Inhalte guter Geburtshilfe geht. Die Orientierung an dieser Vorstellung von Selbstbestimmung kollidiert in der besonderen, existenziellen Situation des Gebärens aber mit anderen Anforderungen, die sich eher mit dem Bedürfnis nach einer gelingenden Fürsorge-/Care-Beziehung zu Geburtshelfer_innen umschreiben lassen denn mit Information, Vorbereitung und Entscheidung. Friederike etwa, eine weitere interviewte Mutter, die drei Geburten mit der gleichen, ihr eng vertrauten Beleghebamme erlebt und sich bei allen drei Geburten „wohlgeföhlt“ hat, beantwortet im Interview die Frage, worauf es bei guter Geburtshilfe ankommt, wie folgt:

„Ich brauche jemanden, wo ich, wenn ich in diese neue Situation reinkomme – und sie ist trotz allem bei jeder Geburt dann doch wieder neu – dass da jemand ist, der mir das Gefühl gibt, er weiß, was er tut. Der mir das Gefühl gibt, ich kann mich jetzt hier fallen lassen, ich muss eben selbst nicht mehr diese Entscheidungen treffen. Gerade mal so die wichtigsten, ‚Ich will ein Schmerzmittel, ja, nein‘ oder ‚Ich brauche einen Kaiserschnitt, ja, nein‘. Dass ich mich in diese Hände begeben kann und das Gefühl habe, ich muss jetzt nicht aufpassen, dass das alles richtig passiert.“

Demnach geht es also *erstens* nicht allein um Entscheidungen der Schwangeren und Gebärenden, sondern um ein „Fallenlassen können“ und um den Aufbau einer vertrauensvollen und kontinuierlichen Beziehung zu einer Hebamme, die weiß, was sie tut. Bedeutsam an diesem Zitat ist, dass die Verantwortung nicht hauptsächlich bei der Gebärenden liegt, sondern bei der Geburtshelferin: bei ‚ihrer‘ Beleghebamme und später zusätzlich bei der Oberärztin, die bei der Geburt zugegen war. Anke hingegen sieht sich spätestens bei der Frage der Geburtseinleitung in der misslichen Lage, der ärztlichen „Richtlinie“ nicht trauen zu können, weil ihr eigenes Gespür für den Verlauf von Schwangerschaft und Geburt darin nicht aufgehoben ist. Rückblickend betont sie, dass man sich in Schwangerschaft und Geburt proaktiv um alternative Informationen und Möglichkeiten kümmern muss, will man vermeiden, sich klinischen Routinen „so ausliefern“ zu müssen. Die gestiegene Relevanz des Motivs *Selbstbestimmung* als Information, Vorbereitung und Entscheidung zeugt so auf der Seite der Schwangeren und jungen Mütter auch von der realen Erfahrung, aufpassen zu müssen, „dass das alles richtig passiert“, das heißt, sich und den Geburtsverlauf *schützen* zu müssen. Gleichwohl ist das Problem nicht allein in der mangelnden Umsetzung von *informed consent* zu sehen, sondern vor allem auch darin, dass im ökonomisierten Geburtshilfesystem auf struktureller Ebene die Möglichkeit des Aufbaus von (*Für-*)*Sorgebeziehungen* für schwangere und gebärende Frauen nicht flächendeckend gewährleistet ist.

Zweitens offenbart sich vor allem in Ankes Geschichte die weitreichende Marginalisierung von somatischem Gespür der Gebärenden und von Erfahrungswissen der Geburtshelfer_innen als Orientierungspunkte in der geburtsmedizinischen Praxis. Ankes

eigenes Körperwissen und ihre Wahrnehmung des Geburtsverlaufs haben kaum Relevanz für die Geburtshelfer_innen – weder bei der Frage der Notwendigkeit der Geburtseinleitung noch bei der Frage des Kaiserschnitts. Die „Empfehlung“ oder vielmehr Anweisung zum Kaiserschnitt erfolgt nicht auf der Basis einer etablierten Beziehung zu einer Hebamme oder einer Geburtshelfer_in, die den eigensinnigen Geburtsverlauf bei Anke vor Augen hat. Nicht eine konkrete Gefahr oder ein an den konkreten Umständen ermessenes kundiges Urteil scheint die Empfehlung für die Sectio bei Anke zu liefern, sondern das Maß einer in der Geburtsmedizin in den letzten Jahrzehnten drastisch verkürzten Zeitlichkeit, an der sich ihr Geburtsfortschritt zu messen hat. Die moderne Risikomedizin und die evidenzbasierte Geburtshilfe basieren auf der „Zeitlichkeit des Zufallereignisses“ und der „zeitlichen Anordnung in einer objektiven Logistik“ (Duden/Vogeler 2016: 28) statt auf konkreten Urteilen und den Erfahrungen von Frauen. Die Regime der Zeitlichkeit in der Geburtshilfe tragen dazu bei, dass Schwangere und Gebärende ihre eigene Urteilskraft anzweifeln und ihr somatisches Gespür keinen Raum mehr bekommt. So verorten Duden und Vogeler (2016) den eigentlichen Verlust an Autonomie und den Verlust der „Fähigkeit der Schwangeren, bei sich zu bleiben und auf ihr Können zu vertrauen“ (Duden/Vogeler 2016: 24), gerade nicht in einem Mangel an Information und Entscheidung, sondern in den iatrogenen Effekten, „die zustande kommen, wenn die Heterogenität zwischen Gefahr und Risiko, zwischen Symptom und Risikofaktor nicht mehr körperlich gewusst wird“ (Duden/Vogeler 2016: 24), und Geburtsmedizin mit abstrakten, von den konkreten Umständen losgelösten Wahrscheinlichkeiten operiert.

Drittens wird bereits an all diesen Ausführungen deutlich, dass das Geburtsgeschehen besondere Merkmale aufweist, bei denen Informationen, Vorbereitung und Entscheidungen nur sehr bedingt in Anschlag gebracht werden können. Sabine Dörpinghaus beschreibt die „personale Unverfügbarkeit und Brüchigkeit, die für die Gebärende nicht zuletzt in der Selbsttätigkeit ihres Leibes aufscheint“, und folgert: „[E]ine Geburt ist nicht vernünftig zu gestalten“ (Dörpinghaus 2016: 76). Gerade die von Dörpinghaus reklamierte „Unmöglichkeit einer Standardisierung im Geburtsgeschehen“ (Dörpinghaus 2016: 75) verweist auf die Relevanz von Beziehungsarbeit und von hebammenkundlichem Können während der Geburt. Gerade diese aber wird durch die Ökonomisierung der Geburtshilfe weiter verdrängt, lässt sich doch das so nötige ‚Mitsein‘ (Duden/Vogeler 2016) einer Hebamme nicht in der DRG-Logik abbilden.

6 Selbstbestimmung als (Care-)Beziehungsarbeit – geburtshilfliche Versorgung neu denken

Körperliche Selbstbestimmung ist ein zentrales Recht, das es zu schützen gilt. Es mag in der gegenwärtigen Geburtshilfe politisch gesehen eine unverzichtbare Strategie sein, die Durchsetzung von Selbstbestimmung und *informed consent* im Sinne einer Stärkung der Rechte von schwangeren und gebärenden Frauen zu fordern. Ich habe aber nicht nur darzulegen versucht, dass ein Selbstbestimmungsverständnis, das vor allem an Information, Vorbereitung und Entscheidung orientiert ist, an zentralen Inhalten dessen, worauf es in der Geburtshilfe eben auch ankommt, vorbei geht. Ich möchte zudem den Blick

darauf lenken, dass eine so verstandene Selbstbestimmung im Zeichen der Ökonomisierung der Geburtshilfe höchst ambivalente Funktionen hat. Selbstbestimmung markiert längst nicht allein die Möglichkeit einer Ermächtigung schwangerer und gebärender Frauen, sie dient auch als Rationalisierungsressource der Geburtskliniken. Die selbstbestimmte Gebärende, so die implizite Kehrseite, bedarf keiner Fürsorgebeziehung durch eine erfahrene Hebamme. Das Ausmaß der Popularisierung der „selbstbestimmten Geburt“ steht in krassem Gegensatz zu den dokumentierten Erfahrungen, die viele Gebärende dennoch in geburtshilflichen Einrichtungen machen. Die neoliberale Ökonomisierung der Geburtshilfe und der (rhetorische) Aufstieg der Selbstbestimmung in der Geburtshilfe verweisen auf einen herrschaftlichen Verdeckungszusammenhang: Häufig wird nicht der sich im Zeichen der Ökonomisierung der Geburtshilfe vollziehende Umbau der strukturellen, personellen und normativen Rahmenbedingungen von Geburtshilfe als mitverantwortlicher Faktor für ‚schlechte‘ Geburten genannt, sondern die individuelle Informiertheit, Vorbereitung und Entscheidung der einzelnen Schwangeren und Gebärenden. Die Aktivierung dieser Eigenverantwortung verschleiert die *strukturelle* Entsorgung jener Momente von Autonomie, die auf erfahrungsgebundenem Urteil und körperlich-beziehungsorientierten Interaktionen zwischen Gebärenden und Geburtshelfer_innen basieren. In der gegenwärtigen Gemengelage tragen der vermachtete Einsatz von „Selbstbestimmung“ und die Herstellung von *consent* in vielen Fällen dazu bei, die vorherrschenden geburtshilflichen Praktiken und Rahmenbedingungen, die Frauen überhaupt erst in mal mehr, mal weniger ohnmächtige Entscheidungszwänge bringen, zu verdecken bzw. zu legitimieren.

Um das aufzubrechen, wäre es wichtig, einerseits Selbstbestimmung nicht mehr vorrangig als rationalistische Verfügungshoheit über Informationen, Vorbereitungstechniken und ‚richtige‘ Entscheidungsfindung zu denken, sondern stärker in Verbindung mit Erfahrungswissen und dem Umgang mit eigensinniger Körperlichkeit, Schmerz, Angst, Kraft, Lust und Formen des Angewiesenseins in einer existenziellen Situation zu setzen. Feministisch betrachtet kann mit Blick auf die Geburtshilfe Selbstbestimmung so in Anlehnung an die Ausführungen von Sabine Dörpinghaus immer nur als radikal „kontextintensiv, einzelfallbezogen und leibbasiert“ (Dörpinghaus 2016: 76) und im Kontext einer Care-Beziehung zwischen Gebärender und Geburtshelfer_innen verstanden werden. Um diese Form der Selbstbestimmung von Schwangeren und Gebärenden zu gewährleisten, muss die Geburtshilfe neu gedacht und die politischen Weichenstellungen radikal verändert werden – denn die Ökonomisierung der Geburtshilfe weist derzeit deutlich in Richtung einer Verschlechterung der Ermöglichung von Selbstbestimmung als (Care-)Beziehungsarbeit zwischen Gebärender und Geburtshelfer_innen.

Literaturverzeichnis

- Beaufays, Sandra (1997). *Professionalisierung der Geburtshilfe. Machtverhältnisse im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-08879-0>
- Deutscher Hebammenverband (2014). *Schwangerenvorsorge durch Hebammen* (3., überarbeitete und erweiterte Aufl.). Stuttgart: Hippokrates.

- Dörpinghaus, Sabine (2016). Leibliche Resonanz im Geburtsgeschehen. In Hilge Landwehr & Isabella Marcinski (Hrsg.), *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes* (S. 69–90). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839436394-004>
- Duden, Barbara (2013). Illusion der Kostendämpfung. *Deutsche Hebammenzeitschrift*, (10), 47–50.
- Duden, Barbara & Vogeler, Kirsten (2016). Was wirklich zählt, lässt sich nicht zählen. *Deutsche Hebammenzeitschrift*, (1), 20–28.
- Fraser, Nancy (2009). Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, (8), 43–57.
- Gaskin, Ina May (2015). *Die selbstbestimmte Geburt. Handbuch für werdende Eltern*. Kösel: Krugzell.
- Holland-Cunz, Barbara (2003). *Die alte neue Frauenfrage*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- IQTIG – Institut für Qualitätssicherung und Transparenz im Gesundheitswesen (2016). *Geburtshilfe Qualitätsindikatoren. Bundesauswertung zum Erfassungsjahr 2015*. Zugriff am 27. April 2017 unter https://iqtig.org/downloads/ergebnisse/qidb/2015/2016-05-25/QIDB_2015_INDIREKT_PDF/QIDB_2015_indirekte_Leistungsbereiche/BuAw_2015_INDIREKT/bu_Gesamt_16N1-GEBH_2015.pdf.
- Jung, Tina (2017 [im Erscheinen]). *Die Ökonomisierung der Geburtshilfe. Hessische Studie zur Versorgungsqualität in Schwangerschaft und Geburt. Projektbericht*. Arbeitsstelle Gender Studies der Justus-Liebig-Universität Gießen.
- Kirkham, Mavis (2004). *Informed Choice in Maternity Care*. New York: Palgrave Macmillan.
- Kolip, Petra; Nolting, Hans-Dieter & Zich, Karsten (2012). *Faktencheck Gesundheit. Kaiserschnittgeburten – Entwicklung und regionale Verteilung*. Zugriff am 13. September 2015 unter <https://faktencheck-gesundheit.de/de/faktenchecks/kaiserschnitt/ergebnis-ueberblick/>.
- Kuhlmann, Ellen (2005). ‚Kundenorientierung‘ – der flüchtige Charme einer ökonomischen Denkfigur im Gesundheitswesen. In Heike Jacobsen & Stephan Voswinkel (Hrsg.), *Der Kunde in der Dienstleistungsbeziehung. Beiträge zur Soziologie der Dienstleistung* (S. 149–167). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-07896-8_8
- Malacrida, Claudia & Boulton, Tiffany (2014). The best laid plans? Women’s choices, expectations and experiences in childbirth. *Health*, (1), 41–59. <https://doi.org/10.1177/1363459313476964>
- Metz-Becker, Marita (1997). *Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebäuhäusern des frühen 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Metz-Becker, Marita (1999). *Hebammenkunst gestern und heute. Zur Kultur des Gebärens durch drei Jahrhunderte*. Marburg: Jonas.
- Otto, Petra & Wagner, Tilly (2013). *Handlungsbedarf Kaiserschnitt. Ursachen der steigenden Kaiserschnittraten in Deutschland – Maßnahmen zur Senkung der Kaiserschnittrate. Ergebnisse der Online-Umfrage und ExpertInnen-Interviews 2012/2013*. Zugriff am 20. September 2015 unter www.akf-info.de/fileadmin/aktuelles/KaiserschnittBroschuereEndfassung.pdf.
- Pateman, Carole (2003). *The Disorder of Women*. Cambridge: Polity Press.
- Samerski, Silja (2014). *Das Ende des kundigen Urteils?* Zugriff am 14. Juni 2016 unter http://samerski.de/wp-content/uploads/2015/01/SHV_3_2014_Samerski.pdf.
- Sayn-Wittgenstein, Friederike zu (2007). *Geburtshilfe neu denken. Bericht zur Situation und Zukunft des Hebammenwesens in Deutschland*. Bern: Huber.
- Schluhbohm, Jürgen; Duden, Barbara; Gélis, Jacques & Veit, Patrice (Hrsg.). (1998). *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*. München: Beck.
- Schmincke, Imke (2015). Von der Befreiung der Frau zur Befreiung des Selbst. Eine kritische Analyse der Befreiungssemantik in der (Neuen) Frauenbewegung. In Pascal Eitler & Jens Elberfeld (Hrsg.), *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung, Politisierung, Emotionalisierung* (S. 217–238). Bielefeld: transcript.

- Seehaus, Rhea (2015). Schwangerschaft und Geburt als individuelles Projekt – zur institutionellen Anrufung schwangerer Frauen in Informations- und Bildungsveranstaltungen. *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*, (21), 51–67. <https://doi.org/10.3224/fzg.v21i2.20936>
- Statistisches Bundesamt (2006–2016). *Fallpauschalenbezogene Krankenhausstatistik (DRG-Statistik), Operationen und Prozeduren der vollstationären Patientinnen und Patienten in Krankenhäusern. Ausführliche Darstellung*. Zugriff am 27. April 2017 unter https://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DESerie_serie_00000953.
- Statistisches Bundesamt (2011–2016). *Fallpauschalenbezogene Krankenhausstatistik (DRG-Statistik), Fachserie 12 Reihe 6.4.: Diagnosen, Prozeduren, Fallpauschalen und Case Mix der vollstationären Patientinnen und Patienten in Krankenhäusern*. Zugriff am 27. April 2017 unter https://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DESerie_serie_00000352.
- Tegethoff, Dorothea (2011). Patientinnenautonomie in der Geburtshilfe. In Paula-Irene Villa, Stephan Moebius & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven* (S. 101–128), Frankfurt/Main, New York: Campus.

Zur Person

Tina Jung, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Gender Studies, stellvertretende Leiterin der Arbeitsstelle Gender Studies (AGS) und dezentrale Frauenbeauftragte am Institut für Politikwissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen. Arbeitsschwerpunkte: feministische und politische Theorie, maternity care, Schwangerschaft, Gebären und Geburtshilfe, Kritische Gesellschaftstheorien (insbesondere Kritische Theorie).

Kontakt: Institut für Politikwissenschaft, Karl-Glöckner-Straße 21 E, 35394 Gießen

E-Mail: tina.jung@sowi.uni-giessen.de

Stillen als mütterliche Aufgabe. Ethnografische Einblicke in die Praxis der Stillberatung auf einer Geburtshilfestation

Zusammenfassung

In Handlungen, Repräsentationen, Diskursen und Gefühlen zum Thema Muttermilch-ernährung aktualisieren sich gegenwärtig geschlechtliche Responsibilisierungsmomente, die mit Ein- und Ausschlüssen für Frauen als Mütter einhergehen. Damit flankieren sie auch die Frage nach (un)gleichen Geschlechterverhältnissen. Im Gegensatz zum englischsprachigen Raum ist die sozialwissenschaftliche Forschung zur Säuglingsernährung und zum Stillen in Deutschland noch wenig entwickelt. Dies gilt vor allem für qualitativ-praxisanalytische Untersuchungen. Diese Leerstelle nimmt der Beitrag aus einer genderpolitischen und ethnografischen Perspektive in den Blick und analysiert exemplarisch die sozialen Praktiken der professionellen Stillförderung auf einer Geburtshilfestation. Gefragt wird, wie der Körper der Mutter in diesen Settings bearbeitet und als Nährquelle für das Baby funktionsfähig gemacht wird. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass das Stillen in der Praxis als problemanfälliger Lerngegenstand konzipiert ist, der ein Arsenal an Hilfen und Problemlösungstechniken aktiviert, die den Mutterkörper reduzieren, fragmentieren und funktionalisieren sowie gleichzeitig als unersetzbar für das kindliche Gedeihen exponieren.

Schlüsselwörter

Stillen, Mutterschaft, Ethnografie, Körper-techniken, Stillberatung, Krankenhaus

Summary

Breastfeeding as a mother's task. Ethnographic insights into the practice of breastfeeding counselling on a postnatal ward

In acts, representations, discourses and emotions around the topic of breast milk nutrition there is an ongoing reconstruction of gendered responsibilities. This is often connected with the inclusion and exclusion of women as mothers and raises the question of (un)equal gender relations. In contrast to the English-speaking world, social science research on infant nutrition, specifically breastfeeding, has only recently become a growing field of research in Germany. This above all concerns to qualitative-practical investigations. Based on this research gap, this study examined the topic from a gender political and ethnographic perspective and analyzed the social practices of professional breastfeeding counselling provided on a postnatal ward. It asked how the mother's body is worked on in these settings and made functional as a source of nutrition for the baby. The results demonstrate that breastfeeding is conceptualized as a matter of problem-solving and learning, activating an arsenal of support and problem-solving techniques which reduces, fragments and functionalizes the mother's body and at the same time exposes it as irreplaceable for the growth and well-being of the child.

Keywords

breastfeeding, maternity, ethnography, body techniques, breastfeeding counselling, hospital

Einführung

Der Mensch ist qua Natur auf Nahrung angewiesen. Wie die Ernährung eines Säuglings praktiziert wird, ist jedoch eine kulturelle und durchaus kontroverse Angelegenheit (vgl. u. a. Seichter 2014; Rose/Steinbeck 2015; Kröger/Rückert-John 2015). Keineswegs wurden Neugeborene immer gestillt. Vielmehr unterliegt die Säuglingsernährung historischen Wandlungen und sozialen Differenzen (Seichter 2014). Auch wenn es stets Alternativen zum Stillen gab und gibt (vgl. Blum 1999; Freudenschuß 2012; Knaak 2005), gilt derzeit die Muttermilchernährung als einzig optimal für das Gedeihen des Kindes (vgl. u. a. Freudenschuß 2012; Ott/Seehaus 2010). Die pragmatische Frage der Säuglingsernährung ist somit aufs Engste verknüpft mit der moralischen Frage nach der ‚Güte‘ der Mutter (Freudenschuß 2012: 144) – und mit der Frage der paternalen Geschlechterordnung. Schließlich ist das Stillen unmittelbar an den Mutterkörper gebunden und nicht vom Vaterkörper zu leisten. Dass dies Folgen für das Eltern-Arrangement hat, belegen Studien zu egalitärer Elternschaft, die zeigen, dass Stillen zu einem erheblichen Konfliktmoment für Paare mit Gleichheitsansprüchen wird (etwa Flaake 2014). Man muss sich nicht Seichter anschließen, die Gleichberechtigung gefährdet sieht und sinkende Geburtenraten prognostiziert, wenn weiterhin so nachdrücklich das Stillen propagiert wird (Seichter 2014: 165f.), doch ist das geschlechterkonservative Moment in den Still-Idealen nicht von der Hand zu weisen. Dies macht die Säuglingsernährung zu einem lohnenden Gegenstand der Genderforschung.

1 Stillernährung als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung

Die sozialwissenschaftliche Forschung zum Thema Mutterschaft und Säuglingsernährung ist im englischsprachigen Raum gut entwickelt. So gibt es Studien aus Kanada (u. a. Wall 2001; Knaak 2005), den USA (u. a. Stearns 1999; Cripe 2008), Neuseeland (Shaw 2004), Großbritannien und Australien (etwa Bartlett 2002; Schmied/Lupton 2001) sowie dem französischsprachigen Raum (u. a. Badinter 2012). In Deutschland entsteht erst seit Kurzem ein sozialwissenschaftliches Forschungsfeld zum Stillen (etwa Freudenschuß 2012; Heimerdinger 2009; Kröger/Rückert-John 2013; Ott/Seehaus 2010; Orland 2004; Seichter 2014; Rose/Steinbeck 2015; Seehaus/Tolasch 2017). Die entsprechenden Studien rekonstruieren, dass und wie das Stillen zur idealen Säuglingsernährung geworden ist und wie sich Mütter und Eltern mit dieser Norm arrangieren. Sie zeigen zudem, dass im Zentrum des Stilldiskurses die emotionalen und gesundheitlichen Bedürfnisse des Kindes und weniger die Interessen der Mutter stehen. Gerade in den medizinischen Diskursen wird die Mutter oftmals eher funktionalistisch auf den *Ernährungskörper*, der die gesündeste Nahrung für den Säugling bereithält, reduziert (Freudenschuß 2012: 138). Die Devise „breast is best“ ist als Alltagswissen stabil verankert. Sowohl Mütter- und Eltern-Ratgeber wie auch staatliche Programme propagieren dies seit Langem (Wall 2001; Knaak 2005). Demgegenüber gilt die Flaschennahrung nicht als legitime gleichwertige Alternative (Cripe 2008: 65).

Mit der Priorisierung der Muttermilchernährung (Orland 2004; Badinter 2012) wird das Stillen zunehmend von öffentlichen Institutionen zum Lern-, Bildungs- und Beratungsgegenstand gemacht. Die Mutter erscheint als „unknowing, in need of instruction and (self) management“ (Bartlett 2002: 381). Schon in der 2003 von der Weltgesundheitsorganisation (WHO 2003: 14) ausgerufenen ‚weltweiten Strategie zur Ernährung von Säuglingen und Kleinkindern‘ wird das Stillen nicht nur als bevorzugte Form der Säuglingsernährung, sondern auch als Lernerfordernis entworfen. Damit deutet sich eine symptomatische Paradoxie des Stillnormativs an: Trotz der unterstellten *Natürlichkeit* des Stillens werden diverse Instanzen, Techniken und Qualifizierungen benannt, die das Stillen erst ermöglichen. Damit gerät die Säuglingsernährung immer stärker in den Fokus normativer öffentlicher und professioneller Zugriffe. Sie ist keine ‚Privatsache‘, sondern wird von verschiedenen Akteurinnen und Akteuren unter der Prämisse hegemonialer Gesundheitsnormen zu perfektionieren versucht. Dies zum Ausgangspunkt nehmend, richten wir den Blick auf die professionelle Stillförderung und -beratung, wie sie auf Geburtshilfestationen für entbundene Mütter angeboten wird. Aus praxisanalytischer Perspektive fragen wir danach, wie hier das Stillen zwischen medizinischer Fürsorge und mütterlicher Qualifizierung als Gegenstand des Lernens und Übens situiert wird. Anliegen ist, ethnografisch nachzuzeichnen, wie der Körper der Mutter bearbeitet, als ideale Nährquelle für das Baby hervorgebracht, funktionsfähig gemacht und zum Körper des Babys in Beziehung gesetzt wird.

2 Das Untersuchungsdesign: Methode, Feld, heuristische Konzepte

Die Infrastruktur der institutionellen Bildungsangebote und Hilfen zum Stillen ist stark entwickelt. Sie reicht von der Stillberatung von speziell qualifizierten Stillschwestern auf den Wochenbettstationen über das Qualitätssiegel von WHO und UNICEF für ‚babyfreundliche Krankenhäuser‘, das die Stillförderung zu einer zentralen Bewertungsgrundlage macht, bis hin zu Info- und Beratungsveranstaltungen von Kliniken, Hebammen, Gesundheits- und Familienzentren sowie Selbsthilfegruppen, z. B. von der La Leche League, vor und nach der Geburt (vgl. Rose/Steinbeck 2015).

Im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Stillen untersuchten wir die „sozialen Praktiken“ (Reckwitz 2003) in Beratungs- und Hilfeangeboten. Anliegen war, auf der Grundlage ethnografischer Feldforschungen in diesen ‚sozialen Arenen‘ die normativen Anrufungen zum Stillen und eingelagerten Entwürfe von Mutter-, Vater- und Kinderschaft zu rekonstruieren. Insgesamt entstanden 65 Beobachtungsprotokolle von Informationsabenden in Geburtskliniken, Geburtsvorbereitungs- und Säuglingspflegekursen, Stillinformationsabenden, Stillberatungen im Krankenhaus und anderen Einrichtungen, Stilltreffs und Still-Selbsthilfegruppen. Die Auswertung erfolgte in Anlehnung an die Grounded-Theory-Methodologie (Strauss/Corbin 1996) in einer mehrphasigen Verschränkung aus Datenerhebung und Datenauswertung.

Die nachfolgenden Ausführungen fokussieren die Stillberatung einer Geburtshilfestation. Bei diesem Feld ist einerseits davon auszugehen, dass die Still-Norm sehr stark wirksam ist, nimmt man die hohen Initialraten des Stillens in Geburtskliniken zum

Anhaltspunkt (Bundesinstitut für Risikobewertung 2016). Andererseits ist zu vermuten, dass sich kurz nach der Entbindung – anders als in vorbereitenden Kursen oder späteren Stillangeboten – Krisenmomente des Stillens akut verdichten und damit Techniken der Krisenbewältigung schärfer abzeichnen.

Die Stillberatung des untersuchten Krankenhauses wird von zwei Stillberaterinnen durchgeführt. Die Homepage des Krankenhauses erweckt den Eindruck eines kontinuierlichen Angebots der professionellen Stillberatung. Erst die ethnografische Beobachtung offenbarte, dass sich diese real auf wenige Tage im Monat beschränkte. Auch gab es Monate, in denen das Angebot gar nicht stattgefunden hat. An Tagen, an denen die Beratung stattfindet, steht jeweils eine Beraterin ganztägig zur Verfügung. Die Beratung findet im Stillraum statt, der nur Frauen offensteht, oder im Elternzimmer, das auch Vätern zugänglich ist. Sie wird bei den Wöchnerinnen nicht gezielt beworben, dennoch ist sie sehr gut besucht, sodass es zeitweise zu Wartezeiten kommt. Es nehmen vor allem Mütter teil, die als „Problemfälle“ – so die Bezeichnung einer Stillberaterin – von der Station geschickt werden.

Der Feldzugang erwies sich im Vorfeld als sehr schwierig und aufwändig. Neben vielen anfangs vergeblichen Versuchen, den Feldzugang überhaupt herzustellen, musste sich die Ethnografin nach der Zusage eines Krankenhauses einem umfangreichen Einweisungs- und Impfprogramm unterziehen, um überhaupt dort forschen zu dürfen. Mit dem verantwortlichen Klinikpersonal war abgesprochen, dass sie an mehreren Tagen die Stillberaterin während ihrer Arbeit im Stillraum, Elternraum, vereinzelt auch in Stationszimmern, begleiten durfte, jedoch deren Arbeitsroutinen nicht unterbrechen oder stören sollte. Die Ethnografin wurde den Müttern als Forscherin, einige Male auch als Praktikantin, die Daten erhebt, vorgestellt, häufig ging jedoch die Vorstellung im allgemeinen Arbeitstrubel unter. Versuche, mit den Müttern flankierend ethnografische Interviews zu führen (Spradley 1979), waren selten erfolgreich, was sich u. U. mit der erheblichen Stress- und Körperbelastung vieler Mütter erklären lässt und auch mit der vorab getroffenen Vereinbarung, Arbeitsabläufe nicht zu stören. Gespräche kamen vor allem dann zustande, wenn die Forscherin mit Müttern (eher keinen Vätern) und den Stillberaterinnen allein war.

3 Was passiert in der Stillberatung? Ergebnisse der Ethnografie

Anlass zur Nutzung der Stillberatung sind Stillprobleme. Auf der Grundlage des Datenmaterials lassen sich drei prominente Problemfelder identifizieren. Erstens hat das Baby Schwierigkeiten, die Muttermilch selbst aus der Brust zu saugen, was von Professionellen als ‚Trinkproblem‘ bezeichnet wird. Zweitens gibt es ‚Milchgabeprobleme‘ auf Seiten der Mutter. Zum einen produziert die Brust nicht genug Milch, was meist Sorgen um das Wohlergehen des Kindes mobilisiert, die umso drängender sind, je jünger das Kind ist. Zum anderen lässt sich die vorhandene Milch nur schwer aus der Brust entnehmen. Das dritte Problemfeld sind die Schmerzen beim Stillen, die nicht nur für die Mütter Leid verursachen, sondern auch zu einem Stillhindernis werden können. In Anlehnung an Spradleys Ausführungen zur Systematisierung von ethnografischen Beobachtungs-

gegenständen (Spradley 1980: 93ff.) wird nachfolgend das praktische Repertoire der Techniken inventarisiert, die in der von uns untersuchten Stillberatung zur Behandlung der Problemfelder aktiviert werden.

Tabelle 1: Inventarisierung – Stillprobleme und Behandlungstechniken

Problem	Ziel	Techniken/Maßnahmen
Trinkprobleme des Babys	Aktivierung des Babys	Baby wecken, bewegen, ausziehen, wickeln
	Animation des Babys zum Trinken	manuelles Öffnen und Reizen des Babymundes, Ansprechen, Anfeuern, Ermuntern, Locken
	Optimierung des Babykörpers	manuelle Positionierung des Babykörpers an der Brust, manuelles Nachhelfen beim Griff des Babymundes an die Brustwarze
	Optimierung des Mutterkörpers	Anleitung der Mutter zur geeigneten Positionierung des eigenen Körpers und zum Halten des Babys, korrigierende Eingriffe am Körper, vor allem an der Brust, Benutzen von Brusthütchen
	Nähr-Kompensation	Flaschennahrung, Finger-Feeding, Verfüttern abgepumpter Muttermilch
„Milchgabeprobleme“ der Mutter	Anregung der Milchproduktion	erhöhte Flüssigkeitszufuhr, Kräutertees mit stimulierender Wirkung, Abpumpen von Milch, Entspannung der Mutter
	Kontrolle der Milchmenge	Stillprobe (Wiegen des Babys vor und nach dem Stillen), Messen der abgepumpten Milchmenge
	Anregung des Milchflusses	psychische Entspannung und Stressreduktion, Wärme, Schütteln der Brüste, Milch manuell ausdrücken
	Optimierung der Körper- und Brusthaltung der Mutter	manuelle Korrektur der Körperhaltung, Halten, (Aus-)Drücken, Formen der Brust, Einführen der Brust in den Babymund, Stillkissen
Stillschmerzen	Aus- und Durchhalten des Schmerzes	Übergehen des Schmerzes, Bagatellisieren, Zuspruch, Ermutigungsparolen
	Schmerzentlastung	Aufklärung zu brustschonenden Stillhaltungen, Einsatz von schonenden Melktechniken (Brusthütchen, elektrische Milchpumpe), Medikamente

Quelle: eigene Darstellung anknüpfend an Spradley (1980).

Die tabellarische Übersicht zeigt, dass und wie sich die Brusternährung des Babys als Feld mit vielfältigen Komplikationen darstellt, die Anlass für professionelle Hilfen sind. Diese halten wiederum ein großes Spektrum an Problemlösungstechniken für die verunsicherten, sich sorgenden und belasteten Mütter bereit. Stillen, so vermittelt diese Praxis, gelingt nicht einfach und intuitiv, sondern ist anspruchsvoll und bedarf des Beistands besonders geschulter Expertinnen und Experten. Im Nachfolgenden werden wir die drei Problemfelder anhand ausgewählter ethnografischer Szenen eingehender in den Blick nehmen.

3.1 Bearbeitung der Trinkprobleme des Babys

Obwohl in den vorbereitenden Bildungsangeboten zum Stillen immer wieder vom angeborenen Saugreflex die Rede ist, werden in der Stillförderung der Wochenbettstation regelmäßig andere Fälle sichtbar: Säuglinge, denen offenbar der Instinkt fehlt, das Richtige an der Brust zu tun, und die zu wenig oder falsch saugen, sodass sie zu wenig Milch erhalten. Dabei lässt sich vielfach die Drohfigur des verhungerten Säuglings erahnen. Diese wird aktiviert durch die medizinischen Angaben zur Gewichtsentwicklung von Neugeborenen, die die zeitlichen und quantitativen Spielräume der nachgeburtlichen Gewichtszunahme präzise definieren. Sie stellen eine „Chiffre für Normalität“ (Kelle 2007: 201) des Kindes dar, an der sich das kindliche Wohlergehen bemisst. Ein Unterschreiten dieser Normen bedeutet automatisch eine gesundheitliche Gefährdung, weil der Säuglingskörper nur geringe Kompensationsmöglichkeiten hat.

Trinkprobleme des Säuglings werden auf zwei Ebenen diagnostiziert. Im ersten Fall ist der Säugling nicht aktiv genug. Im zweiten Fall zeigt er Fehlverhalten an der mütterlichen Brust: Dies umfasst die falsche Lippen- und Mundhaltung, das Saugen an der eigenen Wange, Faust oder Zunge statt an der Brustwarze, das unzureichende Umfassen der Brustwarze mit dem Mund, das zu schwache oder zu starke Saugen, was zu Verletzungen der Brustwarzen der Mutter führt. Die Diagnosen von ‚Fehlern‘ des Babys gehen häufig einher mit psychologisierenden Zuschreibungen wie Dummheit, Faulheit, Egozentrik oder gar Renitenz des Babys. In dem Wunsch, die Ursache der Trinkprobleme zu identifizieren, werden Charakterfehler diagnostiziert, die nicht allein stark stigmatisierend sind, sondern dem Baby einen handlungsmächtig-eigensinnigen Subjektstatus zuschreiben. Dabei wird ein starkes mütterliches Ausgeliefertsein gegenüber dem Baby konstruiert: Das Stillen kann nicht gelingen, weil das Baby nicht begreift, was es zu tun hat oder sich gar verweigert. Dieses Ausgeliefertsein wird in folgender Szene thematisiert:

„Die Stillberaterin adressiert das Baby und sagt: ‚Du kannst gierig sein, aber du musst die Technik lernen.‘ – ‚Aber Mama kann dir diese Technik nicht zeigen‘, so die Mutter. Irgendwie erzählt sie das mit einem Witz, aber gleichzeitig hat man das Gefühl, dass es für sie ziemlich schlimm ist, dass es mit dem Stillen nicht klappt.“

Die Mutter sieht für sich keine Handlungsmöglichkeiten in der erlebten Krisensituation, sondern es ist einzig das Baby selbst, das sie lösen kann, indem es sich die korrekte Technik aneignet. Diesem Bild des Babys als dominantem Akteur des Stillgeschehens stehen jedoch die Praktiken gegenüber, mit denen versucht wird, das Verhalten des Babys erfolgreich zu beeinflussen. Das Bild von der Manipulierbarkeit des Babykörpers ist also ebenso wirksam.

Als eine Ursache von Trinkproblemen gilt – wie oben schon erwähnt – das unzureichende Aktivitätsniveau des Säuglings. In der Stillberatung werden häufig zu schläfrige und träge Babys identifiziert. Durchaus möglich wäre diese Verfasstheit als Ruhe- und Erholungsbedürfnis zu lesen, das enden könnte, wenn die Triebspannung des Hungers für den Säugling zu groß geworden oder die Erholung ausreichend ist. Stattdessen scheint es zwingend erforderlich, zügig mit gezielten Störreizen gegen die somatische Zeit des Säuglings zu arbeiten und seinen regressiv-homöostatischen Zustand zu be-

den, z. B. durch Wickeln oder das Ausziehen einiger Kleidungsschichten. Solange es der Säugling zu „gemütlich“ hat, wie es eine Stillberaterin formuliert, macht er nicht das, was er tun soll, nämlich energisch an der Brust saugen. Es ist dies eine Figur, die tief verwurzelte archetypische Menschenbilder aktiviert: Der Mensch strengt sich erst an, wenn er Versagungen erleidet.

Bei den Bemühungen, den Säugling zum Trinken an der Brust zu bewegen, kommen aber auditiv-sprachliche Animationen, z. B. durch namentlich-lockende Ansprache, taktil-körperliche Reize, z. B. durch Lippenberührungen, oder unmittelbar körperliche Korrektive zum Einsatz, wie diese Szene demonstriert.

„Es scheint nicht richtig zu klappen mit dem Anlegen. Die Stillberaterin: ‚Sie macht keinen Lippenabschluss. Nicht ziehen! Sie schiebt ihre Zunge dazwischen und saugt an der Zunge.‘ Jetzt scheint es zu gehen. ‚Da kommt Milch. Ich sage es dir! Weiter, weiter, weiter‘, adressiert die Stillberaterin das Kind. Das Kind hat wieder den Trinkprozess unterbrochen. ‚Noch immer die Zunge im Weg. Nochmals!‘, kommentiert die Stillberaterin den Vorgang. Die Stillberaterin hat die Brust wie einen Gegenstand in der Hand. Der Umgang mit der Brust ähnelt dem Umgang mit einer Flasche. Die Stillberaterin: ‚Mach nochmals den Mund gaaaanz weit auf, junger Mann! [Es ist eigentlich ein Mädchen.].‘ Die Stillberaterin steckt den Finger in den Mund des Babys: ‚Nicht schieben, saugen! Komm, versuchen wir es nochmals.‘“

Der Säugling ist hier zwar ‚trinkwillig‘, aber inkompetent. Ihm werden verschiedene körpertechnische ‚Fehler‘ beim Saugen nachgewiesen. Die Stillberaterin korrigiert durch fortlaufende mündliche Anweisungen und Ermunterungen, die flankiert sind von Interventionen am Babykörper, aber auch am Mutterkörper zur Optimierung des kindlichen Saugens.

3.2 Bearbeitung der Milchgabeprobleme der Mutter

Trinkprobleme können aber auch durch mütterliche ‚Fehler‘ verursacht werden. Zu den häufigsten, die genannt werden, gehören eine ungeeignete Form der Brustwarzen, die die Nahrungsaufnahme durch das Baby praktisch behindert, das fehlerhafte Anlegen des Babys, physische und psychische Verspannungen der Mutter, die die Milch nicht ‚fließen‘ lassen, und Verletzungen der Brustwarze, die das Stillen zu schmerzhaft machen. Entsprechende Diagnosen führen zu Behandlungen des Körpers der Mutter mittels spezieller (Körper-)Techniken. Dies geschieht verbal, aber auch unmittelbar körperlich. Hierzu eine Szene:

„Die Stillberaterin zeigt eine Technik, bei der der Kopf des Kindes mit der linken Hand von der Mutter gestützt wird und mit der rechten Hand hält die Mutter ihre eigene Brust und formt sie ‚mundgerecht‘ für das Baby. ‚Und wenn er seinen Mund gaaaanz weit aufmacht, ranlegen!‘“

Das erfolgreiche Stillen wird verhandelt als eine Frage der interaktiven Herstellung von Kompatibilität zweier Körper: Der Körper der Mutter – besonders ihre Brust – und der Körper des Babys – besonders sein Mund – müssen so zusammengefügt werden, dass das Baby saugen kann. Die Mutter ist aufgefordert, die eigene Brust für das Baby gut oral greifbar zu machen. Die Brust wird hier funktional verdinglicht. Sie erscheint primär als Objekt der Nahrungszufuhr und wird entsprechend sachrational modelliert und eingesetzt.

Gleichwohl bleibt eine gewisse mütterliche Angewiesenheit auf das Verhalten des Babys: Es muss zumindest den eigenen Mund öffnen, um es zum Trinken anlegen zu können. Aber auch dabei sind ggf. Korrekturen erforderlich. Falls das Baby beispielsweise die Brustwarze falsch greift, muss die Mutter die Verbindung zwischen den beiden Körpern wieder lösen. Bei der Herstellung von körperlicher Kompatibilität kann auch der Einsatz von unterstützenden Utensilien notwendig werden. So werden Stillkissen oder Brusthütchen empfohlen, um die Passung zwischen Brustwarze und Baby- und Mund zu erhöhen.

Die Optimierung des funktionalen Zusammenspiels zwischen Mutter- und Babykörper geht jedoch auch einher mit ‚handfesten‘ Griffen an den Mutterkörper, genauer: an die Brüste. Wir finden im Material viele Szenen, in denen die Stillberaterinnen an der Brust der Mutter hantieren: Sie wird gedrückt, geformt, in Richtung des Babymundes geschoben, zum Teil in den Mund eingeführt. Die Ethnografin beobachtet auf der Wochenbettstation diese und ähnliche Situationen als alltägliche Ereignisse:

„Die Mutter öffnet ihre Bluse und legt das Baby an. Die Stillberaterin korrigiert die Mutter bei den Stillpositionen des Babys immer wieder. Dabei greift sie an den Busen der Mutter und rückt das Kind im Arm der Mutter zurecht.“

Der Griff an die mütterliche Brust ist offenbar im Kontext der Stillförderung eine legitime, normale Praxis. Es war kaum zu beobachten, dass Stillberaterinnen ihr Tun erläuterten oder um Erlaubnis baten. Nur sehr selten öffneten Frauen nicht umgehend ihre Hemden, wenn ihre Behandlung begann. Ebenso versuchten sie nur sehr vereinzelt, die entblößten Brüste – z. B. mit den Händen – zu bedecken. Die Praxis des Brustentblößens und -anfassens scheint vielmehr als notwendige Routine von allen anerkannt zu sein. Nur die reflexiven Einlassungen der Ethnografin in ihren Protokollen aktualisieren die eingelagerte soziale Brisanz dieser Handlungen.

„Mein Gefühl ist, dass es komisch ist, dass die Stillberaterin die Brust der Frau immer wieder anfasst und das Kind daranlegt. [...] Die Brust gehört eigentlich der Frau und jetzt wird sie zu einem ‚Handwerkzeug‘ oder ‚Instrument‘ der Milchversorgung für das Kind. Es interessiert nicht mehr so richtig, dass dieses Körperteil nicht nur zum Milchgeben gedacht ist. [...] Mein Eindruck ist, dass viele Frauen denken, das gehört dann wohl dazu.“

Das von der Ethnografin artikuliert Befremden über die beobachteten Handlungsrou-tinen markiert eine kontextuelle Differenz. Die Berührungen der nackten weiblichen Brust, die im Rahmen der Stillförderung sachfunktional für die Aufgabe des Nährens und damit sozial legitim sind, sind dann irritierend, wenn die Brust nicht zum „Milchgeben gedacht ist“. Weil im Kontext der hegemonialen Kultur die weibliche Brust sexuell konnotiert ist, fühlt sich die Ethnografin „komisch“ angesichts der selbstverständlichen Brustberührungen. Dies wirft die Frage auf, wie es Stillberaterinnen und Müttern gelingt, das Befremdliche der so häufigen Handgriffe im Zuge der Herstellung einer „professionellen Intimität“ (Buschmeyer/Tolasch 2014) in der Stillsituation zu bewältigen und erfolgreich zu entsexualisieren und zu normalisieren (vgl. auch Stearns 1999).

3.3 Bearbeitung der Stillschmerzen

Schmerzen beim Stillen spielen in den ethnografischen Protokollen eine besonders exponierte Rolle. So gehört bereits in den Stillvorbereitungsveranstaltungen, die vor der Geburt angeboten werden, die Information zum Standard, dass Schmerzen beim Stillen gerade zu Beginn völlig normal seien. Zwar wird zugestanden, dass Schmerzen beim Stillen zeitlich begrenzt sein sollten (i. d. R. wird von zwei Wochen gesprochen) und auch Möglichkeiten zur Verfügung stehen, um sie zu vermeiden, wie z. B. ein verbesserte Stillposition oder die medizinische Behandlung des Säuglings, nichtsdestotrotz wird der Stillschmerz letztlich zur unvermeidbaren temporären Begleiterscheinung der Brusternährung erklärt: Er muss als Übergangsetappe schlicht überstanden werden. Dies ähnelt den Diskursivierungen des Geburtsschmerzes (vgl. u. a. Le Breton 2003: 122). Wie bei der Geburt gehört auch beim Stillen – in gewissem Ausmaß – die Pein der Mutter dazu. Sie veranlasst nicht dazu, die Brusternährung zu beenden oder zu unterbrechen.

Für viele der Mütter in der Stillberatung der Wochenbettstation ist das Stillen mit sehr großen Schmerzen verbunden – weil das Stillen Nachwehen auslöst, die Brust wund und entzündet ist, die falsche Stilltechnik angewandt wurde, Hilfsmittel nicht adäquat eingesetzt wurden (z. B. mangelnde Hygiene bei der Nutzung von Brusthütchen, was zu Pilzkrankungen führen kann), das Sitzen oder Liegen wegen Geburtsverletzungen oder einer Sectio-Operation schmerzt oder weil die Brust zu viel Milch produziert. Die Verletzungen der Brust können so weit gehen, dass es zu offenen, blutenden Wunden kommt, die neben Schmerzen auch Ängste hervorrufen:

„Zurück zu Frau Rot: ‚Es tut weh. Ich habe Angst, dass sie zu viel Blut im Mund hat. Ist das schlimm?‘ Die Stillberaterin meint, dass das nicht schlimm ist, wenn das Kind Blut zu sich nimmt. Sie versuchen noch immer das Baby anzulegen.“

Dass das Baby nicht nur Milch, sondern auch Blut der Mutter in sich aufnimmt, wird hier nicht zum Anlass, die eigene Versehrtheit zum Thema zu machen, sondern sie aktualisiert eine spezifische Angst um das Kind: Die Vorstellung, dass das Baby Blut trinkt, beunruhigt. Während die Milch aus dem Körper der Mutter erfolgreich als gute Nahrung konstruiert ist, birgt das Blut aus ihrem Körper erhöhte soziale Brisanz, rührt es doch an basale kulturelle Körper- und Nahrungstabus (Setzwein 1997).

Dass die Mütter Schmerzen haben, verbergen sie nicht. Ganz im Gegenteil artikulieren sie ihre Körperqualen offen: Sie stöhnen, jammern, weinen, erzählen von ihrer Pein. Die Stillförderung ist offenbar eine soziale Arena, in der die öffentliche Darstellung von Leid zugelassen ist. Dies hat vermutlich viel damit zu tun, dass dieser Raum Züge des Privaten aufweist. Die offenen bzw. (mit)erlebten Schmerzbezeugungen bzw. -empfindungen der Frauen bringen die Ethnografin in der Klinik, aber auch jene an anderen Beobachtungsorten manches Mal an die Grenzen des Erträglichen. Sie schildern in ihren Protokollen teilweise, dass ihnen das Leiden der Mütter emotional zusetzt, dass sie auch verwirrt oder verärgert sind, dass den Müttern dies zugemutet und ihnen keine schnelle Entlastung geboten wird. Diese selbstreflexiven Einlassungen in den ethnografischen Protokolltexten sind als eigene Datenqualität insofern aufschlussreich, weil die beobachtete Praxisroutine damit verstärkt ‚befremdet‘ wird. Die dokumentierte Irritation der Ethnografinnen zum Umgang mit den Schmerzen in der Stillberatung verweist

auf soziale Diskrepanzen zwischen der beobachteten Sinnwelt und der Sinnwelt der Beobachterinnen. Während es ansonsten ‚normal‘ ist, leidende Menschen schnellstmöglich von ihren Schmerzen zu befreien, ist die Stillberatung offenbar ein sozialer Raum, in dem dieser Kodex nicht zwangsläufig sofort gilt. Diese Diskrepanz wird auch in folgender Szene sichtbar:

„Die Stillberaterin wendet sich Frau Weiß-Grau-Gemustert zu: ‚Wir nehmen nun auch die andere Seite [es geht um die Brust]‘ Sie gibt der Mutter Hinweise zum Anlegen bzw. zu den Stillpositionen und Mahlzeiten. Das Baby schreit. Das Anlegen löst bei der Mutter große Schmerzen aus. Sie stöhnt und sagt, dass es ihr sehr weh tut. Ich kann es emotional nicht gut aushalten mitzubekommen, dass die Mutter starke Schmerzen hat und ich dabei zuschauen. Sie stöhnt weiter und weiter. Und sagt: ‚Oh Gott!‘ Die Stillberaterin korrigiert die Hand, mit der die Mutter die Brust von unten hält und für das Baby formt. [...] Die Stillberaterin: ‚Weiter trinken!‘ [...] Ich gehe für fünf Minuten in die Pause. Frau Weiß-Grau-Gemustert hat noch immer Schmerzen, als ich wiederkomme.“

Es ist gerade das protokollierte Erleben der Ethnografin, das verdeutlicht, wie sehr stillende Mütter und Beraterinnen außerhalb gängiger sozialer Körper-Konventionen stehen: die Mütter fordern nicht Schmerzfreiheit, die Beraterinnen marginalisieren den Schmerz. Dabei wird in den ethnografischen Protokollen rekonstruierbar, dass auch wenn das Saugen des Babys die Schmerzen verursacht und mitunter auch den Körper verletzt, wird das Baby nicht als Aggressor wahrgenommen, gegen den sich mütterliche Feindseligkeit richtet, sondern es werden weiterhin erfolgreich libidinöse Gefühle für das Baby aufrechterhalten. Was vor dem Hintergrund der hegemonialen Idealisierungen ‚unerschütterlicher‘ Mutterliebe selbstverständlich scheint, wird erst durch die emotionale Spiegelung der Ethnografin, die sich in den Protokollen zeigt, als besondere kulturelle Leistung erkennbar. Zum institutionellen Umgang mit dem Stillschmerz lassen sich verschiedene Modi ausmachen. Erstens bleiben die von den Müttern artikulierten Schmerzen bei den Professionellen meistens ohne Resonanz oder sie werden als erträglich und unabänderlich bagatellisiert. Mitgefühl – wie es in anderen nicht-klinischen Kontexten sozial konform wäre – wird nur selten geäußert. Zweitens werden Stillserfolge, auch wenn sie noch so klein sind, demonstrativ gelobt und zum Anlass genommen, Zuversicht in das weitere Gelingen der Stillaufgabe zu vermitteln. Drittens werden Tipps und Hilfen zum besseren und brustschonenderen Stillen, zur akuten Schmerzlinderung und langfristigen Schmerzprävention gegeben, verbunden mit dem Versprechen, dass der Schmerz nachlassen wird, wenn diese Phase durchgestanden ist. Viertens werden Arbeitsparolen ausgegeben, wie z. B. „Das ist jetzt Fleißarbeit“ oder „harte Arbeit für Mami“. Fünftens wird schließlich die Milchpumpe als Kompensationstechnik eingesetzt, um die Brust zu schonen, aber dennoch die wertvolle Muttermilch für das Baby zu gewinnen. Gemeinsam ist diesen Praktiken das Bestreben, das akute mütterliche Befinden zu de-thematisieren und stattdessen die mütterliche Nähraufgabe und das kindliche Gedeihen zu fokussieren.

Dieses Normativ findet seine Resonanz im mütterlichen Verhalten. Auch wenn das Stillen erkennbar schmerzt, äußern die wenigsten der betroffenen Mütter den Wunsch, die Stillernährung zu beenden, zu unterbrechen und Flaschennahrung einzusetzen. Vielmehr sind sie bereit, erhebliche Anstrengungen auf sich zu nehmen, um weiterhin zu stillen. Sie lassen ihren Körper von den Stillberaterinnen behandeln oder bearbeiten ihn selbst; sie nutzen technische Hilfen wie Hütchen und Pumpe, setzen Wärme ein,

wenden die sog. Milk-Shaking-Technik an, um den Milchfluss zu ermöglichen, greifen stellenweise auch zu Medikamenten. Sie motivieren sich auch mit HeldInnenparolen wie z. B. „Wir sind KämpferInnen in unserer Familie“. Dieses typische Skript lässt sich lesen als Zeichen eines sozialen Konsens zum Ideal der Muttermilch in der Stillberatung. Sowohl die Mütter als auch die Stillberaterinnen erkennen es in ihren Praktiken an. Eine gute Mutter zu sein entscheidet sich nicht unbedingt allein daran, ob ihr das Stillen komplikationslos gelingt, sondern daran, wieviel sie bei auftretenden Komplikationen bereit ist, für das Gelingen auf sich zu nehmen.

Dieser Konsens ist jedoch kontextuell beschränkt. Zu berücksichtigen ist, dass bereits die Inanspruchnahme der Stillhilfe auf der Wochenbettstation insofern einer sozialen Selektion unterliegt, als nur jene jungen Mütter sie nutzen, die die Norm anerkennen und bestehende Stillkomplikationen lösen wollen statt auf die alternative Flaschen-nahrung umzustellen. Anzunehmen ist auch, dass dieser Konsens feldspezifisch ist und in anderen sozialen Arenen, z. B. familial-privaten, zerfällt, sodass hier mütterlicher Widerstand sich stärker formiert. Schließlich sinkt die Stillrate nach einer relativ hohen Initialquote in den Geburtskliniken in den ersten Lebenswochen des Neugeborenen zu Hause relativ schnell ab (Weissenborn et al. 2015).

Die Schmerzphänomene verweisen zum einen auf einen Antagonismus zwischen Mutter- und Babykörper, zum anderen wird dieser in spezifischer Weise ‚aufgelöst‘ oder ‚übergangen‘, indem die Nähraufgabe der Mutter gegenüber ihrem Kind exponiert und ihre eigene Verfasstheit marginalisiert wird. Diese gerät nur dann in den Blick, wenn die Schädigungen des Körpers der Mutter zu einem manifesten Stillhindernis werden. Aber auch dann behält das Baby mit seinen Bedürfnissen Priorität. Im Zentrum der gemeinsamen Anstrengungen steht die Gesundheit des Babys, nicht die der Mutter. Ihre Verletzungen und Belastungen mobilisieren nur insofern professionelle Hilfe, als es um die Herstellung des stillenden Körpers für das Baby geht. Der Körper der Mutter wird damit in Anlehnung an Wall (2001: 602f.) und im Sinne Barbara Dudens (1991: 75) unverändert auch nach der Geburt als „Ökosystem“ des Babys gedeutet und funktionalisiert – eine Ordnungsmatrix mit ‚parasitären‘ Zügen.

4 Fazit: Stillen als mütterliche Aufgabe

Die ethnografischen Beobachtungen in der Praxis der klinischen Stillberatung zeigen, dass Stillen eine höchst voraussetzungsreiche (Mutterschafts-)Praxis ist, die nicht qua Natur instinktiv ‚von selbst läuft‘. Bereits die Tatsache, dass für die Brusternährung ein differenziertes Tableau an Hilfen bereitgestellt wird, während es Vergleichbares für die Flaschenernährung nicht gibt, ordnet beide Ernährungsformen ideell-normativ unterschiedlich an. Dass für die Flaschenernährung öffentliche Informations-, Bildungs- und Beratungsangebote fehlen, erklärt ‚ohne Worte‘ die Flaschenernährung zu einer simplen und sozial unerwünschten Angelegenheit. Umgekehrt transportiert die etablierte Infrastruktur der Stillangebote die soziale Mitteilung, dass diese Ernährungsform nicht nur erwünscht, sondern auch diffizil ist. Diese Symbolmatrix zeichnet die stillende – oder zumindest Stillen wollende oder versuchende – Mutter einmal mehr als die ‚bessere‘ Mutter aus. Erfolgreich zu stillen und aus Mutter und Kind eine – im Sprachgebrauch

der Stillberaterinnen – „funktionsfähige Einheit“ zu machen, verlangt der Mutter eine enorme und, wie zu sehen war, stellenweise schmerzhaft Anstrengung ab. Dass viele Mütter dazu bereit sind, verweist nicht nur auf den hohen gesellschaftlichen Stellenwert des Stillens, sondern auch auf die generelle Anerkennung des Umstands, dass Mütter ‚Opfer‘ für ihr Kind zu bringen haben.

Damit die Mutter als Nährquelle für das Baby verfügbar wird, werden vielfältige Techniken angewandt, die den Körper fragmentieren. Denn die Probleme, mit denen die Mütter in die Stillberatung kommen, werden ausschließlich als körpermechanische Frage der rationalen Optimierung der Passung von Mutter- und Babykörper bearbeitet. In der Stillberatung geht es nicht um das mütterliche Erleben der Stillsituation, -aufgabe oder -beziehung. Auch die gerade durchgestandene Geburt ist kein Thema. Sie ist stattdessen auf die Körperbehandlung konzentriert. Damit reiht sie sich ein in die allgemeine Tendenz der gesellschaftlichen Biomedikalisierung (Clarke et al. 2003), die ‚Probleme des Lebens‘ als medizinische Probleme definiert und behandelt. Im Zentrum der Bearbeitung steht die isolierte Brust, die instrumentalisiert ist für den Zweck des Milchgebens. Die Mutter mit ihrem Körper, ihrer inneren Verfasstheit, eigenen Bedürfnissen, Interessen oder auch Belastungen verschwindet hinter dem Nährorgan. Sie ist reduziert auf die Position des „Gattungswesen[s]“ (Freudenschuß 2012: 144), das dem Säugling gegenüber eine spezifische Körperfunktion zu erfüllen hat.

Im Zuge dessen wird die weibliche Brust symbolisch neu codiert: Sie wird entsexualisiert, vom Körper abgespalten und als Ernährungsutensil verdinglicht – ähnlich der Milchflasche (vgl. Stearns 1999: 318, 321). Diese körperliche Fragmentierung macht es nicht nur möglich, den öffentlichen Zugriff auf die Brust der Mutter zu legitimieren und zu normalisieren, sondern auch Konventionen sozialer Intimität außer Kraft zu setzen (vgl. Stearns 1999: 318, 321). Dass die Mütter in der Stillberatung scheinbar selbstverständlich ihre Brüste entblößen und an ihnen hantieren lassen, dass auch die Stillberaterinnen dies ebenso selbstverständlich praktizieren, verweist auf ein ausgeprägtes ‚undoing sexuality‘ (Gildemeister/Herricks 2012: 295). Gleichzeitig lassen sich diese Vorgänge lesen als Praktiken der performativen Hervorbringung des „shifting body“ (Teman 2009: 49): Der Körper der Schwangeren, der ein Kind geboren hat, wird transformiert in den Mutterkörper, der für das eigene Kind da ist und es nährt.

Was die normative Rahmung des Stillens betrifft, offenbart die Ethnografie gewisse Spannungsfelder. Während das Stillen auf der diskursiven Ebene fortwährend zur natürlichen Sache *erklärt* wird, wird es in der Praxis der Stillberatung zur anspruchsvollen Kulturtechnik *gemacht*, die erlernt werden muss und technischer Utensilien und Beratungshilfen bedarf. So gehört der Einsatz von technischen Utensilien zur Alltagsroutine, die als Hilfen propagiert und den Müttern geradezu aufgedrängt werden, um die Muttermilchernährung trotz Komplikationen doch zu bewerkstelligen.

Nichtsdestotrotz werden Alternativen zur exklusiven Brusternährung in der Stillberatung der Klinik als probates Mittel einer verantwortlichen Säuglingsernährung figuriert. Eine ‚gute Mutter‘ ist nicht unbedingt nur die, die komplikationslos oder auch konsequent ‚unter allen Umständen‘ stillt, sondern auch die, die ‚alles‘ – auch unter Zuhilfenahme technischer Angebote – versucht hat, und schließlich auch die, die zeitlich begrenzt oder auch dauerhaft auf die Flaschennahrung umsteigt, weil sich angesichts unlösbarer Stillprobleme das Wohlergehen des Kindes nicht anders sichern lässt. Damit

kann eine Mutter in erster Instanz am Anspruch des idealen Stillens scheitern, sich in zweiter Instanz dennoch als gute Mutter profilieren, indem sie sich angesichts widriger Umstände für eine Alternative zum Stillen entscheidet, um das Wohl des Kindes zu sichern.

Die Stillberaterinnen bewegen sich bei alledem in einem ambivalenten normativen Bezugssystem: Einerseits animieren sie die Mütter dazu, ihrem Kind uneingeschränkt die Brust zu geben und sich gegen jegliches ‚Beifüttern‘ von Flaschenmilch konsequent zu verwehren. Andererseits agieren sie aber auch als ‚Hüterin‘ des Wohls des Kindes, die die gute Gewichtsentwicklung genau verfolgt. So kann die Feldforschung zeigen, dass es stellenweise zu Konflikten zwischen Beraterinnen und Müttern kommt, wenn Babys in den Augen der Professionellen längst eine kritische Gewichtsgrenze erreicht haben, die Mütter aber immer noch auf Stillernahrung beharren. Hier setzen sich die Stillberaterinnen dafür ein, dass das Baby ‚Ersatz-Milch‘ erhält.

Nicht zuletzt zeigen unsere Ergebnisse, dass die Bearbeitung der Stillprobleme ständig schwankt zwischen unterschiedlichen Modi der Herstellung einer funktionierenden nährenden Einheit zwischen Mutter und Baby. Vorherrschend ist die Responsibilisierung der Mutter. In der Folge steht sie im Zentrum der Problembearbeitung, wird angerufen zur Verbesserung ihrer Fähigkeiten zur Milchproduktion, Milchgabe und zum geeigneten Handling des Babys an der Brust. Aber auch das Baby gerät immer wieder in die Position des ‚schuldigen‘ Subjekts – wenn ihm ein disfunktionales Naturell oder mangelnde Fertigkeiten bescheinigt und seine ‚Fehler‘ korrigiert werden. Mutter und Baby erhalten damit in wechselnden Konstellationen sowohl Objekt- als auch Subjektstatus für das Vollzugsgeschehen des Stillens. So können beide jeweils dafür verantwortlich gemacht werden, dass das Stillen nicht gelingt, und in den Fokus der Behandlungsprozeduren geraten. Wie auch immer beide angeordnet werden, es dominiert das Bestreben, die interaktive und relationale Praxis des Stillens zu einer Seite hin aufzulösen – entweder zur Seite der Mutter, was häufiger geschieht, oder zur Seite des Babys.

Vor dem Hintergrund der vorliegenden Ergebnisse lässt sich das Stillen als ‚doppelte Körpermodifikation‘ charakterisieren. Anders als im Konzept der ‚reflexiven Körpertechniken‘ von Crossley, das Körperbearbeitungen als „work on the body by the body“ (Crossley 2006: 105) fokussiert, wird beim Stillen aufgrund der wechselseitigen körperlichen Angewiesenheit zwischen Mutter und Baby in der Stillhandlung nicht allein der Körper der Mutter normgerecht perfektioniert, sondern ebenso der Babykörper. Während die ‚reflexiven Techniken‘ sich dadurch auszeichnen, ein individualisierendes Körperselbst als sozialen Positionsmarker hervorzubringen (vgl. Villa 2007), geht es beim Stillen darüber hinaus auch um die Erfüllung eines existentiellen Sachzwecks: das Überleben und Gedeihen eines anderen Körpers. Die Bearbeitung des stillenden Körpers trägt insofern Züge reflexiver Körpertechniken, als sich Mütter damit „verwandeln in die, die sie sein wollen sollen“ (Villa 2008: 7): ‚gute Mütter‘, die wissen, was das ‚Beste‘ für ihr Baby ist, und bereit sind, ihren Körper dafür einzusetzen. Die Arbeit am und mit dem eigenen Still-Körper erfüllt damit Anliegen sozialer Distinktion und Selbst-Stilisierung. Gleichzeitig geschieht diese Arbeit aber für einen anderen Körper – den Körper des Neugeborenen, der existentiell auf die nährnde Mutterbrust angewiesen ist. Diese Angewiesenheit muss jedoch in der Moderne aufgrund der vorhandenen

Kunstmilch aufwendig diskursiv erzeugt werden. Institutionen der Stillförderung und der Gesundheitspolitik spielen dabei eine wichtige Rolle. Zu guter Letzt: Dass in den ethnografischen Szenen Väter fehlen, ist kein Zufall, sondern systematischer Ausdruck der spezifischen Geschlechterordnung des Feldes. Die Mutter ist und wird als unersetzlich und einzigartig für das Wohlergehen des Babys positioniert, mehr noch: als eine, die eigene Interessen aufgrund dessen hintanstellen muss. Für den Vater gibt es (bisher) keine Position.

Literaturverzeichnis

- Badinter, Elisabeth (2012). *Der Konflikt: Die Frau und die Mutter*. München: Dt. Taschenbuch-Verlag.
- Bartlett, Alison (2002). Breastfeeding as Headwork: Corporeal Feminism and Meanings for Breastfeeding. *Women's Studies International Forum*, 25(3), 373–382. [http://dx.doi.org/10.1016/s0277-5395\(02\)00260-1](http://dx.doi.org/10.1016/s0277-5395(02)00260-1)
- Blum, Linda M. (1999). *At the Breast: Ideologies of Breastfeeding and Botherhood in the Contemporary United States*. Boston/Massachusetts: Beacon Press. <http://dx.doi.org/10.5860/choice.37-1614>
- Bösl, Elisabeth (2017). Medizintechnik und Lifestyle-Produkt: Milchpumpen, Muttermilchdiskurs, Stilldiskurs und Konzepte von Mutterschaft. In Eva Tolasch & Rhea Seehaus (Hrsg.), *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge* (S. 43–58). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Breidenstein, Georg; Hirschauer, Stefan; Kalthoff, Herbert & Nieswand, Boris (Hrsg.). (2013). *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz, München: UVK.
- Bundesinstitut für Risikobewertung (2016). *Stillen in Deutschland – eine Bestandsaufnahme*. Zugriff am 26. Oktober 2016 unter www.bfr.bund.de/de/stillen_in_deutschland_eine_bestandsaufnahme-127243.html.
- Buschmeyer, Anna & Tolasch, Eva (2014). Ein Löffelchen für dich und eins für mich – (Ver)Handlungen von professioneller Intimität durch Vermeidung von Privatheit. *Feministische Studien*, 1, 9–23. <http://dx.doi.org/10.1515/fs-2014-0103>
- Clarke, Adele E.; Shim, Janet K.; Mamo, Laura; Fosket, Jennifer Ruth & Fishman, Jennifer R. (2003). Biomedicalization: Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine. *American Sociological Review*, 68, 161–194.
- Cripe, Emily T. (2008). Supporting breastfeeding(?): Nursing mothers' resistance to and accommodation of medical and social discourses. In Heather M. Zoller & Mohan J. Dutta (Hrsg.), *Emerging perspectives in health communication* (S. 63–84). New York: Routledge. <http://dx.doi.org/10.1080/10810730802487489>
- Crossley, Nick (2006). *Reflexive Embodiment in Contemporary Society*. New York: Open University Press.
- Duden, Barbara (1991). *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*. Hamburg: Luchterhand.
- Freudenschuß, Ina (2012). Vom Recht auf Stillen zur Pflicht der Mutter. Elemente eines globalen Stilldiskurses. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 4(3), 138–145.
- Gildemeister, Regine & Herricks, Katja (2012). *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg.
- Heimerdinger, Timo (2009). Brust oder Flasche? – Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien. In Michael Simon, Thomas Hengartner & Timo Heimerdinger (Hrsg.), *Bilder. Bücher, Bytes. Zur Medialität des Alltags* (S. 100–110). Münster: Waxmann.

- Kelle, Helga (2007). „Ganz normal“: Die Repräsentation von Kinderkörpernormen in Somatogrammen. *Zeitschrift für Soziologie*, 36(3), 197–216. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2007-0303>
- Knaak, Stephanie (2005). Breast-Feeding, Bottle-Feeding and Dr Spock: The Shifting Context of Choice. *Canadian Review of Sociology and Anthropology*, 42(2), 197–216. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1755-618x.2005.tb02461.x>
- Kröger, Melanie & Rückert-John, Jana (2013). Stillen als Quelle von Gesundheit und Glück. Die Rekonstruktion traditioneller Geschlechterrollen durch natürliche Mütterlichkeit. In Hans-Wolfgang Hoefert & Christoph Klotter (Hrsg.), *Gesundheitszwänge* (S. 189–206). Lengerich: Pabst.
- Le Breton, David (2003). *Schmerz. Eine Kulturgeschichte*. Zürich, Berlin: Diaphanes.
- Lothrop, Hanny (1985). *Das Stillbuch*. München: Kösel.
- Neifert, Marianne R.; Lawrence, Ruth & Seacat, Joy (1995). Nipple confusion: Toward a formal definition. *Journal of pediatrics*, 126(6), 125–129.
- Orland, Barbara (2004). Wissenschaft, Markt und Erfahrung. „Künstliche“ Säuglingsernährung im 19. Jahrhundert. In Marguérite Bos, Bettina Vincenz & Tanja Wirz (Hrsg.), *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte*. Beiträge der 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002 (S. 291–396). Zürich: Chronos.
- Ott, Marion & Seehaus, Rhea (2010). Stillen – Zum Wohle des Kindes. Reproduktion und Effekte von Stilldiskursen in Praktiken der Kindervorsorgeuntersuchung. *Feministische Studien*, 28(2), 257–269. <http://dx.doi.org/10.1515/fs-2010-0208>
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2003-0401>
- Rose, Lotte & Schmied-Knittel, Ina (2011). Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In Paula-Irene Villa, Stephan Moebius & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt* (S. 75–100). Frankfurt/Main: Campus.
- Rose, Lotte & Steinbeck, Stephanie (2015). Die Ernährung des Säuglings an der Mutterbrust. Ethnografische Notizen zu einer Geschlechterasymmetrie qua Natur. In Rhea Seehaus, Lotte Rose & Marga Günther (Hrsg.), *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft* (S. 101–121). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Rückert-John, Jana & Kröger, Melanie (2015). ‚Stillende‘ Männer. Väterelbstbilder und Väterfremdbilder im Übergang zur Elternschaft. In Rhea Seehaus, Lotte Rose & Marga Günther (Hrsg.), *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft* (S. 81–99). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Schmied, Virginia & Lupton, Deborah (2001). Blurring the Boundaries: Breastfeeding and Maternal Subjectivity. *Sociology of Health and Illness*, 23(2), 234–250. <http://dx.doi.org/10.1111/1467-9566.00249>
- Seehaus, Rhea & Tolasch, Eva (2017). Vom Eltern-Projekt zum Mutter-Projekt. Über Fürsorge-Verantwortlichkeiten in der Stillberatung. In Rhea Seehaus & Eva Tolasch (Hrsg.), *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge* (S. 227–239). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Seichter, Sabine (2014). *Erziehung an der Mutterbrust*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Setzwein, Monika (1997). *Zur Soziologie des Essens. Tabu, Verbot, Meidung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Shaw, Rhonda (2004). “Performing breastfeeding: Embodiment, ethics and the maternal subject.” *Feminist Review*, 78, 99–116.
- Spradley, James P. (1979). *The Ethnographic Interview*. Rinehart/Winston: Holt.
- Spradley, James P. (1980). *Participant observation*. New York: Holt. <http://dx.doi.org/10.2307/3318111>

- Stearns, Cindy (1999). Breastfeeding and the Good Maternal Body. *Gender & Society*, 13(3), 308–325. <http://dx.doi.org/10.1177/089124399013003003>
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlag.
- Temam, Elly (2009). Embodying Surrogate Motherhood: Pregnancy as a Dyadic Body-project. *Body & Society*, 15(3), 47–69. <http://dx.doi.org/10.1177/1357034x09337780>
- Villa, Paula-Irene (2007). Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (18), 18–26.
- Villa, Paula-Irene (2008). Einleitung – Wider der Rede vom Äußerlichen. In Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Schön Normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 7–18). Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839408896-intro>
- Wall, Glenda (2001). Moral Constructions of Motherhood in Breastfeeding Discourse. *Gender & Society*, 15(4), 592–610. <http://dx.doi.org/10.1177/089124301015004006>
- Weissenborn, A.; Abou-Akn, M.; Bergmann, R.; Both, D.; Gresens, R.; Hahn, B.; Hecker, A.; Koletzko, B.; Krawinkel, M.; Kroll, D.; Rouw, E.; Scheele, M.; Schwegler, U.; Sievers, E.; Sporleder, E.; Springer, S.; Vetter, K.; Wöckel, A. & Kersting, M. (2016). Stillhäufigkeit und Stilldauer in Deutschland – eine systematische Übersicht. *Gesundheitswesen*, 78(11), 695–707. <http://dx.doi.org/10.1055/s-0035-1555946>

Zu den Personen

Lotte Rose, Dr. phil., Professorin am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Frankfurt University of Applied Sciences, Leitung des Frauenforschungszentrums der Hessischen Hochschulen (gFFZ). Arbeitsschwerpunkte: Genderforschung, Food Studies, Human-Animal-Studies, Ethnografie.

Kontakt: Frankfurt University of Applied Sciences, FB 4, Nibelungenplatz 3, 60318 Frankfurt/Main

E-Mail: rose@fb4.fra-uas.de

Rhea Seehaus, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ). Arbeitsschwerpunkte: (präinatale) Elternschafts- und Mutterschaftsforschung, Ethnografie und Diskursanalyse.

Kontakt: Frankfurt University of Applied Sciences, gFFZ, Nibelungenplatz 3, 60318 Frankfurt/Main

E-Mail: seehaus.r@gffz.de

Eva Tolasch, Dr. phil., wissenschaftliche Koordinatorin und Gleichstellungsbeauftragte am Institut für Diversitätsforschung der Georg-August-Universität Göttingen, Lehrbeauftragte an der Universität Innsbruck und KSFH München. Arbeitsschwerpunkte: Elternschafts- und Mutterschaftsforschung, Genderansätze, qualitative Forschung (insb. Verschränkung von Diskursanalyse und Aktenanalyse, Ethnografie).

Kontakt: Georg-August-Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen

E-Mail: eva.tolasch@sowi.uni-goettingen.de

„Mein Gott, der ist noch so klein, den soll ich jetzt abgeben“ – Elterliche Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Beziehung zum Kind im Kontext der Kleinkindbetreuung

Zusammenfassung

In den vergangenen Jahren wurden in Deutschland neue Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren geschaffen, sodass das Alter bei Betreuungsbeginn nach vorne rückt. Dieser Artikel rekonstruiert elterliche Vorstellungen einer guten Eltern-Kind-Beziehung zu diesem Zeitpunkt kulturellen Wandels. Er basiert auf zehn qualitativen, problemzentrierten Interviews, die mit der dokumentarischen Methode interpretiert wurden. Die identifizierten Orientierungsrahmen werden mit dem theoretischen Konzept des *intensive parenting* konfrontiert, das sich im Interviewmaterial insbesondere im Ideal des „richtigen Inputs“ wiederfindet. Gleichzeitig sind die Eltern in dieser Studie aber weniger Kind-zentriert als dieses Konzept nahelegt. Vielmehr sind sie stark auf ihre eigenen Erfahrungen und ihr Bedürfnis nach Bindung fokussiert. Daher schlägt dieser Artikel ein doppelseitiges Konzept des *intensive parenting* vor, Kind-zentriert und Eltern-zentriert. Dieses Konzept wird ins Verhältnis zur psychologischen Bindungstheorie und zu modernen Konzepten der romantischen Liebe gesetzt.

Schlüsselwörter

Kleinkind, Betreuung, Bindungstheorie, intensive Elternschaft, Eltern-Kind-Beziehung, qualitative Forschung, Deutschland

Summary

“Oh my God, but he’s so small, and I’m supposed to hand him over”. Parental concepts and experiences of their relationship with their child in the context of day care

In recent years, the German government has created new kindergarten and nursery places for children under the age of three years. As a result, children are starting day care earlier. This paper reconstructs parental ideas of good parent-child relationships at this moment of cultural change. It is based on in-depth interpretations of ten problem-centred, qualitative interviews. The empirical findings are discussed in relation to the theoretical concept of intensive parenting which can be identified in the material, especially in the ideal of “right input”. However, parents in this study are not as child-centred as this concept suggests. They are very much oriented to their own experiences and articulate their need for attachment. This paper therefore suggests a double-sided concept of intensive parenting which is child-centred and parent-centred. This concept is discussed in relation to psychological attachment theory and modern concepts of romantic love.

Keywords

infant, day care, attachment theory, intensive parenting, parent-child relationship, qualitative research, Germany

1 Einleitung

Lange Zeit galt es in den westdeutschen Bundesländern als üblich, ein Kind erst nach dem dritten Geburtstag in den Kindergarten zu geben. Durch den Ausbau der Klein-

Kindbetreuung für unter Ein-, Zwei- oder Dreijährige gibt es für Eltern nun die Möglichkeit, aber auch Notwendigkeit, ab dem Säuglingsalter über die adäquate Betreuung ihrer Kinder nachzudenken. Zusätzlich gibt die Einführung des Elterngelds und dessen Begrenzung auf maximal 14 Monate Eltern einen Rahmen für die Länge der rein elterlichen Betreuung der Kinder vor. Diese institutionellen Veränderungen sind zugleich Ursache und Folge eines Umdenkens hinsichtlich des „normalen“ bzw. „idealen“ Alters bei Beginn der Kinderbetreuung. Diesen Moment kulturellen Wandels greift der vorliegende Beitrag auf und fragt, wie sich Eltern für ein bestimmtes Alter bei der Eingewöhnung entschieden und welche Erfahrungen sie mit der Kinderbetreuung, insbesondere in der Phase der Eingewöhnung, gemacht haben. Ihre Überlegungen und Erfahrungen sind einerseits von verfügbaren Angeboten, eigenen Möglichkeiten und praktischen Lösungen bestimmt, andererseits Ausdruck grundlegender Vorstellungen der Eltern-Kind-Beziehung im Säuglings- und Kleinkindalter. Letztere werden auf der Grundlage von zehn qualitativen Interviews herausgearbeitet. Die thematische Fokussierung in den Interviews auf das Abgeben der eigenen Kinder an andere Personen sowie die Eingewöhnung erfolgten aufgrund der Annahme, dass in diesen Schwellensituationen Überlegungen zur richtigen Nähe und Distanz und zur Beziehung zum eigenen Kind angestoßen werden.

2 Theoretischer Rahmen: *intensive parenting* und die Eltern-Kind-Beziehung

Die Verschiebung des Alters des Kindes bei Beginn der Kinderbetreuung fällt in eine Zeit, die von Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen wiederholt als eine des *intensive parenting* (Hays 1996; Arendell 2000) charakterisiert worden ist. Mit diesem zeitdiagnostisch angelegten Konzept wird eine qualitative Ausweitung und quantitative Steigerung des elterlichen Strebens nach Förderung der Entwicklung ihrer Kinder verstanden. Es ist sicherlich kein Spezifikum der Spätmoderne, dass Eltern sich eine gelingende Entwicklung ihrer Kinder wünschen (Thomä 2002). Jedoch hat das psychologische und neurowissenschaftliche Wissen über die frühkindliche Entwicklung enorm zugenommen, neue Wege der Optimierung (Sieben/Sabisch/Straub 2012) aufgezeigt und dadurch eine Intensivierung von Elternschaft ermöglicht (Herman 2003; Wall 2013). Lee, Macvarish und Bristow (2010) beschreiben, wie sich in den letzten zwei Jahrzehnten der Status elterlicher Tätigkeiten gravierend verschoben habe. Ehemalige Routinehandlungen wie Füttern, Wickeln oder Ins-Bett-Bringen hätten sich aus der Perspektive der Eltern zu weichenstellenden Erziehungshandlungen gewandelt, von deren durchdachter Ausführung die Zukunft des Kindes abhängt. Kristallisationspunkte Expert_innen-gestützter Debatten um Elternschaft sind u. a. Geburtspraktiken (Villa/Moebius/Thiessen 2011), die Ernährung von Kleinkindern (Crossley 2009; Faircloth 2013; Knaak 2010; Seichter 2014) und die Wahl von Kinderbetreuungsarrangements (Merkle et al. 2008; Kerschgens 2010). Diese Prozesse der Intensivierung von Elternschaft (Hays 1996; Wall 2010; Faircloth 2014; Arendell 2000; Furedi 2008) sind in den Sozial- und Kulturwissenschaften vergleichsweise gut erforscht, insbesondere in den angelsächsischen *parenting culture studies*. Es wurden sowohl diskursanalytische Studien, z. B. zu Eltern-

ratgebern (Smyth 2014; Wall 2013; Villa/Thiessen 2009; Scholz/Lenz/Dreßler 2013) als auch einige Interviewstudien und ethnografische Arbeiten durchgeführt (Merkle et al. 2008; Wall 2010; Faircloth 2013). Auch für Deutschland liegen ähnliche Diagnosen vor, auch wenn sie zumeist nicht mit dem Konzept des *intensive parenting* arbeiten (z. B. Merkle et al. 2008; Seehaus 2016).

Während die grundsätzliche Bewegung hin zum *intensive parenting* milieübergreifend beobachtet wird (Hays 1996; Merkle et al. 2008; Wall 2010; Romagnoli/Wall 2012), sind die spezifischen Formen und Praktiken stark milieubezogen und auch das Ausmaß, in dem Eltern Vorstellungen des *intensive parenting* umsetzen können, unterscheidet sich. Das Spektrum reicht von der starken Nutzung von externen Kursangeboten über die Planung von gemeinsamer „quality time“ bis zum gezielten Einsatz von Natürlichkeit und Unstrukturiertheit bei den sog. „cotton wool kids“ (Bristow 2014). Auch die zu fördernden Fähigkeiten variieren, als erstrebenswert werden z. B. Beziehungsfähigkeit, Kreativität oder Selbstständigkeit angesehen. Ein Schwerpunkt wird milieübergreifend auf die Entwicklung der Intelligenz gelegt (O'Connor/Joffe 2013). Entsprechend des sog. „brain development discourse“ werden hierfür die ersten drei Jahre aufgrund der erhöhten Plastizität des Gehirns als zentral erachtet (O'Connor/Joffe 2013; Wall 2010). Hier komme es darauf an, dem kindlichen Gehirn den richtigen Input zu bieten.

Intensive parenting wird als *eine* Quelle der Re-Traditionalisierung von Geschlechterverhältnissen in der Elternschaft identifiziert (Miller 2011; Faircloth 2014). So wird Müttern durch andere und sich selbst häufig der Expert_innenstatus für die Förderung der Kinder zugesprochen (Miller 2011). Wall (2010) beschreibt, wie Mütter sich systematisch über Ratgeber und Expert_innen Wissen aneignen und berichten, dass sich ihre Partner hierfür nicht interessieren. Dementsprechend erwarten die Mütter, dass die Väter ihre Kinder in geringerem Maße fördern – und übernehmen dies lieber selbst. Besonders deutlich treten Geschlechterunterschiede zum Vorschein, wenn nicht die Intelligenzentwicklung, sondern die Förderung der Bindungsfähigkeit im Mittelpunkt steht. Dies zeigen Arbeiten zum sog. „attachment parenting“ (Faircloth 2013, 2011; Green/Groves 2008), einer Erziehungsphilosophie, in deren Zentrum Praktiken der körperlichen und emotionalen Nähe und Responsivität zwischen Mutter und Kind stehen. Faircloth (2013) zeigt, wie zugunsten der Förderung der Mutter-Kind-Bindung der Partner von der Betreuung weitgehend ausgeschlossen wird. Arendell spricht aufgrund der deutlichen Geschlechterunterschiede, in Bezugnahme auf Hays, auch von *intensive mothering* statt *parenting*: „This motherhood mandate declares that mothering is exclusive, wholly child centered, emotionally involving, and time-consuming. [...] The mother portrayed in this ideology is devoted to the care of others; she is self-sacrificing“ (Arendell 2000: 1194).

In Deutschland trifft die Kultur des *intensive parenting* auf das lange Jahre praktizierte Modell der Betreuung zu Hause in den ersten drei Lebensjahren. Es laufen hier also zwei Entwicklungen parallel ab, die nicht unmittelbar zueinander passen: die Intensivierung von Elternschaft sowie der Ausbau der Kinderbetreuung und die Vorverlagerung des Alters bei Beginn der Kinderbetreuung. Wie werden diese gegenläufigen Entwicklungen von Eltern zusammengebracht? Es ist zu erwarten, dass die Verschiebung des Alters nach vorne mit einer Verunsicherung der Eltern verbunden ist – ihre Sorgen

könnten sich einerseits auf die Mutter-Kind- bzw. Eltern-Kind-Bindung, andererseits auf die Entwicklung kognitiver und motorischer Fähigkeiten beziehen. Wie wird mit dieser Unsicherheit umgegangen? Diese Fragen und Thesen werden in der vorliegenden Interviewstudie untersucht. Hierzu werden Eltern von Kleinkindern retrospektiv über ihre Entscheidung für und ihre Erfahrungen mit dem Beginn der Kinderbetreuung befragt.

3 Methoden

In diesem Artikel werden zehn Interviews einer laufenden Studie interpretativ ausgewertet. Die ca. 90 Minuten langen Interviews wurden mit der Methode des problemzentrierten Interviews (Witzel/Reiter 2012) durchgeführt und mit der Frage eingeleitet, wann Eltern ihr Kind das erste Mal abgegeben und wie sie dies erlebt haben. In der Regel wurden Erfahrungen mit verschiedenen Betreuungsformen berichtet. Zusätzlich wurde nach den Einstellungen der Eltern gegenüber Kinderbetreuung, eigenen Erfahrungen aus der Kindheit und den Reaktionen des sozialen Umfelds gefragt.

Die Interviewpartner_innen wurden über verschiedene Kindergärten in Nordrhein-Westfalen durch Anschreiben oder Aushänge gewonnen. Auch wenn Väter und Mütter gleichermaßen angesprochen waren, meldeten sich bislang vorwiegend Mütter, sodass acht der hier ausgewerteten Interviews mit Müttern geführt wurden. Die Kindergärten wurden gezielt so ausgewählt, dass Eltern aus zwei verschiedenen Bildungsmilieus eingeschlossen waren, Eltern mit abgeschlossenem Hochschulstudium und Eltern mit abgeschlossener Berufsausbildung. Acht der Interviewpartner_innen haben einen Migrationshintergrund, sind aber entweder in Deutschland geboren oder als Kind nach Deutschland gekommen. Sieben Eltern haben ein Kind, zwei Mütter haben jeweils zwei Kinder und eine Mutter hat vier Kinder. Es ist auffällig, dass 14 der insgesamt 15 Kinder Jungen sind – über die Gründe für diese Verzerrung des Materials kann nur spekuliert werden. Möglicherweise wird die Erziehung von Jungen stärker als „besonders“ erlebt (entsprechend des Vorurteils, dass Jungen „schwieriger“ seien und daher eine größere Erziehungsleistung erforderlich machen), sodass hier das Mitteilungsbedürfnis höher ist. In den Interviews gibt es jedoch keine konkreten Hinweise auf diese Geschlechterdynamik.

Die Interviews wurden nach dem System „Talk in qualitative Research“ transkribiert (und für diesen Artikel leicht vereinfacht, um die Leserlichkeit zu verbessern) und gemäß der dokumentarischen Methode (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013) interpretativ ausgewertet. Gemäß dieser Methode werden zentrale Orientierungsrahmen der Eltern herausgearbeitet. Eine Typenbildung, wie die dokumentarische Methode sie vorsieht, kann nur ansatzweise erfolgen, weil die Stichprobe hinsichtlich der strukturierenden Merkmale Bildungsniveau, Migrationshintergrund und Geschlecht nicht abgeschlossen ist und dadurch nicht in allen Feldern hinreichend Fälle enthält.

4 Ergebnisse

Die Kinder der befragten Eltern sind mit durchschnittlich 23 Monaten in die Kindertagesbetreuung oder Kindertagespflege gegangen. Dabei liegt das durchschnittliche Alter bei den Eltern mit Berufsausbildung mit 32 Monaten deutlich über dem der akademischen Eltern mit 12 Monaten (aufgrund der kleinen Stichprobe sind diese quantitativen Unterschiede aber nicht generalisierbar).

Alle Eltern berichten, dass sie vor dem Beginn Betreuung durch nahe Familienangehörige, in der Regel durch die Eltern bzw. Schwiegereltern oder eine Schwester, in Anspruch genommen haben. Bei fünf der befragten Eltern war das Kind gelegentlich mehrere Stunden bei den Familienangehörigen, die anderen fünf nutzten die Betreuung innerhalb der Familie in sehr viel größerem Umfang, während sie wieder arbeiten gingen. Dies traf eher auf Eltern mit Berufsausbildung als Akademiker_innen zu und erklärt möglicherweise das höhere Alter bei Beginn der Kinderbetreuung (s. o.) in dieser Gruppe. Interessanterweise wurde von niemandem berichtet, dass das Kind von Freund_innen oder Bekannten betreut wurde. Scheinbar wird die nicht-professionelle Kinderbetreuung als Familienangelegenheit betrachtet.

4.1 Vertraute Familie versus fremde Professionelle

In fast allen Interviews wird es als unproblematisch betrachtet, die eigenen Kinder zu Verwandten zu geben. Das Vertrauen ist selbstverständlich und die Eltern sind beruhigt, weil sie ihr Kind gut aufgehoben wissen. Nur von einem Vater wird beschrieben, dass er seinen eigenen Eltern das Baby nicht gerne geben wollte. Bereits kurz nach der Geburt im Krankenhaus fand er es einfacher, das Baby einer Hebamme auf den Arm zu geben als seinen Eltern. In den meisten Fällen wird jedoch die Familie als selbstverständlich vertraut und die Erzieher_innen oder die Tagesmutter als fremd bezeichnet. Vertrauen in die Erzieher_innen aufzubauen, ist für die Eltern schwierig. Hierzu exemplarisch ein Zitat:

„Gut genau wo er dann zur Tagesmutter ging [...] das war dann regelmäßig und das war natürlich auch was anderes weil es nicht zuhause war und es war eine fremde Person für mich die Tagesmutter und insofern war das schon ja etwas was mir wahrscheinlich schwer gefallen ist und deswegen hab ich das in Erinnerung, das mit meiner Schwester jetzt nicht.“ (Eva)

Von Eva wird hier die Tagesmutter als fremde Person bezeichnet, die der eigenen Schwester und dem eigenen Zuhause entgegengestellt wird. Hier bestätigt sich die eingangs formulierte Annahme, dass es sich beim Abgeben in die professionelle Betreuung um einen subjektiv bedeutsamen Schritt handelt, der entsprechend „in Erinnerung“ bleibt. Der Unterschied zwischen Tagesmutter und Schwester ist für Eva „natürlich“. Sorgen und Befürchtungen der Eltern werden in den meisten Fällen nicht expliziert. Nur eine Mutter artikuliert indirekt an verschiedenen Stellen im Interview, dass sie Formen von schlechter Behandlung oder sogar Missbrauch fürchtet. Sie betont, dass ihr Sohn zum Zeitpunkt der Eingewöhnung schon sprechen konnte und dass er ihr auch alles erzählen würde. Dadurch habe sie die Möglichkeit, mitzubekommen, was ihr Kind ohne sie erlebt. Für andere Eltern wurzelt das zunehmende Vertrauen in die Erzieher_innen

in der Beobachtung des Kindes, dem es offensichtlich gut gehe. Bei einigen Eltern ist es auch die Professionalität und die Institution an sich, die es ihnen ermöglicht, Vertrauen zu fassen. Zuletzt wird von drei Eltern beschrieben, dass sie zunächst zu einer Erzieherin ein Vertrauensverhältnis aufgebaut haben, das für die Eingewöhnung wichtig, im Laufe der Zeit aber wieder unwichtiger geworden sei:

„Die war am Anfang DA die fand ich immer (.) ja ich konnte ihr vertrauen irgendwie, ich weiß jetzt nicht wie lange sie in seiner Gruppe war aber gerade am Anfang ne diese schwierige Zeit wo ich wusste ach so die ist da und sie kümmert sich um ihn dann ist sie gegangen in eine andere Gruppe aber DA war es mir dann nicht mehr so wichtig ne.“ (Eva)

Hervorzuheben ist an diesem Zitat, dass Eva die Bedeutung der Erzieherin für sich selbst und ihr Vertrauen, nicht für ihr Kind hervorhebt. Hierauf komme ich unter 4.2 zurück. Die Erzieherin wird wie eine Brücke beschrieben, die man braucht, um einen Übergang zu bewältigen, und die danach nicht mehr notwendig ist.

Im Laufe des Interviews wird von einigen Eltern die Polarität von Familie/Professionellen dekonstruiert, und zwar auf zwei verschiedenen Wegen. Einmal wird die Situation in der Kindertagesstätte als familienähnlich bezeichnet und damit als ähnlich gut wie die Familie bewertet:

„Dadurch dass die Betreuung hier sehr, dass ich das so gut finde dass das zehn Kinder und vier Erzieherinnen da meinte ich mein Gott das ist, [...] das ist so ein Ersatz der großen Familie quasi ne.“ (Maria)

Eine zweite Form der Dekonstruktion ist die Höherbewertung der professionellen Versorgung im Vergleich zur Familiensituation auf einer anderen Dimension als der des Vertrauens. So argumentiert diese Mutter, dass sie die Betreuung in der Kindertagesstätte für qualitativ hochwertiger hält, weil hier die Bedürfnisse des Kindes besser erfüllt werden:

„Ne das haben wir wirklich das Gefühl dass das auch besser ist weil dort seine seine BEDÜRFNISSE was so spielen betrifft dann besser, besser irgendwie @(.)@ gefüllt werden als zu Hause.“ (Maria)

Für die nun zitierte Mutter trifft das auch auf ihren Mann als Betreuer im Vergleich zu den Erzieher_innen zu:

„Also das ist mir am Anfang echt schwer gefallen, [...] ähm ich @musste halt, als ich wieder arbeiten ging, meinem Mann so eine@ Anleitung schreiben, wo ich halt immer reingeschrieben habe, was der wann zu essen hat und so, weil der dann hatte der ja irgendwie seine Zwischenmahlzeiten und was weiß ich nicht alles. Und der hatte also der hat das überhaupt nicht so auf dem Schirm gehabt, ne, und der hatte auch irgendwie. Also ich fand das so, war überhaupt nicht so wichtig, dass der hin und wieder mal @eine Banane isst@ oder so. Da musste ich ihm das alles aufschreiben, detailliert und so. Und da habe ich schon gedacht: @Boah, um Himmels Willen, wie wollen die eigentlich klarkommen?@ Aber natürlich ging das irgendwie. Das ist mir schwerer gefallen, als den dann in der Kita abzugeben, weil da hatte ich ja das Gefühl, die @wissen, was sie tun@, ne.“ (Kathrin)

Dem professionellen Handeln wird mehr zugetraut als dem bereits bekannter und vertrauter Personen aus der Familie, wodurch die Eingewöhnung in die Kindertagesstätte gerechtfertigt wird – gleichzeitig aber eine Abwertung des nicht-professionellen Umgangs mit Kindern erfolgt. Im zweiten Fall hat diese Abwertung eine Geschlechterdimension, wie sie auch in der Literatur zum *intensive parenting* (insbesondere bei Wall

2010, siehe 2.) beschrieben wird. Zudem wird in den Zitaten bestätigt, dass ein gutes Beschäftigungsangebot für die Entwicklung von Kindern wichtig ist (siehe hierzu Abschnitt zum „richtigen Input“).

4.2 Emotionskontrolle bei der Eingewöhnung

Fast alle Eltern beschreiben den Prozess der Eingewöhnung als schwierig für sich selbst. Die Kinder werden hingegen mehrheitlich als diejenigen charakterisiert, die problemlos in die Kindertagesstätte wechseln, auf die Erzieher_innen und anderen Kinder vertrauensvoll zugehen und damit den Eingewöhnungsprozess voranbringen. Das unkomplizierte Verhalten der Kinder wird von einigen Eltern begrüßt und mit Stolz berichtet, von einigen aber auch latent negativ bewertet, weil die Kinder den Eltern dadurch einen schnellen Prozess der Ablösung zumuten, zu dem sie sich noch nicht vollständig bereit fühlen.

„Für ihn jetzt nicht er hat sich sehr schnell eingewöhnt, das wurde ja son bisschen, ja aufstockend wurde das dann eingeleitet ne, also erstmal son paar Stunden, ja für einen selber ist das einfach schwierig ne, das sind ja wirklich komplett fremde Menschen und man ist geZWUNGEN den Vertrauen zu müssen, einem bleibt nichts anderes übrig. [...] Für mich wars halt sehr schwierig dann auch so die Verabschiedung und sich dann auch son bisschen so zusammenzureißen und für ihn wars deutlich einfacher und für mich wars halt sehr schwierig.“ (Sanja)

Auffällig ist, dass die Eltern die Eingewöhnung explizit als eine Herausforderung für sich selbst ausweisen. Die Wünsche der Eltern nach Nähe und Zugehörigkeit sind in diesem Zusammenhang artikulierbar. Sie empfinden aber gleichzeitig den Wunsch, bei dem Kind zu bleiben, als übermäßig und betrachten ihre Emotionen als kontrollbedürftig. Sie sollten nicht allzu stark handlungsleitend und vor allem nicht vor den Kinder ausgedrückt werden. Es gilt, sich in dieser Situation „zusammenzureißen“, um die Ablösung des Kindes zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang werden die eigenen Bedürfnisse denen des Kindes entgegengestellt – aber in umgekehrter Richtung als vielleicht erwartet: Das Bedürfnis des Kindes nach Unabhängigkeit steht dem Bedürfnis der Eltern nach Nähe entgegen.

„Also ich suche schon eher seine Nähe, würde ich sagen und (..) versuche aber auch [...] das so ein bisschen auszubalancieren, ne. Also mir ist schon bewusst und das halt auch bei dem bei der Kitaingewöhnung, dass man auch loslassen muss, eine gewisse Distanz und Selbstständigkeit (.) dass er die auch lernt und die soll er auch haben.“ (Sebastian)

Interessant ist, dass hier über Kleinkinder (1–2 Jahre) in einer Weise gesprochen wird, die eigentlich aus dem Zusammenhang des Erwachsenwerdens oder der Pubertät vertraut ist. Hier wird häufig das Streben der Jugendlichen nach Unabhängigkeit dem Wunsch der Eltern nach Nähe entgegengestellt. Dieser kulturelle Rahmen wird von den Eltern angeeignet und auf eine viel früher stattfindende Ablösesituation übertragen. Dabei spielen explizite Vorgaben und normative Erwartungen anderer eine wichtige Rolle. Diese sind zum Teil in die Eingewöhnungspraktiken der Kindertageseinrichtungen/Tagesmütter eingelassen. Eine Mutter beschreibt, dass es ihr an den ersten Tagen verboten wurde, ihrem Sohn „Tschüss“ zu sagen. Eine weitere Mutter beschreibt den Prozess der Eingewöhnung, der in ihrem Fall nach dem sog. Berliner Eingewöhnungsmodell durchgeführt wurde, als übertrieben:

„Um ehrlich zu sein, das hat mich ein bisschen fast geärgert, also nicht geärgert aber-ich-meinte ,ach die übertreiben doch in der Kita' also der bleibt nicht so lange, der braucht nicht so lange, also ich wusste schon damals der war so kontaktfreudig, ich konnte ihn eigentlich da lassen und gehen und da (.) das sollte so sein jaa, der erste Tag eine Stunde und Mama ist da, der zweite Tag eine Stunde und Mama ist wieder dahaa, also ich meinte prfff der ist einfach gegangen hat angefangen mit den Kindern zu spielen, hat mich dann gar nicht angeguckt, also mittlerweile denk ich, das war alles richtig, weil obwohl der ja so locker ist trotzdem konnte ich sehen wie viel der unmittelbar nach dem kurzen Aufenthalt auch schlafen musste das heißt das waren so viele Eindrücke die er bearbeiten musste ne also von der Fremdenbetreuung war für ihn kein Thema, aber dadurch, dass die Umgebung neu war, mh das war schon richtig.“ (Maria)

Im Interview beschreibt Maria ihren Sohn durchgängig als sehr kontaktfreudig und unkompliziert. Durch den vorgegebenen stufenweisen Prozess wird ihr aber deutlich gemacht, dass es sich bei der Eingewöhnung um ein einschneidendes Erlebnis handelt. Gegen diese Deutung wehrt sie sich zunächst in emotionaler Weise. Jedoch nimmt sie einen Teil der neuen Deutung an, indem sie zugesteht, dass ihr Sohn durch die erste Zeit in der Kindertagesstätte sehr angestrengt war. Sie bleibt aber dabei, dies nicht auf die veränderten Beziehungen, sondern die kognitiv herausfordernde neue Umgebung zurückzuführen.

Maria stellt allerdings eine Ausnahme dar. Aus den meisten Interviews lässt sich rekonstruieren, dass die Eingewöhnung nach dem Berliner Modell durchgeführt und als hilfreich erlebt wurde. Dieses Modell passt auch gut zu den Beschreibungen der Eltern, die die Eingewöhnungszeit insgesamt als intensiv und die schrittweise „Abnabelung“ reflektierend erleben.

Zwei Figuren dienen zur Abgrenzung, die der „Glucke“ und der „kalten Mutter“. In den Erzählungen der Mütter (diese Konstruktionen finden sich nur in den Interviews mit Müttern) bilden diese Figuren keine extremen Pole eines Kontinuums, sondern einen fließenden Übergang. Normalität bzw. gute Mutterschaft ist damit nur in einem schmalen Fenster vorstellbar: Eine gelungene Ablösung der Mutter, bei der der Trennungsschmerz emotional kontrolliert wurde, droht in Unterkühlung umzukippen; starke negative Emotionen und Sorgen in „Gluckenhaftigkeit“. Eine Interviewpassage macht deutlich, wie nah positive Selbstbestärkung, Zweifel bis hin zur Pathologisierung der eigenen Person beieinander liegen:

„A: Ne ich bin dann eben auch so die Mama die dann sacht kurz und schmerzhaft ne [...] joah und da bin ich eigentlich ganz gut mit gefahren

B: Hatten Sie auch gute Erfahrungen damit ja

A: Für mich ja aber ich glaube so Außenstehende die halten mich dann auch immer so für ne ja weiß ich nicht vielleicht kühlere Mutter oder so [...]

B: Hatten Sie das Gefühl dass Sie sich damit rechtfertigen mussten schon mal

A: mhmh (3) es gab schon so manches Mal son Gefühl davon ob ich das wirklich für mich richtig sehe und richtig mache aber ich hab das einfach dann gemacht ich hab auch heute noch Zweifel ob das wirklich gut und richtig so ist weil auch meine Geschwister ganz anders sind ne die sind sehr glücklich und so und dann fragt man sich schon manchmal ja wer weiß vielleicht hab ich ja auch son leichten Asperger ne.“ (Ulrike)

Direkt hintereinander präsentiert sich Ulrike erst als „gute Mutter“, dann als eine von anderen als kühl betrachtete Mutter und zuletzt als möglicherweise kranke bzw. gestörte Person mit einem „leichten Asperger“ (Syndrom innerhalb des Autismusspektrums).

Eine Pathologisierung ist auch bei zwei Müttern zu beobachten, die sich selbst ein überzogenes Kontrollbedürfnis attestieren.

Hier zeigt sich: Einige der interviewten Mütter beschreiben sich nicht als mehr oder weniger anhänglich, sondern entweder als gesunde, gute *oder* pathologische Mutter. Mit den zum Teil rapiden Wechseln von Selbstbestärkung und Selbstzweifel markieren sie ihre Suche nach Orientierung in einem Feld, das emotional bedeutsam ist. Tendenziell lässt sich diese Form der Verunsicherung eher bei den Müttern mit Berufsausbildung beobachten. Im Gegensatz dazu beschreiben sich die akademischen Eltern als souverän. Auch wenn sie zum Teil ausdrücken, dass sie die Ablösung vom Kind als schmerzhaft erlebt haben, fehlt bei ihnen diese negative, zweifelnde Perspektive.

4.3 Der richtige Input

Übermäßige Wünsche nach Verbundenheit mit dem Kind gelten als problematisch und entwicklungshemmend. Die Vorstellung der Förderung des Kindes durch Zurücknahme der eigenen Person tritt auch an anderen Stellen im Interview auf. Mehrere Eltern begründen das Alter bei Beginn der Kinderbetreuung mit den Lernbedürfnissen des Kindes. Dabei weisen sie sich selbst die diagnostische Kompetenz zu, diese Bedürfnisse zu identifizieren:

„Die [Tochter] ist n bisschen weiter, weil sonst hätte ich das wahrscheinlich nicht so gemacht weil mein Sohn war im Verhalten mit zwei ganz anders, so mama-bezogen und sie geht ja schon auf die andern Kinder zu, und sagt Hallo, also sie ist schon ganz anders, deswegen habe ich gesagt okay dann schicke ich sie mit zwei schon in den Kindergarten.“ (Olga)

Olga identifiziert das Bedürfnis nach sozialen Kontakten zu Gleichaltrigen, bei anderen steht der kognitive Input im Vordergrund:

„Was man jetzt auch aus Frankreich kennt, so die Studien, wo das ja Gang und Gäbe ist, schon länger so praktiziert wird, tut es ja der Entwicklung des Kindes eigentlich dann, kommt es dem ZUGUTE, dass es halt so früh dann auch sich so sozialisiert. Und ich muss AUCH sagen, in DEM Alter jetzt, wo man noch relativ wenig mit ihm machen konnte und, ja, ständige Wiederholung, die Bücher werden @zig Mal neu durchexerziert@ [...] war ich dann doch auch, irgendwie ein bisschen mit meinem Latein am Ende. Also man wusste fast nicht mehr, wie kriegt man den Tag denn jetzt gefüllt? So, ne. und von daher fand ich ihn da schon gut aufgehoben. Auch so was wie sein Tag gefüllt wurde dann, ne. Also ich glaube, ich hätte ihn definitiv nicht so anspruchsvoll weiter beschäftigen können.“ (Sebastian)

Kognitive und soziale Bedürfnisse sehen diese Eltern in der Kindertagesbetreuung besser erfüllt, sodass der Beginn der Kindertagesbetreuung als entwicklungsförderlich betrachtet wird. Dies geht mit der Abwertung des familiären Umfelds als Lernumgebung einher – dort gäbe es entweder nicht ausreichend andere Kinder, die häusliche Umgebung sei nicht anregend genug oder die direkte Beschäftigung mit dem Kind falle schwer. Den Ausführungen der Eltern liegt die Annahme zugrunde, dass dem Kind eine anspruchsvolle Beschäftigung angeboten werden sollte (und nicht das Kind sich eine solche von selbst sucht). Idealerweise seien die Eltern im gemeinsamen Spiel involviert.

4.4 Überdrüssigkeit an der Beschäftigung mit dem Kind

In dem zuletzt angeführten Zitat von Sebastian wird neben der mangelnden eigenen Kompetenz zur guten Beschäftigung des Kindes auch Überdruß angedeutet. Ähnliche Empfindungen werden in der Mehrzahl der Interviews artikuliert. Dabei reichen die Beschreibungen von einem leichten Überdruß bis hin zur Beschreibung psychischen Leids durch die ausschließliche Fokussierung auf das Baby oder Kleinkind.

„Naja also ich muss ehrlich sagen wir haben auch die Erfahrung jetzt gemacht so sehr wie wir ihn auch lieben aber wir sind nicht so Typen die so gerne mit Kindern spielen ne [...] diese Aktivitäten die man mit dem Kind im ERSTEN Jahr unternehmen soll (.) pffff das ist nicht unbedingt so @das was wir am liebsten machen@ also mir ist unglaublich WICHTIG dass er GLÜCKLICH ist aber dass das man jetzt stundenlang spielen sollte und das Gefühl haben sollte ach ich hab so wenig Zeit für mein Kind (ironischer Tonfall).“ (Karel)

Es wird zugestanden, dass die Beschäftigung mit dem Säugling bzw. Kleinkind im ersten Lebensjahr nicht erfüllend ist und mit Gefühlen der Langeweile einhergeht. Die Eltern artikulieren die normative Erwartung, dass ihnen eigentlich die Beschäftigung mit dem Kind Freude bereiten sollte. Interessant ist, dass das Gefühl von Langeweile bei sich *und* beim Kind gleichermaßen beschrieben wird – beide, Eltern und Kind, sind zufriedener, wenn sie den richtigen Input (s. o.) bekommen, was am besten durch getrennte Aktivitäten gewährleistet wird.

In drei anderen Interviews werden starke negative Gefühle während der Säuglingszeit beschrieben. Bei einer Mutter war das Gefühl auf die Monate unmittelbar nach der Geburt beschränkt und wird von ihr retrospektiv als postpartale Depression interpretiert. Bei den anderen beiden Müttern machte das Gefühl die Betreuung des Kindes durch andere zur psychischen Notwendigkeit.

„Meine Schwiegermutter (.) sie hat gesehen dass es mir schwer gefallen ist nur zu Hause zu bleiben es war mir wirklich sehr schwer das hat mich runtergezogen dass ich zu Hause alleine war mit Kind, keine Arbeit und hat mir dann angeboten, dass sie mit meinem Chef spricht dass ich wieder arbeiten gehen könnte.“ (Irina)

Irina erzählt von dieser Intervention der Schwiegermutter wie von einer Rettung. Auch wenn sie vorher keinen guten Kontakt zu ihr hatte, war sie ihr in dieser Situation sehr dankbar für das Gespräch mit dem Chef und die zusätzlich angebotene Kinderbetreuung. Sie selbst beschreibt sich in dieser Situation als handlungsunfähig. Für Eva war der entscheidende Schritt, sich Unterstützung durch eine Tagesmutter zu suchen:

„a: und hatten sie das Gefühl dass sie dann Vertrauen fassen konnten zu der Tagesmutter, hat das dann gut funktioniert?

b: ja @ich musste Vertrauen fassen@ (...) wie gesagt ich hatte so meine Zweifel meine Gedanken aber ich hab einfach versucht kein Futter zu geben diesen Gedanken und ja also letztendlich hab ich konnte ich sehen dass es ihm gut geht [...]

a: sie mussten dann damals wahrscheinlich arbeiten ne? wenn sie sagen sie MUSSTEN das auch

b: ja @ich musste nicht ich war damals freiberuflich und @ja was heißt ich musste nicht@ ich hatte noch Elterngeld ne und so aber das war meine bewusste Entscheidung also ich konnte nicht Vollzeit Mutter sein das war mir zu viel ja, ich musste raus.“ (Eva)

Aufschlussreich ist an dieser zweiten Interviewpassage die Deutung der Interviewerin, die die Aussage „ich musste ihn abgeben“ als Hinweis auf die finanzielle bzw. berufliche Situation deutet. Hier zeigt sich ein normativer Rahmen, der zwar äußere Zwänge (wie die Arbeit) zulässt, innere Zwänge aber zunächst abweist. Den angebotenen normativen Rahmen greift Eva nicht auf, sondern widerspricht ihm deutlich. Daran zeigt sich, dass es ihr ein Anliegen ist, im Interview über diese negativen Gefühle im ersten Lebensjahr ihres Sohns zu sprechen.

In allen Berichten von Überdruß kommt ein Gefühl der Enttäuschung bis hin zum Bereuen zum Ausdruck. Es zeigt sich, dass alle Eltern die Erwartung hatten, dass ihnen die Beschäftigung mit dem Kind selbst Freude bereitet. Dieser Erwartung liegt ein Modell der Eltern-Kind-Beziehung zugrunde, das alle auf Augenhöhe stellt und somit gemeinsame freudvolle Tätigkeiten ermöglicht. Dass tatsächlich die Beschäftigung mit dem Kind den elterlichen Bedürfnissen so wenig gerecht wird (bspw. durch häufige Wiederholungen), überrascht sie. Die Mütter, die von starken negativen Gefühlen erzählen, wünschen sich im Nachhinein, dass sie mehr Nähe hätten zulassen können. Dabei spielt auch die Frage eine Rolle, ob sie damit ihrem Kind geschadet haben könnten. Im Vordergrund steht aber das Gefühl, selber eine Erfahrung der Nähe und Verbundenheit verpasst zu haben.

„Ja ich glaube, gut das ist jetzt aber rein wirklich rein hypothetisch, also ich bereue das ein bisschen (.) also ich glaube ich habe mich ein bisschen dann viel zu sehr geeilt ne ich glaube also so meine Einschätzung meine Wahrnehmung nach war das immer noch doch die Zeit wo er mich ja mehr brauchte ne. gut ich weiß nicht wie ich das anders @hätte machen können@ weil ich war auch dann selbst schon an der Grenze ne am Ende von diesen zehn Monaten dann irgendwie immer nur zuhause oder vorwiegend in dieser Rolle. insofern also in einer idealen Welt ne wo ich dann vielleicht auch eine Kinderbetreuung hätte die dann nach Hause käme oder so oder einen Partner dann hätte ich das doch anders gemacht. das ist jetzt nicht so dass ich glaube dass es irgendwie Schaden angerichtet hat oder so aber ich denke ne das wär doch schön gewesen wenn ich noch ein bisschen mehr Zeit mit ihm IN DEM ALTER noch verbracht hätte und ein bisschen enger.“ (Eva)

In dieser Textpassage vermutet Eva rückblickend (zum Interviewtermin ist ihr Sohn 5 Jahre alt), dass die frühe Trennung ihrem Sohn nicht geschadet hat, auch wenn er sie möglicherweise damals noch mehr gebraucht hat. Es bleibt aber das Gefühl, dass sie aufgrund ihrer Lebenssituation eine besondere Nähe verpasst hat. Durch die starke Betonung „in dem Alter“ wird angezeigt, dass diese Zeit nun endgültig vergangen ist und die Nähe zum Säugling eine besondere Qualität hat. Auch Sanja vermisst eine starke körperliche Nähe zu ihrem Sohn und führt dies auf ihre postpartale Depression zurück. Ihr Sohn habe diese Nähe zwar mit seinem Vater und vermisse nichts, für sie sei dies aber schmerzhaft.

5 Diskussion

An dem hier präsentierten Interviewmaterial fällt zunächst die starke familiäre Orientierung der Eltern auf, die ihre eigenen Eltern als Betreuer_innen der Säuglinge und Kleinkinder gegenüber professionellen Erzieher_innen bevorzugen. Die häufig beschriebene (aber auch diskutierte) Isolierung von Familien mit Kleinkindern (Schmidt 2002) ist in

der Stichprobe nicht zu bestätigen, auch wenn keine der Familien das Wohnmodell einer Großfamilie gewählt hat.

Eine Kultur des *intensive parenting* ist in den Interviews zu beobachten, wenn es um das Ideal des richtigen Inputs (sozial wie kognitiv) geht. Dieses wird in der Regel verbunden mit der Vorstellung, dass Eltern den Kindern eine anspruchsvolle Beschäftigung bieten sollten. Interessanterweise wird dann aber derselbe Diskurs angeeignet und kreativ genutzt, um die Anmeldung in der Kindertagesbetreuung zu rechtfertigen: Die Professionalität der Erzieher_innen und die kindgerechte Gestaltung machen die Kindertagesstätte zu einer überlegenen Lernumgebung. Die Kinder werden hier sozial und kognitiv besser gefördert als bei den Eltern oder Großeltern. Hier deutet sich eine Entwicklung an, die Wutzler (2016) als Wandel von der familialen Privatheit hin zu einem Netz von verantwortlichen Akteur_innen bezeichnet. Er argumentiert, dass lange Zeit der innerfamiliäre Umgang mit dem Kind eine private Angelegenheit war, heute aber von den Eltern die Kooperation mit unterschiedlichen professionellen Akteur_innen (z. B. Kinderärzt_innen) erwartet wird.

Nicht bestätigen lässt sich mit dem vorliegenden Material, dass Eltern große Sorgen haben, der Beginn der Kindertagesbetreuung könne zu einem Verlust an Bindung und emotionaler Nähe *für das Kind* führen. Im Gegenteil: Beschrieben wird meist eine unproblematische Ablösung der Kinder und eine Verlusterfahrung *bei den Eltern*. Sie artikulieren starke eigene Wünsche nach Nähe und deren Enttäuschung bei der Eingewöhnung. Diese Erfahrung ist aber gleichzeitig von Ambivalenz begleitet. Die meisten Eltern machen im ersten Lebensjahr die Erfahrung, dass die Beschäftigung mit dem Kind weniger erfüllend ist, als sie erwartet hatten. Vor dem Hintergrund von Gefühlen des Überdresses und Leids wird wiederum die professionelle Kinderbetreuung zu einer guten, bisweilen sogar aus psychischen Gründen notwendigen Alternative. Retrospektiv bereuen dennoch einige den Verlust an Nähe. Für den theoretischen Rahmen des *intensive parenting* sind diese Beobachtungen entscheidend. Anders als Arendell (2000) konstatiert, treten hier Mütter bzw. Eltern nicht als „self-sacrificing“, selbstlos oder Kind-zentriert auf. Ihre eigenen Erfahrungen und Wünsche sind ihnen bewusst, sie sind reflektier- und artikulierbar. Anders als im öffentlichen Diskurs, der dem kindlichen Bindungsbedürfnis das Unabhängigkeitsbedürfnis der Eltern entgegenstellt, ist es gerade der Wunsch nach Nähe, den Eltern beschreiben. Zum Diskurs optimaler Förderung passt allerdings wieder, dass Eltern ihren Wunsch nach Nähe im Kontext der Kinderbetreuung für kontrollbedürftig halten, um den Kindern den nächsten Entwicklungsschritt hin zur Selbstständigkeit zu ermöglichen.

Dass Eltern mit ihrer Elternschaft die Erwartung an intensive emotionale Erfahrungen sowie Nähe und Verbundenheit verbinden, ist an verschiedenen Stellen beschrieben worden. In der „value of children“-Forschung wurde gezeigt, dass die Erwartung emotionaler Erfahrungen, u. a. der gegenseitigen Liebe, ein wichtiger Prädiktor für den Kinderwunsch ist (Trommsdorff 2006). Seit den 1970er-Jahren sind diese emotionalen Faktoren für den Kinderwunsch in Deutschland wichtiger geworden (Mayer et al. 2012). Auch die um die Geburt entstandenen Angebote zeugen von einem starken Bedürfnis, dieses Erlebnis so schön und eindrücklich wie möglich zu gestalten (Rose/Schmied-Knittel 2011).

Auf der Grundlage dieser Beschreibungen und meiner eigenen Befunde möchte ich daher vorschlagen, den Begriff des *intensive parenting* doppelseitig aufzustellen:

Neben der Intensivierung des Förderungsgedankens steht die Intensivierung des emotionalen Erlebnisses bei den Eltern. Es lässt sich also eine Kind-zentrierte von einer Eltern-zentrierten Intensivierung unterscheiden. Dabei scheint eine der zentralen Erwartungen zu sein, dass sich in einer von Independenz geprägten Gesellschaft durch Elternschaft Interdependenz erfahren lässt (Thomä 2002). Damit wird Elternschaft auch zu einem biografischen Projekt von Eltern für sich selbst. Arbeiten zum *intensive parenting* berücksichtigen diesen Aspekt von Elternschaft bislang wenig. Wenn überhaupt, dann stellen sie die positiven Erwartungen von Eltern als Ideologie dar, an der sie dann in der Realität scheitern (Faircloth 2014). Ich halte diese Engführung für problematisch, da sie den normativen Diskurs der selbstlosen und aufopfernden Mutter perpetuiert, auch wenn dieser kritisiert wird. Ein doppelseitiges Konzept intensiver Elternschaft sollte allerdings auch nicht in die andere Richtung allzu affirmativ ausgedeutet werden, indem es der Selbstaufopferung die Möglichkeit zur Selbsterfüllung an die Seite stellt. Wie im vorgestellten Interviewmaterial deutlich wurde, werden die Erfahrungen der Nähe und der gemeinsamen Tätigkeit als ambivalent und brüchig beschrieben. Zudem lassen sich beide Formen des *intensive parenting* nicht problemlos miteinander integrieren, geraten sogar möglicherweise in Widerspruch miteinander.

6 Ausblick

In den hier ausgewerteten Interviews entwerfen die Eltern die Beziehung zu ihrem Kind als ein Ausbalancieren von Independenz und Interdependenz, wobei die Bedürfnisse von Eltern und Kindern parallel angeordnet werden. Eltern und Kinder haben demnach beide ein Bedürfnis nach anspruchsvoller Beschäftigung und einen Wunsch nach Nähe und Zugehörigkeit. In dieser Beziehungsvorstellung lassen sich m. E. zwei kulturelle Anklänge identifizieren, die abschließend skizziert werden.

Erstens ist dies die Bindungstheorie. Sie ist in den meisten Kindergärten durch die Orientierung am Berliner Eingewöhnungsmodell institutionell verankert. Schon beim Begründer der Bindungstheorie John Bowlby findet sich die Gleichzeitigkeit der Ideale von Interdependenz und Independenz. So schreibt er in den 1950er-Jahren:

„Eine solche ständige Bereitschaft [zur Versorgung des Kindes], Tag und Nacht, sieben Tage in der Woche und 365 Tage im Jahr, ist einer Frau nur dann möglich, wenn sie dadurch eine tiefe Befriedigung erlebt, wie ihr Kind sich entwickelt, vom Säugling durch alle Phasen der Kindheit, um dann ein unabhängiger Erwachsener zu werden“ (Bowlby 2010 [1953]: 65).

Bowlby stellt hier erstens die enge Abhängigkeit zwischen Mutter und Kind, zweitens das Gefühl der Befriedigung aufseiten der Mutter und drittens die hieraus sich entwickelnde Unabhängigkeit des Erwachsenen heraus. Somit listet er die drei Elemente auf, die auch von mir als zentrale Orientierungen der interviewten Eltern identifiziert wurden.

Zweitens wird durch die Parallelisierung der Bedürfnisse von Eltern und Kindern eine Beziehung „auf Augenhöhe“ entworfen. Hier sind m. E. Anklänge an spätmoderne Vorstellungen von romantischen Beziehungen festzustellen (z. B. Illouz 2012; Beck/Beck-Gernsheim 1990). Dies ist zunächst das Ideal der „nicht Besitz ergreifenden Lie-

be“, die den anderen nicht einengt oder vereinnahmt. In Bezug auf die gemeinsam verbrachte Zeit wird ein partnerschaftliches Ideal entwickelt. Während in der Phase vor der aktiven Elternschaft und in ihrer Frühphase die Vorstellung wirksam war, dass die Beschäftigung mit dem Kind auch die Eltern erfüllt, so wird dies später relativiert. Nun wird festgestellt, dass alle zufriedener sind, wenn sie einen Teil der Zeit getrennt in ihren eigenen Lebenswelten verbringen. Diese Vorstellung taucht wiederum häufig im Kontext von romantischen Beziehungen auf. So wird populärpsychologisch beschrieben, dass nach einer anfänglichen Phase des Verliebtseins und der gewünschten ständigen Nähe die Partner_innen entdecken, dass jede/r besser seinen eigenen Tätigkeiten nachgeht, um dann punktuell zusammenzufinden.

Zukünftige Forschung im Bereich der Elternschaft sollte m. E. diese beiden kulturellen Linien im Detail und historisch nachzeichnen. Dabei kann an soziologische Arbeiten angeknüpft werden, die die Eltern-Kind-Beziehung vor dem Hintergrund der romantischen Liebe betrachten (Bergnéhr 2007; Scholz/Lenz/Dreßler 2013). In den hier präsentierten Interviews wurde nur nach dem Verhältnis zum Kind gefragt. Möglicherweise wäre es interessant, Eltern parallel zu ihren Vorstellungen guter Eltern- und Partnerschaft zu befragen. In Bezug auf die Bindungstheorie besteht ein Forschungsdesiderat in der historischen Aufarbeitung ihrer Popularisierung. Während einzelne Arbeiten für den anglo-amerikanischen Raum vorliegen (Faircloth 2013; Kanieski 2010), fehlt eine systematische Erforschung dieser Geschichte in Deutschland. Auf der Grundlage solcher historischen Arbeiten ließe sich auch weitergehend diskutieren, welche Aspekte des *intensive parenting* sich tatsächlich über die Zeit gesteigert haben.

Literaturverzeichnis

- Arendell, Teresa (2000). Conceiving and investigating motherhood: The decade's scholarship. *Journal of marriage and family*, 62(4), 1192–1207.
- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bergnéhr, Disa (2007). Love and family: discussions between Swedish men and women concerning the transition to parenthood. *Forum: Qualitative Social Research*, 8(1), Art. 23. Zugriff am 4. Mai 2017 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/210/464.
- BMFSFJ (2008). *Ausbau der Kinderbetreuung – Kosten, Nutzen, Finanzierung*. Zugriff am 9. April 2017 unter <https://www.bmfsfj.de/blob/93556/e71785b2ad4b70362cb956de7011ae88/dossier-ausbau-der-kinderbetreuung-data.pdf>.
- BMFSFJ (2016). *Gute Kinderbetreuung*. Zugriff am 29. Oktober 2016 unter www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/familie/kinderbetreuung/gute-kinderbetreuung/73518?view=DEFAULT.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris & Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.). (2013). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (3. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Bowlby, John (2010 [1953]). *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung*. München: Ernst Reinhardt.
- Braukhane, Katja & Knobloch, Janina (2011). *Das Berliner Eingewöhnungsmodell – Theoretische Grundlagen und praktische Umsetzung*. Zugriff am 29. Oktober 2016 unter www.kita-fachtexte.de/texte-finden/detail/data/das-berliner-ingewoehnungsmodell-theoretische-grundlagen-und-praktische-umsetzung/.

- Bristow, Jennie (2014). The double bind of parenting culture: Helicopter parents and cotton wool kids. In Ellie Lee, Jennie Bristow, Charlotte Faircloth & Jan Macvarish (Hrsg.), *Parenting culture studies* (S. 200–215). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Crossley, Michele (2009). Breastfeeding as a moral imperative: An autoethnographic study. *Feminism & Psychology*, 19(1), 71–87.
- Faircloth, Charlotte (2011). It feels right in my heart: affective accountability in narratives of attachment. *The Sociological Review*, 59(2), 283–302.
- Faircloth, Charlotte (2013). *Militant lactivism?: attachment parenting and intensive motherhood in the UK and France*. Oxford: Berghahn Books.
- Faircloth, Charlotte (2014). Intensive parenting and the expansion of parenting. In Ellie Lee, Jennie Bristow, Charlotte Faircloth & Jan Macvarish (Hrsg.), *Parenting culture studies* (S. 25–50). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Furedi, Frank (2008). *Paranoid parenting: Why ignoring the experts may be best for your child*. Chicago: Chicago Review Press.
- Green, Katherine & Groves, Melissa (2008). Attachment parenting: An exploration of demographics and practices. *Early Child Development and Care*, 178(5), 513–525.
- Hays, Sharon (1996). *The cultural contradictions of motherhood*. New Haven: Yale University Press.
- Herman, Ellen (2003). Psychologism and the child. In Theodore M. Porter & Dorothy Ross (Hrsg.), *The Cambridge History of Science* (S. 649–662). Cambridge: Cambridge University Press.
- Illouz, Eva (2012). *Why love hurts: a sociological explanation*. Boston: Polity.
- Kanieski, Mary A. (2010). Securing attachment: The shifting medicalisation of attachment and attachment disorders. *Health, risk & society*, 12(4), 335–344.
- Kerschgens, Anke (2010). Zum widersprüchlichen Wandel des Geschlechterverhältnisses: Arbeitsteilung in Familien. *Journal für Psychologie*, 18(1). Zugriff am 4. Mai 2017 unter <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/170/168>.
- Knaak, Stephanie (2010). Contextualising risk, constructing choice: breastfeeding and good mothering in risk society. *Health, Risk & Society*, 12(4), 345–355.
- Lee, Ellie; Macvarish, Jan & Bristow, Jennie (2010). Risk, health and parenting culture. *Health, Risk & Society*, 12(4), 293–300.
- Mayer, Boris; Trommsdorff, Gisela; Kağıtçıbaşı, Cigdem & Mishra, Ramesh (2012). Family models of independence/interdependence and their intergenerational similarity in Germany, Turkey, and India. *Family Science*, 3(1), 64–74.
- Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten; Henry-Huthmacher, Christine & Borchard, Michael (2008). *Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Miller, Tina (2011). Falling back into gender? Men's narratives and practices around first-time fatherhood. *Sociology*, 45(6), 1094–1109.
- O'Connor, Cliodhna & Joffe, Helene (2013). Media representations of early human development: Protecting, feeding and loving the developing brain. *Social Science & Medicine*, 97, 297–306.
- Romagnoli, Amy & Wall, Glenda (2012). 'I know I'm a good mom': Young, low-income mothers' experiences with risk perception, intensive parenting ideology and parenting education programs. *Health, Risk & Society*, 14(3), 273–289.
- Rose, Lotte & Schmied-Knittel, Ina (2011). Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In Paula-Irene Villa, Stephan Moebius & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven* (S. 75–100). Frankfurt/Main: Campus.
- Schmidt, Uwe (2002). *Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg*. Wiesbaden: Springer.

- Scholz, Sylka; Lenz, Karl & Dreßler, Sabine (Hrsg.). (2013). *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: transcript.
- Seehaus, Rhea (2016). „Ihr Baby braucht Sie, Ihre Liebe, Ihre Nähe und Ihre Zärtlichkeit.“ (Normative) Konstruktionen von Elternschaft und Elternaufgaben in Settings der Natalität. *Journal für Psychologie*, 24(1), 67–90.
- Seichter, Sabine (2014). *Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens*. Weinheim: Beltz.
- Sieben, Anna; Sabisch, Katja & Straub, Jürgen (Hrsg.). (2012). *Menschen machen: die hellen und die dunklen Seiten humanwissenschaftlicher Optimierungsprogramme*. Bielefeld: transcript.
- Smyth, Ciara (2014). Boost your preschooler's brain power! An analysis of advice to parents from an Australian government-funded website. *Women's Studies International Forum*, 45, 10–18.
- Thomä, Dieter (2002). *Eltern: kleine Philosophie einer riskanten Lebensform*. München: Beck.
- Trommsdorff, Gisela (2006). Cultural values regarding children and family: The cultural meaning of parent-child relationships. In Jürgen Straub, Doris Weidemann, Carlos Kölbl & Barbara Zielke (Hrsg.), *Pursuit of Meaning. Advances in Cultural and Cross-Cultural Psychology* (S. 465–494). Bielefeld: transcript.
- Villa, Paula-Irene & Thiessen, Barbara (2009). *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Villa, Paula-Irene, Moebius, Stephan & Thiessen, Barbara (2011). *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt/Main: Campus.
- Wall, Glenda (2010). Mothers' experiences with intensive parenting and brain development discourse. *Women's Studies International Forum*, 33, 253–263.
- Wall, Glenda (2013). Putting family first: Shifting discourses of motherhood and childhood in representations of mothers' employment and child care. *Women's Studies International Forum*, 40, 162–171.
- Witzel, Andreas & Reiter, Herwig (2012). *The problem-centered interview. Principles and practice*. London: SAGE.
- Wutzler, Michael (2016). Verteilte Verantwortung. Von der geschlossenen, familialen, affektiven Privatheit zum offenen Netz emotionalen Engagements. *Journal für Psychologie*, 24(1), 39–65.

Zur Person

Anna Sieben, Dr. rer. soz., Dipl.-Psych., geb. 1981, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie. Arbeitsschwerpunkte: Elternschaft, Geschichte der Psychologie, qualitative Methoden, Psychologisierung der Lebenswelt, Fußgängerdynamiken.

Kontakt: Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft, Universitätsstraße 150, 44801 Bochum

E-Mail: anna.sieben@rub.de

„Erzählen als Politikum – Erzählen als Hebammen- und Elternprotest?

Die Aktion *Erzählcafés*, *Der Start ins Leben*‘

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag stellt das bundesweite Kooperationsprojekt *Erzählcafés*, *Der Start ins Leben*‘ vor. 2014 initiiert, will dieses Projekt Erfahrungen von Schwangeren und Gebärenden, aber auch von Vätern, Hebammen und Ärzt_innen sichtbar machen und diese dem negativ konnotierten Diskurs um die politische Situation der Geburtshilfe in Deutschland entgegenstellen. Es werden die Entstehung, das Vorgehen und die zentralen Ergebnisse der Aktion vorgestellt. Abschließend wird diskutiert, inwiefern die Aktion Erzählcafés Impulse sowohl für politische Protestformen und Veränderungen als auch für sozialwissenschaftliche Methodenentwicklung (im Sinne der partizipativen Forschung) geben kann.

Schlüsselwörter

Gebären, Erzählcafé, Narrative based Medicine, Hebammenprotest, partizipative Forschung

Summary

Storytelling as a political event – Storytelling as a means of protest for parents and midwives? The “Storytelling Café – A Good Start in Life” project

This article presents the Germany-wide project *Erzählcafés* ‘*Der Start ins Leben*‘ (Storytelling Café – A Good Start in Life) that was launched in 2014 as part of the political protest around birth and obstetrics that is ongoing in Germany. Its aim is to make the experiences of pregnant and birthing women, fathers, midwives and doctors visible in order to provide an alternative to the negative view of obstetrics in Germany. First, the political circumstances will be described. In a second step, the method and main results of the project will be presented. Finally, I discuss whether and how the project may be of use for bringing about political change as well as for developing new methods for the social sciences.

Keywords

childbirth, Storytelling Café, narrative-based medicine, protest, midwives, participative research

1 Marginalisierte Körper und marginalisierte Erzählungen

Die Geburt ist ein wichtiger narrativer Topos. Im literarischen wie im alltäglichen Erzählen geht es dabei überwiegend um das Geborenwerden (Bronnen 1994; Praetorius/Stöckli 2011). Das körperliche Erleben des Gebärens hingegen bleibt häufig eine Leerstelle. Auch in der kulturanthropologischen Erzählforschung wurde die Gebärerzählung bislang kaum beachtet. Die Geburt von Kindern spielt zwar als biografischer Einschnitt eine große Rolle in lebensgeschichtlichen Erzählungen, der konkrete körperliche Vorgang des Gebärens – der weit mehr als nur den Körper betrifft – wird dabei jedoch in der Regel nicht oder kaum beachtet. Während anderen körperlichen Erfahrungen im

Rahmen der *Illness-Narrative*-Forschung große Aufmerksamkeit zukommt, wird das Gebären als exklusive Erfahrung des weiblichen Körpers nicht eigens beachtet.¹ Aktuelle soziologische Arbeiten (z. B. Heimerl 2013; Schadler 2013; Sängler 2015) und die im deutschsprachigen Raum noch recht junge Disziplin der Hebammenwissenschaft verwenden beide zwar narrative Zugänge und thematisieren zum Teil das Erzählen im Kontext der Geburt (z. B. Thomson/Downe 2013). Doch auch dieser fachliche Blick auf das Thema ist im biomedizinisch dominierten Diskurs in Medizin und Öffentlichkeit kaum präsent.

In der aktuellen politischen Situation der Geburtshilfe in Deutschland ist zu fragen, ob diese traditionelle Marginalisierung der weiblichen Körperlichkeit im öffentlichen Sprechen und in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung sowohl in der Erzählforschung als auch in der Biomedizin mit dafür verantwortlich ist, dass Bedürfnisse von Schwangeren und Gebärenden in den Debatten kaum wirkmächtig werden.

Die Aktion *Erzählcafés ‚Der Start ins Leben‘* möchte darauf aufmerksam machen, dass die Perspektive der unmittelbar Betroffenen – Schwangere, Mütter, Väter, Hebammen etc. – auf Schwangerschaft und Geburt marginalisiert wird, und stellt das Erzählen über eigene Geburtserfahrungen in den Dienst des politischen Hebammen- und Elternprotests. Hauptanliegen ist, das Thema Geburt öffentlich und unter Beteiligung aller Betroffenen zu diskutieren. Im Unterschied zu Petitionen, Demonstrationen oder Postkartenaktionen als Formen des Hebammen- und Elternprotests² ist die Erzählcafé-Aktion anders konzipiert: Im Vordergrund steht eher Empowerment als politischer Aktivismus. In der Selbstdarstellung³ heißt es hierzu:

„Um das Dilemma der heutigen Geburtshilfe deutlich zu machen und um gleichzeitig etwas Positives, Stärkendes dagegensetzen, entstand die Idee einer bundesweiten Erzählcafé-Aktion. Theoretisches Wissen aus Büchern und medizinische Empfehlungen zu Schwangerschaft und Geburt sind heute überall zu bekommen. Aber immer mehr werdenden Eltern fehlt in einer hochtechnisierten Geburtsmedizin eine persönliche Unterstützung, die ihre Situation berücksichtigt. Früher haben Großmütter und Mütter ihre Erfahrungen und ihr Wissen an die nächste Generation weitergegeben und dadurch den Schwangeren geholfen. Diese stärkende Tradition wollen wir durch Erzählcafés wiederbeleben.“

Im Folgenden wird die Aktion ausführlich vorgestellt. Dabei wird zum einen ihr Anspruch erläutert, sich im Sinne eines politischen Aktivismus an der Debatte zu beteiligen. Zum anderen wird danach gefragt, ob und inwiefern die für die Aktion verwendete Methode des moderierten Erzählcafés einen Beitrag zur gesundheits- und gesellschaftswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Gebären und der sogenannten *Narrative based Medicine* leisten kann. Zunächst werden dazu die zentralen politischen Probleme rund um die Geburtshilfe in Deutschland benannt und der Hebammen- und Elternprotest vorgestellt. Die Erzählcafé-Aktion wird dann als Methode innerhalb des Protests eingeführt und als solche erläutert. Auf der Grundlage eigener ethnografischer Beobachtungen werden dann zentrale Themen, Inhalte und Ergebnisse der Aktion he-

1 In meiner Dissertation habe ich mich dem Thema ausführlich gewidmet. Die Arbeit wird voraussichtlich 2017 unter dem Titel *Gebären – Erzählen. Kulturanthropologische und interdisziplinäre Perspektiven auf die Geburt als leibkörperliche Grenzerfahrung* erscheinen.

2 Vgl. www.hebammenverband.de/e-petition und www.hebammenblog.de/hebammenprotest-elternprotest-was-du-tun-kannst/.

3 Vgl. www.erzaehlnet.net/2015/unser-anliegen (Zugriff: 04.04.2017).

rausgearbeitet und ein Ausblick auf weitere Anwendungsmöglichkeiten im Sinne der partizipativen Forschung (Unger 2014) versucht.

2 Dialog über die Geburtshilfe – zur Geburtsstunde des Erzählcafés

In den vergangenen sieben Jahren kam es in der geburtshilflichen Versorgung in Deutschland zu weitreichenden Veränderungen. Als prominentes Beispiel ist die drastische Erhöhung der Haftpflichtversicherungssätze für freiberufliche Hebammen zu nennen, die für werdende Eltern eine faktische Einschränkung des Rechts auf freie Wahl des Geburtsorts nach sich zieht. Doch auch Kreißsaalschließungen, der Trend zur Zentralisierung der Geburtshilfe und Personalknappheit in den geburtshilflichen Abteilungen sind Teil der aktuellen Herausforderungen. In diesem Kontext haben sich diverse Initiativen gegründet, die die (drohenden) Veränderungen in der geburtshilflichen Versorgung als politisches Problem verhandeln.

Die Wissenschaftsjournalistin Stefanie Schmid-Altringer und die Hebamme Lisa von Reiche unterstützten dieses Aufbegehren, bemängelten aber den kämpferischen und schuldzuweisenden Ton der einzelnen Protestaktionen. Die persönliche Betroffenheit der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen, aber auch der Hebammen, Ärztinnen und anderer in der Geburtshilfe Tätiger gerate darüber leicht in den Hintergrund, so die beiden Initiatorinnen. 2014 entschieden sich Schmid-Altringer und von Reiche deshalb dafür, einen eigenen Beitrag zum Hebammen- und Elternprotest zu konzipieren. Sie wollten einen offenen, aber dennoch geschützten Rahmen zum persönlichen Austausch über die Situation der Geburtshilfe in Deutschland eröffnen. Diese befindet sich nämlich, so Schmid-Altringer und von Reiche, angesichts der aktuellen Entwicklungen in einem Dilemma: Niemals zuvor war das Kinderkriegen so planbar, risikoarm und sicher und gleichzeitig die öffentliche Debatte darüber so von Angst und Sorge umgeben (Schmid-Altringer 2015). Um auf diese Situation aufmerksam zu machen und gleichzeitig etwas Positives und Stärkendes dagegenszusetzen, wurde die Aktion *„Erzählcafés – Der Start ins Leben“* gegründet. Im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe haben Frauen jeden Alters, Männer und Kinder Gelegenheit, über ihre Erfahrungen mit dem Kinderkriegen, ihre Vorstellungen und Wünsche bezüglich Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett zu sprechen, sich mit anderen auszutauschen und zu vernetzen. Das Besondere an diesem Veranstaltungsformat ist, dass nicht nur geburtshilfliche Lai_innen eingeladen sind. Gezielt werden auch Hebammen, Ärzt_innen, Physio- und Psychotherapeut_innen und weitere Fachleute unterschiedlichen Alters gebeten, sich mit ihrem Fach- und Erfahrungswissen an den Veranstaltungen zu beteiligen.

Ein erstes Erzählcafé fand als Pilotveranstaltung im Mai 2014 statt. Zu dieser Auftaktveranstaltung im Landesmuseum in Bonn waren über 90 Teilnehmende erschienen. Das offensichtliche Bedürfnis von Frauen und Männern, über ihre Erfahrungen mit dem Kinderkriegen zu erzählen, wurde zum Anlass genommen, aus dem Erzählcafé-Konzept ein bundesweites Kooperationsprojekt zu entwickeln, für das Materialien und eine kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung gestellt werden. Veranstaltungspartner_innen in ganz Deutschland wie etwa Hebammenpraxen, Mehrgenerationen-

häuser oder Kliniken erhielten so die Möglichkeit, bei sich vor Ort ein Erzählcafé zu veranstalten. 45 Einzelveranstaltungen fanden allein im Jahr 2015 in vielen Regionen Deutschlands statt, einige sehr familiär mit nur wenigen Teilnehmenden, andere mit weit über hundert; überwiegend unter Beteiligung von Frauen, doch auch von zahlreichen Männern, von Hebammen, Ärzt_innen, Therapeut_innen und mitunter auch von Politiker_innen.

Beim Erzählcafé treffen Expert_innen und Lai_innen außerhalb des geburtshilflichen Alltags aufeinander. Im Zentrum dieser Begegnungen stehen nicht die politischen Konflikte, sondern die eigenen persönlichen Erfahrungen vor dem Hintergrund dieser Konflikte. Diese bestehen nicht zwischen Ärzt_innen, Hebammen und den betroffenen Familien, sondern zwischen allen Genannten und dem System der Gesundheitsversorgung im Kontext von Schwangerschaft und Geburt. Das Erzählen über die persönliche Betroffenheit soll eine Begegnung ohne Schuldzuweisungen und Verteidigungshaltungen zwischen den verschiedenen Gruppen möglich machen und neue Perspektiven eröffnen. Anders als in therapeutischen Settings treten die Expert_innen hier als Privatpersonen auf, müssen ihren Arbeitgeber nicht in Schutz nehmen und können auch ihre persönlichen Erfahrungen in das Zusammentreffen einfließen lassen. Im Idealfall wird die Hierarchie „Arzt/Ärztin – Patient/Patientin“ aufgebrochen, wodurch ein Dialog auf Augenhöhe ermöglicht wird. Die Aktion will sich damit für die Identifikation gemeinsamer Interessen und Ziele sowie eine lösungsorientierte Kommunikation im Rahmen eines politischen Engagements einsetzen. Die Methode „Erzählcafé“ hat sich dabei als vorteilhaft erwiesen, denn es zeigte sich: Das öffentliche Erzählen selbst ist bereits politisch. Die eigene Geschichte in eine Reihe von anderen individuellen Erfahrungsberichten einzuordnen, zeigt auf, dass es sich dabei jeweils nicht um Einzelfälle handelt, sondern um verschiedene Variationen eines gemeinsamen Themas. Diese Erkenntnis kann dem Empowerment dienen und dazu motivieren, sich auch auf anderen Ebenen (politisch) zu engagieren. So können die Erzählcafé-Veranstaltungen ebenso dazu dienen, sich mit anderen zu vernetzen und sich über Möglichkeiten des Engagements zu informieren.

3 Das Vorgehen im „Erzählcafé“

Als Erzählcafé bezeichnet man eine Methode der sozialen Arbeit, mit der ein übergeordnetes Thema anhand persönlicher lebensgeschichtlicher Erzählungen in einer moderierten Gruppe diskutiert werden kann. Verbreitet ist dieses Konzept in Deutschland vor allem in der sozialen Arbeit mit Senior_innen, insbesondere mit Zeitzeug_innen des Nationalsozialismus⁴, der Nachkriegszeit oder der DDR. Sabine Gieschler, die in Berlin Erzählcafés moderiert, spricht deshalb von einem „Forum für erlebte Geschichte“ (Gieschler 1999: 240). In den letzten Jahren wurden jedoch auch zunehmend Erzählcafés zu speziellen (persönlichen) Themen im Lebenslauf veranstaltet.⁵ Ziele ei-

4 Speziell zur weiblichen Perspektive vgl. Dörr/Kaschuba/Maurer (1999).

5 Zu nennen wäre hier etwa das Projekt zum „Pflegen und gepflegt werden“, das bereits Gegenstand eines Lehrforschungsprojekts im Fach Kulturanthropologie an der Universität Göttingen war; vgl. http://freiealtenarbeitgoettingen.de/cms/front_content.php?idcat=439.

nes Erzählcafés sind die Förderung von (intergenerationellem) Dialog zwischen Personen, die sich in der Regel vorher unbekannt sind (Verleysdonk-Simons 2012: 32), das Teilen der je eigenen Lebenserfahrung und eine damit einhergehende Konvivialität (Verleysdonk-Simons 2012: 29). Darüber hinaus verstehen sich Erzählcafés als informelle Lernorte im Alltagsleben (Verleysdonk-Simons 2012: 35). Die Moderation ist in dieser Interaktionssituation dafür verantwortlich, für die Teilnehmenden einen geschützten Rahmen zur Verfügung zu stellen und abschließend die einzelnen Erzählungen zusammenzuführen bzw. ein Deutungsangebot über den Zusammenhang der Geschichten zu machen (Verleysdonk-Simons 2012: 26).

Erzählcafés werden in der Regel von ehrenamtlichen Gruppen oder Einzelpersonen initiiert und als öffentliche, kostenfreie Veranstaltungen organisiert. Das Format sieht vor, dass die Veranstaltenden gezielt Personen einladen, die bereit sind, zu einem bestimmten Thema eine persönliche Erzählung beizusteuern. Normalerweise wird die Veranstaltung um die Erzählung einer Person herumgruppiert und verläuft wie folgt: Ein_e Moderator_in eröffnet die Veranstaltung, erklärt die Gesprächsregeln – Offenheit, Fairness, nicht wertendes Zuhören und Kommentieren etc. –, die Zeitzeugin oder der Zeitzeuge erzählt ihre oder seine Geschichte und im Anschluss sind alle Teilnehmenden dazu eingeladen, sich mit Fragen, Kommentaren oder eigenen Erzählungen zu beteiligen. Im Idealfall ergibt sich dadurch ein offenes Gruppengespräch, das nach einer bestimmten Zeit von den Veranstaltenden abmoderiert und zusammengefasst wird.

Die Bezeichnung „Erzählcafé“ suggeriert, dass dieses Format in Cafés stattfindet. Dies ist jedoch äußerst selten der Fall. In der Regel werden als Veranstaltungsort Räumlichkeiten gewählt, die öffentlich und nicht kommerzialisiert sind, wie etwa Gemeindhäuser, Bürgerzentren oder andere Begegnungsstätten. Der Wortteil „Café“ soll vielmehr die Atmosphäre der Veranstaltung zum Ausdruck bringen. Gieschler versteht unter einem Café „ein[en] Ort, an dem Behaglichkeit und Sachlichkeit zusammenfinden“ (Gieschler 1999: 235), an dem Begegnungen, aber auch Rückzug möglich sind. Im Idealfall entsteht in einem Erzählcafé ein Gemeinschaftsgefühl (Verleysdonk-Simons 2012: 29), das den persönlichen Erfahrungsraum erweitert und letztlich auch einen wertvollen Beitrag zur Bildung in der Interaktion leistet (Gieschler 1999: 241).

4 Die Aktion *Erzählcafés ‚Der Start ins Leben‘*

Eine Indienstudie der Erzählcafé-Methode für politischen Protest ist bislang wenig beobachtet worden. Die Aktion ‚*Der Start ins Leben*‘ nimmt hier also eine grundlegende Neuerung vor. Auch das Erzählcafé-Konzept als solches wurde modifiziert: Zwar stehen auch hier in entspannter Kaffeehaus-Atmosphäre autobiografische Erzählungen im Mittelpunkt, doch werden bei der Aktion in der Regel direkt mehrere Zeitzeug_innen unterschiedlichen Alters – und zwar nicht nur betagtere – eingeladen. Anders als sonst üblich gibt es keine große Erzählrunde, die mit der lebensgeschichtlichen Erzählung einer Zeitzeugin oder eines Zeitzeugens eröffnet wird, sondern mehrere „Thementische“ à sechs bis zehn Personen, die verschiedenen Jahrzehnten zugeordnet sind. An jedem der Tische sitzt jeweils mindestens eine „Zeitzeugin“, eine Frau also, die im betreffenden Jahrzehnt geboren hat, sowie (optional) eine Fachperson, die im selben Zeitraum tätig

war oder ist. Die Teilnehmenden können sich frei entscheiden, an welchem Tisch sie zuhören und miterzählen wollen.

In der Regel ist ein ‚Start ins Leben‘-Erzählcafé wie folgt gegliedert: Auf eine Eröffnung durch die Veranstaltenden folgt die erste Erzählrunde. Dazu finden sich die Teilnehmenden an den Thementischen ein. An jedem Tisch steht eine moderierende Person zur Verfügung, die in die Erzählrunde mit einem Impuls einführt: Wie wurde die Geburt in der jeweiligen Zeit erlebt? Was war gut? Was war schlecht? Sie ermutigt die Teilnehmenden zum wertschätzenden Zuhören der einzigartigen Geschichten, aber auch zum Teilen der eigenen Erfahrungen. Es gehe nicht darum, zu bewerten, sondern darum, Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit über Generationen und (Fach-)Kulturen hinweg besser kennenzulernen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu identifizieren. Nach dieser Einführung beginnt in der Regel die Zeitzeugin mit ihrer Erzählung. Wenn diese abgeschlossen ist, können die anderen Teilnehmenden Fragen stellen, kommentieren und eigene Erzählungen anschließen. Nach etwa 30 Minuten – je nach Redebedarf ist hier auch ein längerer Zeitraum möglich – werden mit einem vorher vereinbarten Signal die Tischgruppen aufgelöst. Die Teilnehmenden haben in einer etwa 30-minütigen Pause Gelegenheit, sich weiter (unmoderiert) zu unterhalten. Nach der Pause können sich die Teilnehmenden einem anderen Tisch zuordnen. Auch diese zweite Erzählrunde wird nach 30 Minuten beendet. Alle Tischgruppen berichten im Anschluss davon, was bei ihnen jeweils im Fokus der Erzählungen stand. Als Gedächtnisstütze dienen Papiertischdecken, auf denen alle Teilnehmenden großflächig Notizen machen können, die hinterher auch für die Veranstaltungsevaluation interessant sein können.

4.1 Zentrale Konzepte – dezentrale Veranstaltungen

Die zentrale Organisation der Cafés in Form einer Veranstaltungsreihe als offenes Kooperationsprojekt stellt eine Abweichung von der ‚klassischen‘ Erzählcafé-Idee dar. An verschiedenen Orten unter einem einheitlichen Konzept und Design Erzählcafés zu einem bestimmten Thema zu veranstalten ist außergewöhnlich. Vergleichbare Konzepte sind bislang nicht bekannt. Trotz dieser eigenen Interpretation des Formats verstehen sich aber auch die ‚Start ins Leben‘-Cafés als individuelle ‚Kommunikationsräume‘, ‚Wohlfühlräume‘, ‚Bildungsräume‘ und ‚Kulturräume‘ (Verleysdonk-Simons 2012: 23) im Sinne der Erzählcafé-Idee. Zentral ist nämlich auch hier die schützende Rolle der Moderator_innen (Verleysdonk-Simons 2012: 26). In der Regel stehen für die Moderation Personen zur Verfügung, die durch ihre berufliche Qualifikation – etwa als Sozialpädagog_innen, Sozialarbeiter_innen, aber auch als Hebammen oder Therapeut_innen – bereits in Gesprächsführung geübt sind. Im Vorfeld des Erzählcafés erhalten sie jedoch ein ausführliches Briefing durch die Initiatorinnen der Aktion, um zu gewährleisten, dass das Erzählcafé einen zwar offenen, aber doch geschützten Rahmen für persönliche (Lebens-)Erzählungen bietet. Die Veranstalter_innen und Moderator_innen der einzelnen Cafés sind den Teilnehmenden in ihrer Rolle als Hebamme, Sozialarbeiter_in etc. häufig bekannt und vertraut. Die Teilnehmenden untereinander kennen sich aber in der Regel nicht. Dennoch wird durch eine behutsame Moderation versucht, eine vertrauensvolle Atmosphäre herzustellen.

4.2 Wer erzählt? Was wird erzählt? Wie wird erzählt?

An vier der Erzählcafés konnte ich persönlich teilnehmen und eigene Beobachtungen anstellen. Diese decken sich zu einem großen Teil mit den Beschreibungen der Veranstaltenden und Teilnehmenden, die in der Dokumentation der Aktion zusammengefasst wurden.⁶ Hier werden nun einige zentrale Themen, Inhalte und Ergebnisse vorgestellt. Um das Erzählen über eigene Gebärerfahrungen in den Fokus zu rücken, beschränkt sich die Beschreibung auf die *Erzählungen der teilnehmenden Mütter*.

Die Gruppen der Teilnehmenden waren, was das Lebensalter betrifft, in den meisten Fällen sehr heterogen. Die älteren Teilnehmerinnen waren dabei in der Regel gezielt als Zeitzeuginnen eingeladen worden, die jüngeren kamen vor allem deshalb, um mehr über den Hebammen- und Elternprotest zu erfahren und sich auch konkret dafür einzusetzen. Andere kamen, um sich auszutauschen und mehr über das Thema Schwangerschaft und Geburt zu lernen.⁷

Die Bereitschaft, über eigene Erfahrungen mit Schwangerschaft und Geburt zu sprechen, war bei den Frauen sehr hoch, die in den vergangenen zehn Jahren geboren hatten. Viele äußerten sogar ein starkes Bedürfnis, sich mitzuteilen und ihre Geschichte in die Öffentlichkeit zu bringen. Dies war entweder durch eine negative Erfahrung begründet, vor der die Erzählenden andere warnen wollten, oder aber durch ein positives Erlebnis, das die anderen Teilnehmenden ermutigen sollte. In der Regel bezogen sich diese Erzählungen auf die konkrete politische Situation der Geburtshilfe und sollten die Notwendigkeit unterstreichen, in dieser Hinsicht tätig zu werden.

Teilnehmerinnen, die in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren geboren hatten, äußerten aufgrund ähnlicher Erfahrungen Verständnis für den „Kampfgeist“ der jungen Frauen. In ihren Erzählungen dominierten Beschreibungen der stark medikalisierten und als fremdbestimmt erlebten Geburtshilfe, die bis in die 1970er-Jahre hinein üblich war, und des Protests dagegen. Für diejenigen, die in den 1980er- und 1990er-Jahren geboren hatten, waren die Errungenschaften dieses Protests bereits selbstverständlich. Sie beschrieben ihre Geburtserfahrungen insgesamt als „gut aufgeklärt und gut betreut“. Das Kinderkriegen sei weniger von Sorge umgeben gewesen als heute.

Die älteren Zeitzeuginnen/Mütter hingegen waren mit dem Erzählen über ihre Gebärerfahrungen in der Regel nicht vertraut und äußerten häufig zunächst Vorbehalte. Dass die eigene Geschichte für andere von Interesse oder gar politisch relevant sein könnte, war für diejenigen, die in den 1940er- bis 1960er-Jahren geboren hatten, zu Beginn kaum nachvollziehbar. Nach dieser anfänglichen Skepsis erzählten die meisten jedoch engagiert und häufig sehr detailliert von ihren Erfahrungen. Besonders auffällig waren bei diesen Erzählungen von weit zurückliegenden Geburten die unterschiedlichen Evaluationen im Zeitverlauf. So war ein immer wiederkehrender Topos: „Damals stellten wir das nicht infrage“. Gemeint waren damit vor allem (geburtshilfliche) Praktiken, die in den 1940er- bis 1960er-Jahren verbreitet waren, heute jedoch als überholt

6 Vgl. <http://erzaehlcafe.net/galerie/>.

7 Eine ausführliche Dokumentation der Aktion, auf der Grundlage einer quantitativen und qualitativen Befragung der Veranstaltenden und Teilnehmenden, ist bei den Initiatorinnen bestellbar über: www.erzaehlcafe.net. Darin finden sich auch die genauen Teilnehmezahlen der einzelnen Veranstaltungen, das durchschnittliche Alter der Teilnehmenden und weitere Angaben, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

oder sogar schädlich bewertet werden. Einige der älteren Frauen gaben an, erst mit dem Wissen um inzwischen veränderte geburtshilfliche Praxis ihre eigenen Erfahrungen rückblickend negativ zu bewerten.

Die erzählenden Mütter vermittelten durch ihre Geschichten auch – implizit oder explizit – ihre Wünsche für eine ideale Geburtshilfe – sowohl in positiver Form, wenn die persönliche Erfahrung als bestärkendes Ereignis geschildert wurde, bei dem die eigene Vorstellung von einer guten Geburtshilfe bereits erfüllt war, als auch in negativer Form, wenn der Gegenstand der Erzählung eine belastende Erfahrung war. Vor allem Selbstbestimmung und gute Betreuung wurden von den Erzählenden als entscheidend für eine gelingende Geburt herangezogen. So berichteten viele Frauen von durchaus belastenden Situationen unter der Geburt, deuteten die Ereignisse jedoch positiv, da sie Ergebnis eigener Entscheidungen und von guter Betreuung geprägt waren. Negative Berichte erfolgten vor allem dann, wenn sich die Erzählenden in ihrer Wirkmächtigkeit eingeschränkt und schlecht betreut gefühlt hatten. Damit kann als eines der zentralen und verbindenden Elemente der einzelnen Geschichten das der (Für-)Sorge (englisch: Care) benannt werden. Unabhängig vom Alter der Erzählenden wurde für den adäquaten Umgang mit der Gebärsituation eine kompetente und kontinuierliche Betreuung als erforderlich angesehen.

Die Anthropologin und Philosophin Annemarie Mol schreibt: „[E]xchanging stories is a moral activity in and of itself“ (Mol 2008: 77). Die Erzählcafé-Aktion zeigt diese Funktion des Erzählens sehr eindrucksvoll: Jede einzelne Geschichte wird gehört und erhält Relevanz. Über das Erzählen aus der je eigenen Perspektive werden Wünsche und Erwartungen formuliert, eigene Deutungen einbezogen. Dem Anspruch, dem politischen Protest eine positive Stimme zu geben, konnte die Erzählcafé-Aktion auf diese Weise gerecht werden. Überdies förderte die Aktion die Netzwerkbildung. Einzelne Teilnehmende schlossen sich zu Gruppen zusammen, formulierten gemeinsame Schreiben an Gesundheitspolitiker_innen und veranstalteten regelmäßige Aktionstreffen. Auf diese Weise erhalten die Stimmen der Betroffenen über die Veranstaltungen hinaus Gehör. Neben dieser politischen Nutzbarkeit des Formats hat sich jedoch auch gezeigt, dass im offenen Erzählen über eigene Erfahrungen ein großes Potenzial für verschiedene Forschungszweige liegt. Dem wird im folgenden Abschnitt nachgegangen.

5 Erzählcafés als Forschungsmethode?

Im Folgenden wird die Nutzbarkeit des durch die Aktion ‚*Der Start ins Leben*‘ modifizierten Erzählcafé-Konzepts für verschiedene Forschungsbereiche – kulturanthropologische Erzählforschung, Hebammenwissenschaft und *Narrative based Medicine* – untersucht. Zu diesem Thema hält sich die gängige Literatur zur Methode bislang eher zurück. Im Mittelpunkt stehen dort für gewöhnlich der sozialpädagogische Nutzen solcher Veranstaltungen sowie die interaktive Bildungsfunktion. Eine wissenschaftliche Perspektive wird lediglich zaghaft im Sinne eines *Oral-History*-Zugangs eröffnet (Gieschler 1999: 111; Verleysdonk-Simons 2012: 19). Konsequenterweise wird dieser allerdings bislang nicht.

Für alle hier aufgeführten Anwendungsmöglichkeiten sei angemerkt, dass es sich beim Erzählcafé um einen dezidiert geschützten Raum handelt. Wird dieser zu For-

schungszwecken umfunktioniert, gilt es, damit sensibel umzugehen. So sollten die Teilnehmenden darüber informiert werden, dass sie Teil einer Forschungsarbeit sind, damit sie die Möglichkeit haben, dagegen Einspruch einzulegen. Grundsätzlich sollten sich entsprechende Forschungsvorhaben an den Prinzipien der partizipativen Forschung (Unger 2014) orientieren. Darunter versteht man „Forschungsansätze, die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen“ (Unger 2014: 1). Gerade in politisch aufgeladenen Feldern kommt dieses Prinzip zur Anwendung. Ziel ist es, gesellschaftliche Akteur_innen sowohl an der Erforschung eines bestimmten Phänomens teilhaben zu lassen als auch ihnen gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Die Methode „Erzählcafé“ kann beim Ansatz der partizipativen Forschung eingesetzt werden.

5.1 Fokusgruppen und Bewusstseinsanalyse

Eine Möglichkeit, Erzählcafés zur wissenschaftlichen Datenerhebung nutzbar zu machen, böte sich womöglich durch eine Verortung in der kulturalanthropologischen Erzählforschung. Ein klassisches Konzept dieses Forschungszweigs ist die sogenannte Bewusstseinsanalyse (Lehmann 2007). Anders als bei der *Oral History* geht es bei diesem Ansatz nicht darum, sich über persönliche Erzählungen historischen Ereignissen anzunähern, sondern aus dem lebensgeschichtlichen Erzählen ein gesellschaftliches Bewusstsein abzuleiten. Als Beispiel aus der ‚*Start ins Leben*‘-Aktion sei hier die unterschiedliche Bewertung von Gebärfahrungen in den verschiedenen Generationen genannt. So wurde deutlich, dass Frauen, die in den 1940er- bis 1960er-Jahren geboren hatten, mit dem Erzählen über ihre Geburten in der Regel nicht vertraut waren und ihre Erfahrungen anders bewerteten als Frauen, deren Geburten in der jüngeren Vergangenheit liegen. Die Erzählungen der älteren Erzählcafé-Teilnehmerinnen zeigten, dass das Sprechen über Geburt, als sie Mutter wurden, nicht selbstverständlich war, sondern sehr schamhaftet. Eigene Erfahrungen wurden nicht als politisch relevant verstanden. Die emanzipatorischen Bewegungen der 1970er- und 1980er-Jahre markieren einen Bewusstseinswandel.

In der Regel werden für die Bewusstseinsanalyse narrative Interviews verwendet. Laut der Kulturalanthropologin Brigitta Schmidt-Lauber ist diese Form der qualitativen Datenerhebung besonders gut geeignet, denn solche Interviews „arbeiten [wie andere qualitative Methoden auch] situativ (das Thema im Raum und innerhalb sozialer Beziehungen verortend), kontextuell (multiperspektivisch) sowie prozessual (es in der Zeit situierend)“ (Schmidt-Lauber 2001:165). Sie können einzeln oder in Gruppen durchgeführt werden, auch wenn die letztere Variante in der kulturalanthropologischen Forschung eher selten genutzt wird (Schmidt-Lauber 2001: 173). In den Sozialwissenschaften findet sich das Gruppen-Interview in Form von sogenannten Fokusgruppen hingegen häufiger (Schulz et al. 2012). Eine Fokusgruppe ist der Form nach durchaus mit dem Erzählcafé vergleichbar: Die forschende Person lädt gezielt Gewährspersonen ein, um in einem moderierten Setting über eine bestimmte Zeitspanne über ein vorgegebenes Thema zu sprechen. Eigene (lebensgeschichtliche) Erzählungen sind dabei ebenfalls zentral (Schulz et al. 2012: 12). Gegenüber dem Einzelinterview haben solche Fokusgruppen den Vorteil, dass die Teilnehmenden zwischen passiver und aktiver Teilnahme pendeln können und sich eine Erzählsituation in vivo beobachten lässt (Schulz et al. 2012: 13).

Das Ziel des Erzählcafés unterscheidet sich freilich grundlegend von dem der Fokusgruppe. Beim Café geht es ja gerade darum, einen möglichst offenen, wertfreien Raum zu schaffen, der Möglichkeiten zum Austausch und zur interaktiven Bildung eröffnet, und nicht um gezielte Datenerhebung. Außerdem muss beachtet werden, dass im Erzählcafé, anders als in der Fokusgruppe, neben den gezielt eingeladenen Zeitzeug_innen auch andere Personen anwesend sind, die durchaus eine heterogene und vor allem große Gruppe bilden können. Damit wird die anschließende Auswertung zu einer Herausforderung. Dennoch bietet das Erzählcafé einige interessante Möglichkeiten. So können die Erzählungen der Zeitzeug_innen zu Beginn der einzelnen Einheiten im Erzählcafé als kurze narrative Interviews betrachtet werden. Die Rückfragen, die bei einem „klassischen“ narrativen Interview von der interviewenden Person kommen, werden im Erzählcafé von den anderen Teilnehmenden gestellt, es entwickeln sich weitere Erzählanreize, ohne dass eine forschende Person konkret danach fragen müsste. Ein entscheidender Vorteil ist dabei die Anhäufung kondensierter Aussagen zu einem bestimmten Thema, wie sie auch bei den Fokusgruppen beobachtet werden kann (Morgan 1988: 23). Auf dieser Grundlage kann nicht nur die genannte Bewusstseinsanalyse (Lehmann 2007) durchgeführt werden, sondern es können auch neue Themen oder sogar Hypothesen für die weitere Forschung identifiziert werden.

Da es sich bei den Teilnehmenden der hier vorgestellten Erzählcafé-Aktion überwiegend um Frauen handelt, bietet es sich an, die Erzählungen und insbesondere die Erzählsituation auch unter gendertheoretischen Gesichtspunkten zu betrachten. So ließen sich etwa Überlegungen aus der Forschung über weibliche Erzählkultur anhand der Aktion überprüfen. Hier wird häufig von einer kooperativen narrativen Praxis ausgegangen (Jordan/Kalčík 1985: ix; Hall/Langellier 1988: 107). Erzählerinnen gehe es in reinen Frauengruppen also weder darum, besonders exakte Chroniken ihrer Erfahrungen wiederzugeben, noch sich mit ihren Geschichten zu profilieren. Vielmehr handele es sich um das Erzählen einer kollektiven Geschichte von gemeinsamer Betroffenheit.

5.2 Erzählcafés als neue Möglichkeit der Versorgungsforschung im Kontext der Hebammenwissenschaft?

Die bereits erwähnte Anhäufung von Aussagen zu einem bestimmten Thema im Rahmen des Erzählcafés könnte sich auch für die Hebammenwissenschaft als hilfreich erweisen. Gerade in der Versorgungsforschung könnte das freie Erzählen ohne gezielte Fragen oder Leitfaden neue Perspektiven eröffnen. So ließen sich etwa die Bedürfnisse der am Erzählcafé Teilnehmenden aus den Erzählungen ableiten, ohne dass diese anhand von Forschungsfragen in bereits bestehende Kategorien eingeordnet werden. Grundsätzlich orientiert sich die Hebammenwissenschaft in Deutschland derzeit noch stark an der hypothesengeleiteten biomedizinischen Forschung (Kahl 2013: 160ff.). Zunehmend werden jedoch auch qualitative Methoden einbezogen. Wenn das Erzählcafé nicht direkt zur Datenerhebung verwendet werden soll (s. u.), so kann es hier zumindest zur Erschließung weiterer Forschungsthemen herangezogen werden. Insbesondere das Aufeinandertreffen von Expert_innen und Lai_innen, wie es im Rahmen der Erzählcafé-Aktion stattfindet, bietet dabei hervorragende Anschlussmöglichkeiten.

5.3 Heilendes Erzählen

Die besondere Personenkonstellation beim Erzählcafé könnte für den Ansatz der sogenannten *Narrative based Medicine* interessant sein. Dieser recht junge Zweig der Medizin geht von der Annahme aus, dass das Erzählen in der Medizin weit mehr leisten kann als das Abfragen medizinischer Fakten.⁸ Vertreterinnen dieses Ansatzes wie Kathryn Montgomery Hunter (1991), Rita Charon (2008) oder Gabriele Lucius-Hoene (Lucius-Hoene/Deppermann 2002) sind davon überzeugt, dass Erzählungen über Krankheits- oder Leidenserfahrungen zwar nicht notwendigerweise korrekte Fakten wiedergeben, aber in jedem Fall Aussagen darüber ermöglichen, wie die Betroffenen das Erlebte deuten und in ihre eigene Biografie integrieren. Auf Schwangerschaft und Geburt wurde dieser Ansatz bislang nicht angewendet. Die Aktion *Erzählcafés ‚Der Start ins Leben‘* könnte hier einen Zugang ermöglichen. Die im Rahmen des Erzählcafés erzählten Geschichten offenbaren die verschiedenen Reflexionsebenen, auf denen Frauen ihre Gebärfahrungen verarbeiten. Im Rahmen der Veranstaltungsreihe gab es etwa Erzählungen, in denen die Gebärende als Opfer einer willkürlichen Geburtsmedizin dargestellt wird, aber auch solche, in denen eine mündige Gebärende ihre Rechte einfordert und selbstermächtigend tätig wird. Solche unterschiedlichen Bewertungen zu analysieren und zu deuten ist ein Anliegen der *Narrative based Medicine*. Sie formuliert deshalb den Bedarf, medizinisches Fachpersonal auch narrativ zu schulen. Das bedeutet, dass Ärzt_innen und Vertreter_innen anderer Gesundheitsberufe in der Lage sein sollen, nicht nur dem Inhalt des Erzählten Aufmerksamkeit zu schenken, sondern auch den Narrativen, also der erzählerischen Form, der möglicherweise verfolgten erzählerischen Strategie und insbesondere der lebensgeschichtlichen Bedeutung der Erzählung. Ein Zusammentreffen medizinischer Expert_innen und Lai_innen zum Erzählen auf neutralem Boden könnte neben dem klassischen narrativen Interview eine gute Erweiterung für das Methodeninventar der narrativen Medizin darstellen.

6 Fazit und Ausblick

Die Aktion *Erzählcafés ‚Der Start ins Leben‘* wurde gegründet, um dem Hebammen- und Elternprotest eine weitere, konstruktive Stimme zu geben. Das offene Sprechen in einem geschützten Rahmen konnte wesentlich dazu beitragen, universelle Bedürfnisse im Zusammenhang von Schwangerschaft und Geburt herauszuarbeiten. Diese fallen ganz im Sinne des Protests aus: Menschen mit Kinderwunsch und Schwangere wünschen sich eine kompetente, wohnortnahe und kontinuierliche Betreuung, die nur gewährleistet werden kann, wenn weiterhin (freiberufliche) Hebammen zur Verfügung stehen.

Die Veranstaltungsreihe hat darüber hinaus darauf aufmerksam gemacht, dass Erzählungen über Geburtserfahrungen in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen bislang vernachlässigt wurden. Insbesondere mit Blick auf die Erzählungen älterer

8 Narrative in der Medizin sind auch Gegenstand des DFG-Graduiertenkollegs 2015/1 *Life Sciences, Life Writing. Grenzerfahrungen menschlichen Lebens zwischen biomedizinischer Erklärung und lebensweltlicher Erfahrung*, in dessen Rahmen meine Promotionsforschung angesiedelt ist.

Frauen ist hier von einer Lücke etwa in der kulturanthropologischen Erzählforschung zu sprechen. Erzählcafés können dazu beitragen, Geburtserzählungen älterer Frauen in den Fokus zu rücken, und stellen eine methodische Erweiterung des klassischen narrativen Interviews sowohl für die kulturanthropologische Erzählforschung als auch für die Hebammenwissenschaft und die narrative Medizin im Sinne der partizipativen Forschung dar.

Ein Korpus von Geburtserzählungen von Frauen verschiedener Generationen, etwa in Form einer großen Datenbank, wäre ein wünschenswertes Projekt für die weitere Erforschung der Geburtskultur aus Sicht der Gebärenden.⁹ Die Aktion *Erzählcafés*, *Der Start ins Leben* hat zur Aufmerksamkeit für das Thema beigetragen. Nun gilt es, weitere Untersuchungen anzuschließen.

Literaturverzeichnis

- Bronnen, Barbara (Hrsg.). (1994). *Geburt. Ein literarisches Lesebuch*. München: C. H. Beck.
- Charon, Rita (2008). *Narrative Medicine. Honoring the Stories of Illness*. Oxford: Oxford University Press.
- Dörr, Bea; Kaschuba, Gerrit & Maurer, Suanne (1999). „Endlich habe ich einen Platz für meine Erinnerungen gefunden“. *Kollektives Erinnern von Frauen in Erzählcafés zum Nationalsozialismus*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Gieschler, Sabine (1999). *Leben erzählen. Von der Wiederbelebung einer Kulturtätigkeit in postmoderner Zeit*. Münster: Waxmann.
- Hall, Deanna L. & Langellier, Kristin M. (1988). Storytelling Strategies in Mother-Daughter Communication. In Barbara Bate & Anita Taylor, *Women Communicating. Studies of Women's Talk* (S. 107–126). New Jersey: Ablex Publishing Company.
- Heimerl, Birgit (2013). *Die Ultraschallsprechstunde. Eine Ethnografie pränataldiagnostischer Situationen*. Bielefeld: transcript.
- Jordan, Rosan A. & Kalčik, Susan J. (Hrsg.). (1985). *Women's Folklore, Women's Culture*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Kahl, Cornelia (2013). *Stand der Entwicklung der Hebammenwissenschaft. Beschreibung der Ist-Situation anhand der Diskursuntersuchung der Forschungslage*. Vallendar.
- Lehmann, Albrecht (2007). *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin: Reimer.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf (2002). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske + Budrich. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-11291-4>
- Mol, Annemarie (2008). *The Logic of Care. Health and the Problem of Patient Choice*. London: Routledge. <http://dx.doi.org/10.4324/9780203927076>
- Montgomery Hunter, Kathryn (1991). *Doctors' Stories: the Narrative Structure of Medical Knowledge*. Princeton: Princeton University Press.
- Morgan, David L. (1988). *Focus Groups as qualitative research*. (Qualitative research methods series, 16). Thousand Oaks: Sage.
- Praetorius, Ina & Stöckli, Rainer (2011). *Wir kommen nackt ins Licht, wir haben keine Wahl. Das Gebären erzählen, das Geborenwerden. 150 Szenen aus der Schönen Literatur zwischen 1760 und 2011*. Herisau: Appenzeller Verlag.

9 Ein erstes Konzept für eine solche Datensammlung wird demnächst von Stefanie Schmid-Altringer vorgelegt.

- Sänger, Eva (2015). Obstetrical care as a matter of time: ultrasound screening, temporality and prevention. *History and Philosophy of the Life Sciences*, 37(1), 105–120.
- Schadler, Cornelia (2013). *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schmid-Altringer, Stefanie (2015). *Unser Anliegen*. Zugriff am 26. April 2017 unter www.erzaehlcafe.net/2015/unser-anliegen.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2001). Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In Silke Göttsch & Albrecht Lehmann (Hrsg.), *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie* (S. 169–188). Berlin: Reimer.
- Schulz, Marlen; Mack, Birgit & Renn, Ortwin (Hrsg.). (2012). *Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft. Von der Konzeption bis zur Auswertung*. Stuttgart: Springer.
- Thomson, Gill & Downe, Soo (2013). A Hero's Tale of Childbirth. *Midwifery*, 29, 765–771.
- Unger, Hella von (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Verleysdonk-Simons, Sigrid (2012). Das Erzählcafé – ein Ort für öffentliches Erinnern, ein Ort der Kommunikation, des Lernens, des Miteinanders und der Behaglichkeit. In Sigrid Verleysdonk-Simons & Christian Löffing (Hrsg.), *Das Erzählcafé. Erlebte und erzählte Geschichte(n)* (S. 17–42). Mönchengladbach: Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen.

Zur Person

Cecilia Colloseus, Magistra Artium, geb. 1987. Mitarbeiterin am DFG-Projekt „Retraditionalisierung pränatal? Eine empirische Analyse von Geburtsvorbereitungskursen und Schwangerenforen“ am Institut für Soziologie der Universität Tübingen. Arbeitsschwerpunkte: Geburt, Geburtshilfe, Medical Humanities, Gender.

Kontakt: Hölderlinstraße 29, 72074 Tübingen

E-Mail: cecilia.colloseus@uni-tuebingen.de

Vera Cuntz-Leng

Queering Harry, slashing Potter: Between latent meanings and resistant readings

Zusammenfassung

Queering Harry, slashing Potter: zwischen Subtext und Gengenrede

Als globales Phänomen hat *Harry Potter* unterschiedliche Publika angezogen sowie teilweise widersprüchliche Reaktionen und Debatten ausgelöst. Während in Wissenschaft und Presse mitunter kritisiert wurde, *Harry Potter* verstärke eine heteronormative Weltsicht, zeichnen die vielfältigen Formen der Anschlusskommunikation im Netz – insbesondere in Gestalt sogenannter Slash-Fanfiction – ein anderes Bild. Slash steht für ein breites Spektrum nichtheteronormativer Relektüren und homoerotischer Reorientierungen der Fantasysaga. Durch ein konsequentes Verzahnen der Methoden des Queer Reading nach Kosofsky Sedgwick mit den durch Slash-Fans produzierten Werken lassen sich die Spannungen zwischen latenten queeren Bedeutungen, die *Harry Potter* anbietet, und den subversiven Umdeutungen durch die Fans identifizieren. Iser's Konzept der ‚Leerstelle‘ erweist sich als nützlich, um die vielfältigen Auslassungen, Unbestimmtheiten und Widersprüche herauszuarbeiten, die einen fruchtbaren Boden sowohl für die Dechiffrierung subtextueller Möglichkeiten der Saga als auch für die (transgressiven) Neuschriften im Fandom bereithalten. Beide sollen zudem in einen größeren filmhistorischen Zusammenhang und in den Kontext des Fantasygenres eingebettet werden.

Schlüsselwörter

Harry Potter, Fantasy, Queer Reading, Rezeptionsästhetik, Slash-Fandom

Summary

As a global phenomenon, *Harry Potter* has attracted most diverse audiences and provoked many contradictory responses and debates. While many critics have highlighted the enforcement of heteronormativity in the storyworld, fan responses – and especially slash fan fiction – provides us with an abundance of contradictory queer responses and non-heteronormative *re-readings* and *re-writings* of *Harry Potter*. By constantly confronting and intertwining the academic strategy of queer reading as introduced by Kosofsky Sedgwick with the responses of slash fans, I want to discuss the tensions between latent meanings and resistant readings that embrace the *Harry Potter* universe. In reference to Iser's concept of the *Leerstelle*, the various omissions, indeterminacies, and contradictions in *Harry Potter* that provide a fertile ground for the interpretation of subtextual contents and for transgressive re-writings alike will be explored and discussed within the larger framework of film history and the fantasy genre.

Keywords

Harry Potter, fantasy genre, queer reading, reader response theory, slash fandom

1 Introduction

Harry Potter is both a product and a phenomenon of immense cultural and economic impact. The inventive fantasy setting and the universal appeal of the story have attracted most diverse readers, audiences, and fans. Not only children but also straight and queer adult recipients alike have responded massively – especially on social network sites on the web – to the series about a boy who once lived in a cupboard and became the greatest wizard of all time. On the one hand, *Harry Potter* has been widely criticized for its depiction of desire as “uncontroversially heterosexual” (Gupta 2009: 128), and thus for its reinforcement of heteronormativity as the only desirable life concept and for its rather conservative depiction of gender roles (Heilman 2003; Pugh/Wallace 2006; Pugh 2011). On the other hand, although there are no explicitly or openly gay characters in the original text, some critics have praised Harry’s process of becoming a wizard as a strong metaphor for the act of coming out (Bronski 2003) and pointed to the protagonist’s non-hegemonic masculinity (Gallardo/Smith 2003; Wannamaker 2008). In addition, fan writers have published hundreds of thousands of stories online, so-called slash fan fiction (Jenkins 1992: 185–222), that are filled with queer utopias and homoerotic fantasies about Harry’s world (Willis 2006; Tosenberger 2008a; Tosenberger 2008b; Cuntz-Leng 2015). Writing slash fan fiction and creating slash fan art is a fan-cultural practice that at least dates back to the 1960s, when the first homoerotic rewritings of the relationship between Spock and Kirk, fictional characters from the TV series *Star Trek* (Gene Roddenberry, 1966–1969), were written and shared through fanzines. In the 2000s, and with the development of social media, slash has moved from the margins into the mainstream and is today widely available and accessible online.

But if we assume that there are no explicit inclusions of queerness in the actual *Harry Potter* text, the important question is: where does this amplitude of queer responses come from? Is this phenomenon the result of a combination of wishful thinking and the violent distortion of an author’s intentions? Or is it an attempt to specify an underlying queer logic that was a subliminal part of the *Harry Potter* narration all along? Or is it both?

After a brief introduction to two central aspects of the *Harry Potter* phenomenon, I will propose the interlocking of ideas from queer theory with the creative output by slash fans as a productive model for analysis. By constantly confronting and intertwining the strategy of queer reading – as introduced by Eve Kosofsky Sedgwick (1985, 1994) – with the poaching tactics (Jenkins 1992: 24–27) used by slash fans and slash fan fiction writers, I aim to discuss the tensions between latent meanings and resistant readings that embrace the *Harry Potter* universe. In reference to Wolfgang Iser’s (1994) concept of the *Leerstelle* (gap), the spectrum of omissions, indeterminacies, and contradictions in *Harry Potter* will be explored that provide a fertile ground for the subtextual possibilities as revealed by queer reading and the transgressive re-writings and re-orientations through slash.

Finally, I want to describe how the imbuelement with these three forms of gaps regarding gender, sexuality, and sexual desire not only in *Harry Potter* but in fantasy storyworlds in general provide the audience with an immense potential for queerness and makes the reinforcement of non-heteronormative interpretations possible. Also, I

will try to draw an analogy to the Hays Production Code era in Hollywood, which strictly regulated the depiction and discussion of sexuality in the cinema (Benshoff/Griffin 2006: 29–30; Cuntz-Leng 2015: 62–68). It was a period of silencing queer voices and of concealment of queer representations in Western mainstream media on a grand scale. At the same time, classic Hollywood movies show a degree of queerness that appears to be quite similar to *Harry Potter*, the *Harry Potter* films in particular, and other contemporary fantasy blockbusters. One only has to think of extensively discussed movies of this era in terms of their queer subtexts like *Ben Hur* (William Wyler, 1959), *Some Like It Hot* (Billy Wilder, 1959), or *Rebel Without a Cause* (Nicholas Ray, 1955) (Cuntz-Leng 2015: 65–68). Looking ahead, I want to propose the hypothesis that Hollywood today is reviving its golden years through fantasy storyworlds, and I will give some prospects regarding possible future developments.

2 Crazy about Harry

The monomythic story of an orphaned boy who became a wizard, went to the magical boarding school Hogwarts, and defeated the evil Lord Voldemort may be one of the best-known fantasy series of all times. But it is rather the narrative content itself that makes *Harry Potter* exceptional or new. Instead, it is the craze, the “Pottermania” that has evolved around the seven novels and their eight movie adaptations, with the latter having attracted an even larger audience. And many of the participants in the phenomenon, who purchased their books at midnight-release parties or went all dressed-up to the movie theatre cannot simply be called readers or viewers anymore; they have become active participants, fans.

Harry’s maturation as well as the publication period of the books between 1997 and 2007 paralleled the evolution of new technologies for participation and interaction online. This changed the face of fandom substantially (Coppa 2006: 56–57). Fanzines were less relevant and fan-generated content became much more accessible. Starting in the early 2000s, *Harry Potter* fans had the opportunity to actively develop, share, and articulate their own perception of the fictional storyworld and its inhabitants online. Some fans blog about their fandom, others share videos, make art, or become writers themselves. Taken together, more than 730,000 *Harry Potter* stories written by fans are currently archived on the multifandom platforms *fanfiction.net* and *archiveofourown.org*. That is more than six billion words, over six thousand times the word count of the original novels combined. A lot of these texts are so-called slash, which is both a literary genre and, more generally speaking, a “fannish” concept in which fictional characters are removed from their preferred heteronormative exegesis and transferred into self-made homoerotic utopias that, at first sight, may turn the author’s intended meaning upside down. The three most popular erotic configurations in *Harry Potter* slash fictions (“pairings” in fan terminology) are Harry Potter and Draco Malfoy (Drarry), Remus Lupin and Sirius Black (Puppylove), and Harry Potter and Severus Snape (Snarry). However, homoerotic fantasies about nearly every character in every imaginable configuration and situation are produced: from fluffy romance stories to playful gender-switch experiments to oppressive sadomasochistic power struggles between good and evil. The slashers have contrib-

uted a homoeroticized alternate version of *Harry Potter* to the *Harry Potter* storyworld that outnumbers the official content by far. This is a prime example of what John Fiske has described as the “shadow cultural economy” (Fiske 1992: 30) of fandom. Slash fans have not only created an independent network and archive of meaning-making, but their actions have challenged the image of a powerless consumer and led to a reevaluation of the hierarchical relationship between producers and audiences (Jenkins 2006: 169–205).

The second aspect about *Harry Potter* that is worth mentioning in this context and, as I would argue, the crucial ingredient in the recipe for its success and relevance both as a fandom item in general and as an artifact of strong interest for slash fans, is its polysemy (Barthes 1987: 7–8). By not postulating a fixed truth or ideology, *Harry Potter* offers a rich semiotic field, a wide “range of negotiated readings through which various social groups can find meaningful articulations of their own relationship to the dominant ideology” (Appelbaum 2003: 47). The lively heterogeneous debate that critics, scholars, and fans have led about *Harry Potter* illustrates this key aspect of the saga. Hence, it is also the essential starting point for research into the possible challenges of sexuality and gender norms. Although it has been argued that heteronormativity is constantly validated as the preferred outcome of adolescence (Pugh 2011: 83) and conservative recipients were able to identify with the saga and its characters, the polysemy of the text has provided slash fans and the writers of slash fan fiction with an open space of possibilities in which to articulate queer desires. Regarding the reasons for this contradictory reaction, Wannamaker writes:

“[T]hese complex novels function in a space between, where dominant ideology is simultaneously re-enforced, challenged, and negotiated. Ultimately, these books are popular with so many child and adult readers, not because they didactically advocate either feminist or patriarchal ideals, but because, through their complex portrayals of characters, gender, and relationships, they depict the anxieties, tensions, and uncertainties about contemporary gender roles that readers of all ages are continuously working to define and to negotiate” (Wannamaker 2008: 122).

I would only partly agree with Wannamaker’s conclusion – because it is the ambiguity as a consequence of polysemy rather than the complexity in the depiction of characters, relationships, or gender roles that makes *Harry Potter* an interesting case for gender and queer studies. But because there are no openly gay characters or explicit discussions of queer issues in any of the officially released *Harry Potter* material, an analysis will benefit from taking the various queer responses by fans into account. The productive intertwining of the strategy of queer reading with observations from the slash fan community will help to reveal the queer possibilities that result from the openness and ambiguity of *Harry Potter*.

3 Queer reading and slash fandom: confronted, intertwined

In *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire* (1985), Eve Kosofsky Sedgwick introduced the idea that novels are infused with homosexual potential and queer desires that cannot be acted upon publicly and are therefore masked as male ho-

mosociality. Harry M. Benshoff (1997) and Alexander Doty (1997, 2000) both transferred her concepts to film analysis, because the open visualization of queerness in Hollywood movies during the rigid Hays Code era was as prohibited and impossible as in nineteenth century English literature. Nevertheless, queer desires were embedded in these movies and can be deciphered, as Doty has conclusively shown. It is essential to highlight that “[q]ueer readings aren’t ‘alternative’ readings, wishful and willful mis-readings, or ‘reading too much into things’ readings. They result from the recognition and articulation of the complex range of queerness that has been in popular culture texts and their audiences all along” (Doty 1997: 16). Doty’s observation is crucial in terms of the connection between queerness and popular culture since it not only refers to the factual existence of queerness in the media, it also takes the audience and the process of reception into consideration.

Since the initial emergence of slash in *Star Trek* fandom (Jenkins 1992: 187), cultural studies scholars and feminists alike have praised this practice of resistant re-writing as a (counter-cultural/feminist) act of active transgression (Russ 1985; Bacon-Smith 1992; Jenkins 1992; Penley 1992), while it has been widely ignored by queer theory and queer culture (Dhaenens/van Bauwel/Biltreyst 2008: 335; Cuntz-Leng 2015: 105).

Since queer re-reading enables us to uncover latent meanings and we are able to comprehend what forms of resistant reorientations slash fans create of a certain text, it is reasonable to bring both strategies together into a productive dialogue that can enable us to more completely understand the (possible) queerness of a pop cultural artifact. And this queerness – as *Harry Potter* may show as a prime example – may be part of the general logic of fantasy. Moreover, not only gender/queer studies but also other scientific fields (e.g., literary, film, and media studies) would benefit from taking fan studies and online slash reception practices into account to receive a more comprehensive overview of current queer discourses surrounding novels, films, TV series, and transmedia franchises.

There may well be many possible starting points for connecting queer reading and slash. In this paper, however, my approach will be theoretically grounded by Wolfgang Iser’s concept of the *Leerstelle* because it is quite useful to describe the constitution of the saga. In *The Act of Reading: A Theory of Aesthetic Response* Iser describes the vagueness of fictional works and discusses the interaction between text and reader. According to Iser, fictional works do not have any fixed true meaning but merely provide a certain framework and a proposition for communication. Meaning itself is created in the act of reading by the imagination of the reader (Iser 1994: 174–177). In this context, *Leerstellen* are of great significance. They can be described as actual markers for the reader to make meaning, as points of entry into the text, and as invitations to fill in the narrative gaps with one’s own imagination. In this sense, narrative gaps do not solely indicate a need for completion but a combinatory imperative that Iser calls “*ausgesparte Anschließbarkeit*” (Iser 1994: 284), that is recessed connectability. Queer reading and slash writing can both be understood as products of this process of making (queer) meaning, which is initiated by the combinatory imperative that in turn is accomplished by the incompleteness of the given fictional world.

When it comes to the portrayal of sexuality, gender, and sexual desire in *Harry Potter*, we can make a distinction between at least three different kinds of gaps in the

narrative that I will call omissions, indeterminacies, and contradictions. They differ as they draw different conclusions from a queer reading and their fannish exploitation through slash fulfills different compensation functions, or, in other words, promises different forms of pleasure to fan writers: completion, specification, or correction.

3.1 Omissions: filling in the gaps

Omissions are actual gaps in the course of the narrative: pauses, ellipses, hiatuses; in film: cuts, fade-outs, pan-shots, black screens (Cuntz-Leng 2015: 115). In serial narratives like *Harry Potter*, the whole progress of the storyline is paused after each episode. These omissions are not only inevitable, they are an essential component of the pleasure of seriality (e.g., by means of the insertion of cliffhangers at the end of an episode as a means to increase suspense). Thus, the periods between the publication of the respective *Harry Potter* books are particularly productive times in which fan fiction flourishes. These gaps in the production process are entry points into the narrative and opportunities for the recipient to continue the story independently with no conflicting “true” story available. Countless alternate versions of the seventh *Harry Potter* book were published on the internet long before the actual release of *Harry Potter and the Deathly Hallows*. But while that may well explain the emergence of fan fiction in general, the gaps in the publication process do not necessarily tell us anything about their queer potential. For this, we have to take a closer look at the omissions that are inserted directly into the episodes. They are filled with the unsaid, the unseen, and the unshowable that provides material for both queer analysis and the realization of slash fantasies.

In *Harry Potter*, the magical world of witches and wizards is itself the most emblematic manifestation of these politics of invisibility. This secondary world is embedded in the gaps of the perceptible Muggle world: Between two ordinary houses, a building and its street number are inexplicably absent and can only be revealed by a magic spell (12 Grimmauld Place); at King’s Cross Station is – unbeknownst to Muggles – an intermediate track number $9\frac{3}{4}$ from which the train to Hogwarts departs; and the quasi-invisible Leaky Cauldron pub is situated right in the middle of London but only magical folk can enter it. In the “real” world, magic is ubiquitous but it remains a non-defined and invisible space for the uninitiated. This dichotomy is not only a major trope in slash fan fiction, the technique of hiding something right under other people’s noses is strongly reminiscent of the era before Stonewall, when gay subculture was *de facto* invisible to the mainstream and at the same time situated right in the middle of everyday life. Back in the 1950s and 1960s, only insiders were able to decipher the codes for gaining access to queer subculture, its clubs and secret meeting-points. This analogy supports the hypothesis that the magical world itself operates as a metaphor for non-heteronormative lifestyles. Bronski writes:

“The interplay between the world of magic and the world of Muggles in the Potter books is identical to how queer historians and sociologists describe the interplay between the closeted gay world and the mainstream world, particularly in the days before the gay-liberation movement. Homosexuals were everywhere, yet heterosexuals usually could not see them. Gay bars looked just like straight bars from the outside. Gay people invented elaborate codes, often in language, dress, and deportment, so they could recognize one another but not be seen as abnormal by the heterosexual—Muggle—world” (Bronski 2003).

Although the analogy seems obvious, it would be more accurate not to use the word “heterosexual” to describe the Muggle world but instead to constitute it as heteronormative, because a general absence of sexuality characterizes both spheres in *Harry Potter*. Sexual desire in general can be regarded as the most striking omission, thousandfoldly compensated by the fantasies in fan writings – not only in slash – that are primarily erotica. Hogwarts headmaster and Harry’s mentor Albus Dumbledore is in this regard a character of particular significance: Subsequent to publication of the last novel and outside of the *Harry Potter* storyworld, Rowling surprised the public by outing Dumbledore as homosexual during a reading session at Carnegie Hall (Pugh 2011: 91). Dumbledore’s sexual orientation has not been a staple in the diegesis. To slash fans, however, his outing did not come as a surprise (Tosenberger 2008b: 200); Tosenberger argues, in reference to Sara Gwenllian Jones, that in the case of Dumbledore’s sexuality, slash fans were able to decipher the intended meaning of the author and therefore became paradoxically what Iser has called the ideal readers of the text. It is important to note that Iser calls the ideal reader a utopian impossibility; hence, the reader and the author can never possess the same code to make meaning of a text (Iser 1994: 52–55). However, the extratextual outing of Dumbledore may put the prevalent perception of slash fans as resistant readers into perspective and position them instead as decoders of latent meanings (Jones 2002: 82; Tosenberger 2008b: 200–201).

There is only little evidence of Dumbledore’s sexual orientation given in the text, no more than “ghostly traces of homosexuality” (Pugh 2011: 93) that are situated in a distant past. Instead, Dumbledore is “almost completely detached from personal desires or at least keeps them tightly under control” (Piippo 2009: 78). But because Dumbledore’s sexual desires are silenced, an omission, one can rethink the conclusion that the slash fan can be perceived as an ideal reader; instead and *vice versa*, it can be argued that Rowling herself became a queer reader of the text, underlining both the silences, ambiguities, and the polysemy of the series and its queer potentials. There is a striking discrepancy between the narrative gap of Dumbledore’s sexuality and Rowling’s firm conviction that he is gay and that his gayness could be deciphered as an unalterable truth. In fact, her intentions concerning Dumbledore’s sexuality may not be questionable. She did, however, fail to communicate them to her audience (Kearle 2009: 155) and chose to leave her text open enough for various interpretations.

In addition to the level of action, the *Harry Potter* movies find unique aesthetic strategies to visually design the absence of sexual desire. In *Harry Potter and the Order of the Phoenix* (David Yates, 2007), Harry kisses someone for the first time. Being in love with Cho Chang for over a year, one might think that this kiss would be an epiphany for Harry, but the romance of the situation suffers from the fact that Cho is crying, still devastated about the tragic loss of her former boyfriend Cedric, who was killed in *Harry Potter and the Goblet of Fire* (Mike Newell, 2005) by one of Voldemort’s henchmen. If you take a closer look, Cedric is still present in the picture, gazing directly into the camera from a photograph that has been pinned to the mirror behind the two teenagers – thus forming an erotic triangle. The kiss is filmed in an unusual, awkward upward tilt of the camera that places the omission in the center between their bodies – only their lips touch. The physical gap between their bodies creates a discord between the imagined eroticism and intimacy of the gesture and its actual realization and effect

(Cuntz-Leng 2015: 199–201). In this context, Hickethier's claim that the film medium only tells and shows what is important to the story and leaves out what is unimportant is moved into perspective (Hickethier 1982: 142): The cinematographic staging of the kiss draws the audience's attention precisely to this nothingness. Sexual desire, or the lack thereof, becomes the focus of attention.

Interestingly, the staging of the absence is revised in *Harry Potter and the Half-Blood Prince* (David Yates, 2009) when Ginny and Harry exchange their first kiss in the very same room where Cho and Harry had. But the interior has completely changed: Instead of a gym it has become a junk room. Ginny asks Harry to close his eyes so as not to be tempted – at first referring only to a magic book she will be hiding in the room. Then she tells Harry that she could stay up here hidden, too, if he wants her to. Harry's eyes are still closed, he does not react to her self-objectification. Ginny kisses him, their lips touching only briefly, and she then simply disappears into nothingness.

More examples of this phenomenon can be found. In a scene in *Harry Potter and the Deathly Hallows: Part II* (David Yates, 2011), right before the final battle against Voldemort, Remus Lupin and his wife Tonks try to reach their hands across to each other, and another physical gap is put into the center of attention. The camera dwells for a crucial, quiet moment on a close-up of the small space between their outstretched fingers that cannot bridge the last gap to provide a comforting touch. Both characters eventually die during the battle; their dead bodies lie next to each other, still not touching.

The execution of these three scenes supports the observation that not only the relationship between Harry and Cho but “all the individual relationships [...] avoid physical contact or any evidence of *sexual* attraction” (Gupta 2009: 129). Instead, they leave gaps that point to a certain ineligibility of heteronormativity and gaps in which the audience can insert their own erotic wish fulfillment fantasies.

3.2 Indeterminacies: specifying potentials

In accordance with Ingarden, Iser and Hickethier both speak of “indeterminacy” in the context of fictional works (Hickethier 1982: 139–143; Iser 1994: 267–280). Indeterminacies, uncertainties, and ambiguities are aspects of the narration that imply contradictions because they are inadequately drafted-out elements of the plot. If an aspect is formulated insufficiently or is under-determined, it evokes a certain inherent instability of the whole fictional world that results in an even higher degree of potential speculation than an omission. Because we know that something is there for a fact, its concrete formulation must be specified during the process of interpretation.

Among the many indeterminacies in *Harry Potter*, I want to single out two: the conception of the hero and the transformation trope. Although we witness Harry's adolescence, his gender, physical maturation, and his libido are insignificant issues. They remain under-determined. As Gallardo and Smith have argued, Harry easily brings concepts of femininity and masculinity into accordance (Gallardo/Smith 2003: 191–199) and declines the attribution of hegemonic masculinity onto himself (Wannamaker 2008: 121) – most deeply symbol-laden in his abdication of the elder wand, the ultimate phallus. That other heroes of the fantasy genre share these attributes with Harry Potter

– Peter Pan and Frodo Baggins, among others – hints at a high degree of queerability of these texts and it may explain the strong attraction of slash writers to the fantastic. Slash fandom makes allowance for the sexual under-determination of the protagonist through a subset of fan stories and fan art that explore Harry’s character as either bisexual, female, and/or transgender, who (magically) switches his gender at will (Cuntz-Leng 2015: 119–123). These stories are a forum in which it is possible to reflect playfully on current gender issues and social norms. When Ron, for example, questions Harry’s gender identity in the fan fiction *And Now For Something Completely Different*, a wise Hermione explains: “He’s all one. um. He’s all very much one thing. [...] his *essence* hasn’t changed, you see. What he is *really*. Like, say, if you used polyjuice to disguise yourself as Harry – you’d still be you” (www.fanfiction.net/s/1241778/1/).

That gender switches are popular in *Harry Potter* slash can further be attributed to the inflationary usage of the transformation trope in the original. *Harry Potter* features lots of physical transformations: for example, animagi characters like Sirius Black, who is both human and dog, and Peter Pettigrew, who is both human and rat, the metamorphmagus Tonks, who can change her physical performance at will, and the werewolves Remus Lupin and Fenrir Greyback. Other transformations are Snape’s drag performance in *Prisoner of Azkaban* (Alfonso Cuarón, 2004), various uses of polyjuice potion from *Chamber of Secrets* (Chris Columbus, 2002) to *Deathly Hallows*, and Voldemort’s rebirth in *Goblet of Fire*, and more subtle double identities (all the DADA teachers (Cuntz-Leng 2013: 172–179) and the so-called “half-breeds” like Hagrid). Hence, masquerade, metamorphosis, and transformation operate as metaphors for queer and transsexual bodies (Chappell 2007: 237; Brandes 2011: 77), the transformation trope is an indeterminacy that highlights the instability of characters, the fluidity of their bodies, and their possibly queer identities. In the world of *Harry Potter*, identity and gender are not unchangeable conditions, they are a process of constant choices and negotiations. This resistance towards definite identity assignments makes both factors of indeterminacy – the instability of the transforming body and Harry’s under-determination – markers for queerness itself. None other than Dumbledore himself has already told us – like a credo for the process of gender, sexuality, and identity formation – that “[i]t is our choices, Harry, that show what we truly are, far more than our abilities” (Rowling 2004: 245).

3.3 Contradictions: making things right

In the chapter on fantasy literature in *Re-reading Harry Potter*, Gupta extensively discusses a paper by John Pennington, who claimed that *Harry Potter* is “failed fantasy” because it does not play by the integral ground-rules of fantasy literature (Gupta 2009: 55–66). According to Gupta, Pennington’s crushing verdict of the saga is the result of a non-critical adherence to Rosemary Jackson’s claim that secondary-world fantasies from *Peter Rabbit* to *The Lord of the Rings* are sentimental and reactionary (Jackson 1989: 155–156). Jackson has argued in this context that precisely this kind of fantasy is characterized by “providing coherence and unity” (Jackson 1989: 156). However, Pennington explains that his “trepidation over the Harry Potter series is founded on the disconnect between what the books attempt to say [...] and how Rowling says them,

a disconnect between form and content” (Gupta 2009: 62). Pennington’s unsettling *Harry Potter* experience, described with the strong attributes of “trepidation” and “disconnection”, contradicts the coherence characteristic. I would agree with Pennington that an unsettling experience of contradictions is in fact at hand in *Harry Potter* as it is at the heart of fantasy in general. However, it is more of a subversive power source than an attempt of restful preservation as Jackson would have argued. Contradictions are an important and subtle element of all kinds of fantasy that have often been overlooked by literary criticism. The breaking of rules is an integral part of the *Harry Potter* narration. The disregard of coherence, the embracing of inconsistencies, contradictions, and implausibilities are not failures, they are the main pleasures and the strength of the series, as well as another important analogy with queerness. What is contradictory is not definite, what is not definite can be queered. Whenever a recipient thinks that something is incoherent or wrong, queer potential can proliferate unhindered.

Contradictions are inconsistencies in the logic of the narrated world. The term “plothole” literally highlights the interruptive quality of textual incoherence. On the one hand, plotholes help the slash fan to more smoothly validate a potentially contradictory interpretation of the narration, a character, or a relationship in the fannish reorientation of the text. On the other hand, inconsistencies create a desire for correction, a desire to repair the damaged credibility of the original source. In other words: They create fantasy (in the sense of “imagination”).

The eight *Harry Potter* movies provide their audiences with numerous occasions in which the dramaturgy of gazes is super-charged with conflicting sexual energies (especially between Harry and Snape (Cuntz-Leng 2013: 178)). Moreover, some contradictions in the characters Remus and Sirius have led to a huge fan debate that I would like to discuss in more detail: “Though Rowling has never made any explicit statements on the topic, many fans defend, passionately, the pairing of Remus Lupin/Sirius Black as canon, a reading which many other fans just as passionately oppose” (Tosenberger 2008a: 187). Tosenberger highlights some aspects that Puppylove slashers use to validate the canonicity of the pairing: their close, long-lasting friendship and their status as shape-shifters. As dog and werewolf they are sexually compatible in both human and animal form (Tosenberger 2008a: 197). Sirius is not attached to any female characters, after decades in prison he straightaway comes looking for Remus (and for Harry as substitute for the deceased James Potter). *Prisoner of Azkaban* provides the viewer with an exceptionally intimate reunion between Remus and Sirius in the Shrieking Shack that is also echoed in a sequence at 12 Grimmauld Place in *Order of the Phoenix*. While their bond seems to be easily eroticized, the relationship between Remus and his later wife Tonks is much less developed in the series. In fact, the introduction of their romantic relationship in *Half-Blood Prince* was quite a surprise, because there had not been any preliminary in-text events that would have endorsed this development. To make matters worse, we see Lupin constantly struggling with his new role: He tries to keep his distance to Tonks in *Half-Blood Prince*, tells her that he is too old, poor, and because of his condition as a werewolf also too dangerous for her. Despite the information that they nevertheless marry, Remus is still ashamed in *Deathly Hallows* and frightened to become the father of their child, and he is determined to leave his heteronormative family without having second thoughts to go instead on the hunt for Voldemort’s hor-

cruxes with Harry and his friends. It is the adolescent Harry who reminds Remus of his responsibilities and refuses to take him along. For sure, it can be argued that the poorly developed, palely staged, and contradictory relationship of Tonks and Remus is the result of Harry's limited perspective on the couple, but it nevertheless raises questions regarding the plausibility of their love and indirectly prompts the recipients to question the true motives of the characters.

Something similar occurs with Harry and Ginny that cannot be downplayed by the restricted viewpoint of the recipient. Although we are well informed about Ginny's affection for Harry that sparked at their first meeting, it is quite odd that her feelings for him can easily be distracted and redirected to other potential partners: She acts as a willing tool for the memory of the young Tom Riddle in *Chamber of Secrets*, as Neville's date at the Yule ball in *Goblet of Fire*, and as loving partner of Michael Corner and Dean Thomas. Particularly with regard to the usual stability, integrity, and exclusiveness of female emotions in romantic relationships in fairy-tales and fantasy (e.g., Wendy's affections for Peter Pan, Arwen's love for Aragorn, Tenar's feelings for Ged in the *Earthsea* novels), Ginny's emotional volatility is disconcerting and lessens the credibility of her interest in the hero. Moreover, it lessens the reliability of a heteronormative life concept in general.

When Harry finally comes to terms with his feelings for Ginny, he may indeed no longer take any interest in other girls, but more contradictions are evoked by the lack of any textual evidence for his attraction to her, paralleled by his increasing obsession with Draco in *Half-Blood Prince* (Cuntz-Leng 2015: 355–358). Although Ginny and Harry are now together on the Gryffindor house team, "Harry, however, had never been less interested in Quidditch; he was rapidly becoming obsessed with Draco Malfoy. Still checking the Marauder's Map whenever he got a chance, he sometimes made detours to wherever Malfoy happened to be, but had not yet detected him doing anything out of the ordinary" (Rowling 2005: 383). It is not surprising that the disparity between Harry's only shallowly drafted-out emotions for Ginny on the one hand and his highly emotionalized and irrational fixation on Draco on the other are grist to the mills of writers and readers of Drarry slash.

4 Conclusion

Kosofsky Sedgwick defines the term "queer" as an "open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning when the constituent elements of anyone's gender, of anyone's sexuality aren't made (or can't be made) to signify monolithically" (Kosofsky Sedgwick 1994: 7). Characterized and enriched by omissions, indeterminacies, and contradictions, *Harry Potter* provides its audience with such an open mesh and must therefore be understood as a queer text in its broadest sense even though openly queer characters and issues are absent. Due to this ambivalence between openness and absence, it is not possible to clarify whether slash is in fact an act of exposing or subverting of meaning. If meaning-making is always the center-piece of the reception process and never part of the actual text, the subversion of a narration is an impossibility by definition. In return, the queer readings by *Harry Potter* slash fans

cannot ultimately show or prove a latent queerness of the *Harry Potter* text, but they do highlight its polysemy, the queerability resulting from the openness of the *Harry Potter* storyworld, and the power of the reader. It is quite striking that *Harry Potter* in fact attracts more queer responses than other pop cultural phenomena (e.g., *James Bond* or *Twilight*). *Harry Potter* slash fan works can be a showcase for the queerness that seems to be a crucial part of the reception of fantasy and in fan discourses.

Today's queer studies primarily focuses on the critical exploration of the ways in which contemporary writers, artists, directors, and producers engage with the opportunities offered by popular fantasy to exceed or challenge gender and sexuality norms, but this is not easy to apply to the case of *Harry Potter*, where queerness is absent yet at the same time queerability is enabled by the high frequency of *Leerstellen*. It is neither important nor definite if fantasy is reactionary or subversive, but one might argue that the *Leerstelle*, like "queerness disrupts [the] narrative equilibrium and sets in motion a questioning of the status quo, and in many cases within fantastic literature, the nature of reality itself" (Benshoff 1997: 5).

The openness of the *Harry Potter* world may parallel Kosofsky Sedgwick's definition of queer, but its conceptual indefiniteness likewise makes the reinforcement of social norms, orders, and hierarchies possible and plausible, as is proven by the "far from-homogenous responses to the series [and] intensely contradictory views" (Ehenn 2011: 232). The more points of entry into the text, the greater the diversity in different readings, interpretations, and reorientations. In this sense, *Harry Potter* takes the path of least resistance toward the mind of the audience. The series reinforces and confirms the values and beliefs of the individual recipient (Cuntz-Leng 2015: 390).

There is a strong analogy to Hollywood cinema in the period between 1934 and 1967 (Benshoff/Griffin 2006: 29–37), when the Hays office controlled and censored the content of movies in regard to profanity, nudity, sodomy, etc. Dhaenens, van Bauwel, and Biltreyst argue that writers of slash fan fiction "approach the textual material in a similar way to how certain queer readers approach classic Hollywood cinema; they deconstruct traditional narratives and reveal the queer from reading between the story lines" (Dhaenens/van Bauwel/Biltreyst 2008: 343). However, these fan writers do not – like queer readers of classical Hollywood cinema – deconstruct what is there, they reflect upon what is irritating and inconsistent because of its absence. According to Doty, who has read movies like *The Wizard of Oz* (Victor Fleming & George Cukor, 1939), *The Red Shoes* (Michael Powell & Emeric Pressburger, 1948), and *Gentlemen Prefer Blondes* (Howard Hawks, 1953) under a 'lavender lens', "classic texts and personalities actually can be more queer-suggestive than 'openly' gay, lesbian, or bisexual texts" (Doty 2000: 1). These movies are not only cult classics to a gay audience. Straight and conservative viewers alike are able to enjoy them to the very same extent. Their queer suggestiveness is the result of a constant under-determination of sexuality. Therefore, queerness is not a necessity, it is an option – an option though that other items of popular culture that openly deal with normative sexuality are unable to provide (again, e.g., *James Bond* or *Twilight*).

In this sense, not only *Harry Potter* but the fantasy genre in general continues the tradition of classical Hollywood cinema of enforcing queer readings and responses by silencing sexuality *in extenso*. At the same time as fantasy blockbusters memorize the

Cinema of Attractions through their spectacular effects, fantasy is the ambassador of Hollywood's nostalgic longing for its "golden years", the last preserver of an innocence long lost. However, given the enormous success of *Game of Thrones* (David Benioff & D. B. Weiss, 2011–) on the small screen, it is unclear how long fantasy cinema will be able to withstand an uprising countertrend of filling the absences in fantasy narrations with sexual and erotic content before the audience does.

References

- Appelbaum, Peter (2003). Harry Potter's world: Magic, technoculture, and becoming human. In Elisabeth E. Heilman (ed.), *Critical Perspectives on Harry Potter* (pp. 25–51). New York: Routledge.
- Bacon-Smith, Camille (1992). *Enterprising Women: Television Fandom and the Creation of Popular Myth*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Barthes, Roland (1987). *S/Z*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Benshoff, Harry M. (1997). *Monsters in the Closet: Homosexuality and the Horror Film*. Manchester: Manchester University Press.
- Benshoff, Harry M. & Griffin, Sean (2006). *Queer Images: A History of Gay and Lesbian Film in America*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Brandes, Kerstin (2011). Queer/ing Kunst und visuelle Kultur. In Martin Schneider & Marc Diehl (eds.), *Gender, Queer und Fetisch: Konstruktion von Identität und Begehren* (pp. 68–90). Hamburg: Männerschwarm.
- Bronski, Michael (2003). Queering Harry Potter. *Z Magazine Online*, 16(9), 1–5.
- Chappell, Shelley B. (2007). *Werewolves, wings, and other weird transformations: Fantastic metamorphosis in children's and young adult fantasy literature* (Dissertation). Sydney: Macquarie University.
- Coppa, Francesca (2006). A Brief History of Media Fandom. In Kristina Busse & Karen Hellekson (eds.), *Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet: New Essays* (pp. 41–59). Jefferson: McFarland.
- Cuntz-Leng, Vera (2011). Frodo auf Abwegen: Das queere Potenzial des aktuellen Fantasykinos. *Zeitschrift für Fantastikforschung*, 1(1), 24–43.
- Cuntz-Leng, Vera (2013). Six Times Trouble: Queering the DADA Teachers. In Luigina Ciolfi & Grainne O'Brien (eds.), *Magic Is Might 2012: Proceedings of the International Conference* (pp. 172–180). Sheffield: Sheffield Hallam University.
- Cuntz-Leng, Vera (2015). *Harry Potter que(e)r: Eine Filmsaga im Spannungsfeld von Queer Reading, Slash-Fandom und Fantasyfilmgenre*. Bielefeld: transcript Verlag. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839431375>
- Dhaenens, Frederik; van Bauwel, Sophie & Biltereyst, Daniel (2008). Slashing the fiction of queer theory: Slash fiction, queer reading, and transgressing the boundaries of screen studies, representations, and audiences. *Journal of Communication Inquiry*, 32(4), 335–347. <http://dx.doi.org/10.1177/0196859908321508>
- Doty, Alexander (1997). *Making Things Perfectly Queer: Interpreting Mass Culture*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Doty, Alexander (2000). *Flaming Classics: Queering the Film Canon*. New York: Routledge.

- Ehnenn, Jill R. (2011). Queering Harry Potter. In Thomas Peele (ed.), *Queer Popular Culture: Literature, Media, Film, and Television* (2nd ed., pp. 229–255). New York: Palgrave Macmillan. http://dx.doi.org/10.1007/978-1-349-29011-6_16
- Fiske, John (1992). The Cultural Economy of Fandom. In Lisa A. Lewis (ed.), *The Adoring Audience: Fan Culture and Popular Media* (pp. 30–49). London: Routledge.
- Gallardo, Ximena & Smith, C. Jason (2003). Cinderella: J. K. Rowling's wily web of gender. In Giselle L. Anatol (ed.), *Reading Harry Potter: Critical Essays* (pp. 191–205). Westport: Praeger.
- Gupta, Suman (2009). *Re-reading Harry Potter* (2nd ed.). London: Palgrave Macmillan.
- Heilman, Elisabeth E. (2003). Blue wizards and pink witches: Representations of gender identity and power. In Elisabeth E. Heilman (ed.), *Critical Perspectives on Harry Potter* (pp. 221–239). New York: Routledge. <http://dx.doi.org/10.1057/9780230279711>
- Hickethier, Knut (1982). Die Pause beim Erzählen: Vom Erzählen und Zuhören. In Johannes Merkel & Michael Nagel (eds.), *Erzählen: Ein Handbuch* (pp. 131–151). Reinbek: Rowohlt.
- Iser, Wolfgang (1994). *Der Akt des Lesens: Theorie ästhetischer Wirkung* (4th ed.). München: Fink.
- Jackson, Rosemary (1989). *Fantasy: The Literature of Subversion* (9th ed.). London: Routledge.
- Jenkins, Henry (1992). *Textual Poachers: Television Fans and Participatory Culture*. New York: Routledge.
- Jenkins, Henry (2006). *Convergence Culture: Where Old and New Media Collide*. New York: New York University Press.
- Jones, Sara G. (2002). The sex lives of cult television characters. *Screen*, 43(1), 79–90. <http://dx.doi.org/10.1093/screen/43.1.79>
- Kebarle, Karen (2009). If Rowling says Dumbledore is gay, is he gay? Harry Potter and the role of authorial intention. In Travis Prinzi (ed.), *Hog's Head Conversations: Essays on Harry Potter* (pp. 141–164). Allentown: Zossima.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (1985). *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: Columbia University Press.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (1994). *Tendencies*. London: Routledge.
- Penley, Constance (1992). Feminism, psychoanalysis, and the study of popular culture. In Lawrence Grossberg, Cary Nelson & Paula Treichler (eds.), *Cultural Studies* (pp. 479–500). New York: Routledge.
- Piippo, Taija (2009). Is desire beneficial or harmful in the Harry Potter series? In Elisabeth E. Heilman (ed.), *Critical Perspectives on Harry Potter: Second Edition* (pp. 65–82). New York: Routledge.
- Pugh, Tison (2011). *Innocence, Heterosexuality, and the Queerness of Children's Literature*. New York: Routledge.
- Pugh, Tison & Wallace, David L. (2006). Heteronormative heroism and queering the school story in J. K. Rowling's Harry Potter series. *Children's Literature Association Quarterly*, 31(3), 260–281. <http://dx.doi.org/10.1353/chq.2006.0053>
- Rowling, Joanne K. (2004). *Harry Potter and the Chamber of Secrets* (adult edition). London: Bloomsbury.
- Rowling, Joanne K. (2005). *Harry Potter and the Half-Blood Prince* (adult edition). London: Bloomsbury.

- Russ, Joanna (1985). *Magic Mommas, Trembling Sisters, Puritans & Perverts: Feminist Essays*. Trumansburg: The Crossing Press.
- Ryan, Marie-Laure (2014). Story/worlds/media: Tuning the instruments of a media-conscious narratology. In Marie-Laure Ryan & Jan-Noel Thon (eds.), *Storyworlds Across Media: Toward a Media-Conscious Narratology* (pp. 25–49). Lincoln/London: University of Nebraska Press.
- Tosenberger, Catherine (2008a). Homosexuality at the online Hogwarts: Harry Potter slash fanfiction. *Children's Literature*, 36, 185–207. <http://dx.doi.org/10.1353/chl.0.0017>
- Tosenberger, Catherine (2008b). Oh my God, the fanfiction! Dumbledore's outing and the online Harry Potter fandom. *Children's Literature Association Quarterly*, 33(2), 200–206. <http://dx.doi.org/10.1353/chq.0.0015>
- Wannamaker, Annette (2008). *Boys in Children's Literature and Popular Culture: Masculinity, Abjection, and the Fictional Child*. New York: Routledge.
- Willis, Ika (2006). Keeping promises to queer children: Making space (for Mary Sue) at Hogwarts. In Kristina Busse & Karen Hellekson (eds.), *Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet: New Essays* (pp. 153–170). Jefferson: McFarland.

Author's details

Vera Cuntz-Leng, Dr. phil., postdoctoral research fellow at the Department of Media Studies at the University of Marburg and Chief Editor of the academic journal *MEDIENwissenschaft*. Research focus: gender/queer studies, film, and fan studies.

E-Mail: cuntzlen@staff.uni-marburg.de

Blockierter Kulturwandel: Geschlechterpolitik im Finanzmarktkapitalismus

Zusammenfassung

Der Beitrag fragt auf der Basis einer empirischen Fallstudie in der Landesbank Berlin nach Ansatzpunkten und Barrieren für die Durchsetzung von mehr Geschlechtergerechtigkeit im Bankensektor. In einer integralen Perspektive auf Erwerbsarbeit und Leben werden sowohl strukturelle Bedingungen betrieblicher Gleichstellungspolitik und Organisationsentwicklung als auch Geschlechterarrangements und subjektive Handlungsorientierungen der von uns befragten Führungskräfte rekonstruiert. Unsere These lautet, dass insbesondere weibliche, zunehmend aber auch jüngere männliche Führungskräfte eine „reflexive Karriereorientierung“ ausbilden, innerhalb derer ein stärker egalitäres Geschlechterverhältnis sowie persönliche Gestaltungsspielräume in- und außerhalb der Erwerbsarbeit eingefordert werden. Daraus könnten neue Interessenkoalitionen für eine bessere betriebliche Anerkennung von Reproduktionsbedürfnissen erwachsen. Allerdings bleiben diese geschlechterpolitischen Potenziale angesichts des hohen Rendite- und Kostendrucks im chronisch krisenhaften Finanzmarktkapitalismus bisher blockiert.

Schlüsselwörter

Gleichstellung, Vereinbarkeit, Bankensektor, Führungskräfte, reflexive Karriereorientierung, Finanzmarktkapitalismus

Summary

Blocked cultural change: Gender politics in financial market capitalism

Based on an empirical case study conducted in the Landesbank Berlin, this article seeks to uncover starting points for and barriers to enforcing gender equality in the banking sector. Taking a holistic perspective of gainful work and life, the structural conditions of in-company gender-equality politics and organizational development are reconstructed, as are the gender arrangements and subjective orientations of polled executives. Our thesis is that female executives in particular, but increasingly also young male executives, are developing a “reflexive career orientation” within which they are demanding more gender equality and personal scope to shape their life at work and outside of work. The result could be new coalitions within companies for gaining better recognition of reproductive needs. However, these potentialities for gender politics are still blocked in the face of strong pressure to cut costs and generate income in a financial market capitalism which is constantly in crisis.

Keywords

gender equality politics, compatibility, banking sector, executives, reflexive career orientation, financial market capitalism

1 Einleitung

Die Debatten zum Thema Gleichstellung haben in den vergangenen Jahren an Breite und Intensität gewonnen. Besonders Großunternehmen kommen kaum mehr umhin, sich des Themas anzunehmen.¹ Neben normativen spielen dabei ökonomische Argumente eine

1 Verstärkt wird der Handlungsdruck durch das im Januar 2016 in Kraft getretene „Gesetz zur gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern an Führungspositionen“. Es legt u. a. eine verbindliche Frauenquote von 30 Prozent in den Aufsichtsräten von rund 100 börsennotierten und voll mitbestimmungspflichtigen Unternehmen fest.

zentrale Rolle: Mehr Frauen in Führungspositionen zu bringen wird in Personalmanagementkreisen, Wirtschaftspresse und Teilen der Politik regelmäßig als Voraussetzung für eine Modernisierung der Unternehmenskultur und damit als Schlüssel für eine langfristige Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit genannt (Lindstädt/Wolff/Fehre 2011).

Diese seit ca. 2010 zu beobachtende Verschiebung im öffentlichen Diskurs insbesondere der Wirtschaftseliten könnte aus Sicht einer am Prinzip der Geschlechtergerechtigkeit orientierten Forschung zunächst optimistisch stimmen. Tatsächlich werden – vor dem Hintergrund der langfristig zunehmenden Erwerbsbeteiligung und Höherqualifikation von Frauen – vielfach Aspekte eines Strukturwandels von Arbeit und Führung beschrieben, die gleichstellungspolitischen Zielen prinzipiell förderlich sein könnten. So argumentieren etwa Boes et al. (2014) auf der Basis umfangreicher qualitativer Untersuchungen, die Informatisierung der Arbeit nivelliere tendenziell die Bedeutung des Faktors Geschlecht im Arbeitsleben. Es komme zu einer Versachlichung von Personalentscheidungsprozessen. Zudem eröffne die wachsende Betonung von „Beziehungsmanagement“ als Anforderung an Führungskräfte neue Karriereperspektiven für Frauen. Die Flexibilisierung von Arbeitszeit und -ort schließlich biete Chancen auf mehr Zeitsouveränität und bessere Vereinbarkeit. Damit öffne sich ein „historischer Möglichkeitsraum“, mehr noch: Es zeichne sich eine Entscheidungssituation ab. Viele Großunternehmen hätten dies erkannt und gingen das Thema durch eine systematische Frauenförderung und einen Umbau der Karrierestrukturen ganzheitlich an. Zwar machen Boes et al. (2014) auch entgrenzte Verfügbarkeitserwartungen der Betriebe als Hemmfaktor aus und werfen die Frage auf, ob Frauen die neuen Karrierechancen unter diesen Bedingungen überhaupt nutzen wollen. Insgesamt entsteht aber das Bild eines Aufbruchs. Die besonders von erfahrenen Gleichstellungsexpert_innen in den Betrieben formulierte Skepsis, wonach der demonstrative Aktivismus vieler Unternehmensleitungen eher als opportunistische Reaktion auf den gewachsenen öffentlichen Druck und damit womöglich nur als vorübergehendes Strohfeuer zu werten sei, wird von den Autor_innen jedenfalls nicht geteilt (Boes et al. 2014: 24).

Andere Studien betonen dagegen alte und neue Mechanismen der Reproduktion von Geschlechterungleichheit in der Arbeitswelt. Funken/Stoll/Hörlin (2011) kommen zu dem Ergebnis, dass gerade das „Kompetenz-Paradigma“, das in informatisierten Wissensökonomien zunehmend vorherrsche und im Vergleich zu formalisierten Leistungsnormen stärker auf persönliche – und damit implizit immer auch geschlechtlich konnotierte – Selbstdarstellungsfähigkeiten abhebe, zu einer fatalen Gleichzeitigkeit von De-Thematisierung und Aufrechterhaltung von Geschlechterungleichheit führe. Sozialkompetenz werde zwar als „semantische Klangwolke“ (Prisching 2003: 54) inszeniert und in der konkreten Teamarbeit auch abgefordert. Die überwölbende ökonomische Handlungslogik und die Anforderungen eines Aufstiegs in höhere Führungspositionen seien aber so stark von Prinzipien der Konkurrenz und Profitabilität dominiert, dass nach wie vor eher männlich konstruierte Verhaltensattribute zum Erfolg führten (Funken/Stoll/Hörlin 2011: 187).

Einschlägige Führungskräftestudien weisen zudem darauf hin, dass die Norm sehr langer Arbeitszeiten, allen Vereinbarkeitsdebatten zum Trotz, in der Praxis bisher kaum infrage gestellt wird (Kotthoff/Wagner 2008: 184ff.). Generell lässt sich konstatieren, dass die Tendenz zur Entgrenzung von Erwerbsarbeit heute eine entscheidende Barriere

re auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit darstellt, da unbezahlte Reproduktionsarbeiten zwischen Frauen und Männern weiterhin höchst ungleich verteilt sind. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang, dass die Geschlechterforschung in den letzten Jahren eine ihrer klassischen Grundeinsichten wieder verstärkt herausgearbeitet hat: In modernen kapitalistischen Gesellschaften basiert die Geschlechterungleichheit wesentlich auf der systematischen Dominanz von Verwertungsinteressen gegenüber Care-Tätigkeiten – unabhängig davon, ob diese als unbezahlte Arbeit in die Familiensphäre ausgelagert oder, etwa im Zuge einer Privatisierung sozialstaatlicher Daseinsfürsorge, kommodifiziert werden (Nickel/Hüning 2008; Soiland 2009). Selbst der modische Diskurs rund um die These „Frauen führen besser“ kann ein „gleichstellungspolitisches ‚Danaergeschenk‘“ (Krell 2012: 22) sein, sofern er traditionelle Stereotypisierungen bestärkt, grundlegende Strukturen und Machtspiele der Wirtschaft, die es zu verändern gälte, aber unthematisiert lässt.²

Die auffällig kontrastierenden Befunde von Aufbruch und Stagnation oder gar Rückschritt beim Thema Gleichstellung sollen im Folgenden durch eine Analyse der geschlechterpolitischen Konfliktlagen und Aushandlungsprozesse in einem Unternehmen des Bankensektors, namentlich der Landesbank Berlin (LBB), exemplarisch diskutiert und differenziert werden.³ Durch die vertiefende Rekonstruktion eines Betriebsfalles ist es möglich, Geschlechterpolitik als integralen Bestandteil der Organisations- und Branchenentwicklung in den Blick zu nehmen. Dabei werden struktur- und handlungstheoretische Perspektiven wechselseitig verschränkt und auch Lebensbereiche jenseits der Erwerbsarbeit mit betrachtet. Dies ist entscheidend, da Geschlechterungleichheit wesentlich auf den unterschiedlichen Verpflichtungsbalancen im Bereich der individuellen und sozialen Reproduktion, etwa in der Verteilung familiärer Sorgearbeit, basiert (Jürgens 2012). Wir fassen daher nicht nur die Wirkung gleichstellungspolitischer Maßnahmen und betrieblicher Rationalisierungsstrategien ins Auge, sondern ebenso die mikropolitische Arena alltäglicher Aushandlungsprozesse – und damit die Handlungsorientierungen, Ansprüche und sozialen Reproduktionszusammenhänge weiblicher und männlicher Führungskräfte. Letztere sind nicht nur Betroffene des Wandels von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen, sondern – besonders auf den höheren Hierarchieebenen – als relativ gestaltungsmächtige Akteure im Betrieb auch (mehr oder weniger bewusste) Strukturgeber_innen dieser Prozesse. Für die Entwicklung arbeitspolitischer Strategien zugunsten eines Abbaus der Geschlechterungleichheit und für eine verbesserte Anerkennung von Reproduktionsinteressen der Beschäftigten ist insofern die Frage zentral,

2 Diese kritischen Einschätzungen zum aktuellen Wandel von Arbeit und Geschlecht korrespondieren mit Beobachtungen eines geschlechterpolitischen Backlash in Teilen der Gesellschaft, besonders auffällig im Umfeld rechtspopulistischer Parteien und Bewegungen (Hark/Villa 2015). Die zugrunde liegenden autoritären Einstellungsmuster und Identitätskonstruktionen lassen sich unseres Erachtens als reaktionäre Verarbeitungsformen von Krisen der sozialen Reproduktion begreifen. Diese entstehen vor allem als Folge einer zunehmenden Vermarktlichung des Alltagslebens (Lill 2015: 24ff.).

3 Die vorgestellten Ergebnisse gehen auf eine von der Hans-Böckler-Stiftung unter dem Titel „Frauen in Führungspositionen?“ geförderte Betriebsfallstudie zurück. Die Erhebungen fanden in den Jahren 2012 und 2013 statt, die Analyse bezieht sich auf den Zeitraum seit 2001. Die empirische Basis bildeten 18 ca. zweistündige, leitfadengestützte und themenzentrierte Interviews mit Führungskräften, betrieblichen Expert_innen und Arbeitnehmervertreter_innen. Zudem wurden betriebliche Dokumente und soziodemographische Datensätze ausgewertet (Nickel et al. 2015).

ob sich innerhalb dieser Gruppe Anknüpfungspunkte für progressive Bündnisse – etwa mit Arbeitnehmer_innenvertretungen und Gleichstellungsexpert_innen – finden lassen.

Unsere These lautet: Solche Ansatzpunkte ergeben sich vor allem aus einer „reflexiven Karriereorientierung“ (Fahrenholz/Meißner 2003), die normativ am Ziel eines ausgeglichenen und als sinnhaft erlebten Gesamtlebenszusammenhangs festhält. Diese gegenüber den vorgefundenen betrieblichen Karriereanforderungen kritische Haltung konnte bereits in einer früheren Untersuchung für weibliche Nachwuchsführungskräfte nachgewiesen werden (Nickel/Fahrenholz/Meißner 2002). Sie zeigte sich im Rahmen der neuen Studie aber in Ansätzen auch bei einem Teil der männlichen Führungskräfte. Die daraus erwachsenden Potenziale für eine Einforderung und Gestaltung geschlechtergerechter Arbeitsbedingungen wurden im zurückliegenden Jahrzehnt unter den Bedingungen permanenter Reorganisation und Krise im Bankensektor allerdings massiv ausgebremst durch kurzfristige, kosten- und renditeorientierte Strategien der Unternehmenssteuerung.

Um diese Einschätzung zu begründen, soll in einem ersten Schritt der Zusammenhang zwischen kapitalmarktorientierter Leistungssteuerung und Verfestigung männlicher Dominanz in den Banken umrissen werden (Kapitel 2). Darauf aufbauend werden am Fallbeispiel der LBB die unternehmensseitigen Maßnahmen zur Frauenförderung und zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie einer kritischen Analyse unterzogen (Kapitel 3). In einem vierten Schritt werden die auf Arbeit und Leben bezogenen Handlungsorientierungen weiblicher und männlicher Führungskräfte rekonstruiert (Kapitel 4). Abschließend kommen wir auf die eingangs skizzierten kontroversen Einschätzungen zum Wandel von Arbeit und Geschlecht zurück, um sie auf der Basis unserer empirischen Befunde zu diskutieren (Kapitel 5).

2 Kapitalmarktorientierte Leistungssteuerung und männliche Dominanz im Bankensektor

Die gleichstellungspolitische Bilanz der Finanzdienstleistungsbranche fällt noch ernüchternder aus als die der deutschen Wirtschaft insgesamt.⁴ Obwohl 2014 57 Prozent aller Beschäftigten im Bankensektor Frauen waren, stellten sie nur 27 Prozent der Führungskräfte (Holst/Busch-Heizmann/Wieber 2015: 129). Der Gender Pay Gap ist unter Beschäftigten von Banken und Versicherungen mit 31 Prozent höher als in jeder anderen in den DIW-Untersuchungen aufgeführten Branche. Selbst unter leitenden Angestellten beläuft sich die Verdienstlücke noch auf 27,5 Prozent (Holst/Kirsch 2016: 47). Das kann bei einer näheren Betrachtung der horizontalen Geschlechtersegregation nicht überraschen: In den Segmenten des Bankgewerbes, die sich durch besonders hohe Einkommen auszeichnen, namentlich im Kapitalmarkt- und Immobiliengeschäft, sind überdurchschnittlich viele Männer beschäftigt. Im direkten Kundenkontakt

4 Die Analysen, die das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) auf der Basis der Mikrodaten des sozioökonomischen Panels (SOEP) liefert, dokumentieren eine nur sehr moderat ansteigende und in den letzten Jahren sogar stagnierende Entwicklung des Frauenanteils in Führungs- und hoch qualifizierten Fachpositionen der Privatwirtschaft: 2001 betrug ihr Anteil demnach 22 Prozent, bis 2013 erhöhte er sich auf 29 Prozent. Ende 2014 waren nur 5,4 Prozent der Vorstände der 200 größten Unternehmen in Deutschland weiblich (Holst/Busch-Heizmann/Wieber 2015).

in den Filialen sowie in der einfachen Sachbearbeitung im Backoffice, das heißt auf den geringer entlohnenden Stellen mit meist eng begrenzten Gestaltungs- und Aufstiegschancen, arbeiten dagegen überdurchschnittlich viele Frauen. Diese branchentypische Geschlechtersegregation fanden wir auch im Falle der von uns untersuchten LBB. Dabei zeigte sich im Rückblick auf die vergangene Dekade nicht nur eine überproportionale Betroffenheit weiblicher Beschäftigter bei Personaleinschnitten und Auslagerungen. Vielmehr ließen sich sogar Rückgänge des Frauenanteils auf den mittleren Führungsebenen konstatieren (Nickel et al. 2015: 94ff.).

Angesichts solcher Befunde stellt sich die Frage nach den Ursachen für die Persistenz männlicher Vorherrschaft im Bankensektor in besonders prägnanter Weise. Nach unserer – hier nur in aller Kürze zu umreißen – Einschätzung ist das Ausbleiben nennenswerter Fortschritte bei der Gleichstellung nicht allein eine Folge verschleppter Modernisierungsprozesse, sondern Ausdruck einer spezifischen Entwicklungsdynamik des Finanzmarktkapitalismus. Die in Deutschland seit den 1990er Jahren forcierte Deregulierung der Finanzmärkte bildete nicht nur gesamtgesellschaftlich einen wesentlichen Katalysator für Prozesse der Vermarktlichung und Privatisierung (Dörre/Brinkmann 2005) – und damit letztlich für die Zunahme von Krisensymptomen im Bereich der sozialen Reproduktion (Jürgens 2013). Sie hatte auch weitreichende Auswirkungen auf die Leistungsregime und Arbeitskulturen in den Banken. Geschlechterungleichheit wurde dabei auf betrieblicher Ebene tendenziell stabilisiert.

Das gilt zunächst in besonders auffälliger Weise für den Bedeutungszuwachs einer hegemonial männlich konstruierten Arbeits- und Erfolgskultur im Bereich des spekulativen Investmentbankings: Was Ingrid Kurz-Scherf als „Monopoly-Kapitalismus“ (Kurz-Scherf 2009) charakterisiert, ist im Zuge der globalen Finanzkrise auch in der Öffentlichkeit vielfach als ein „Reservat“ traditioneller „Alphamännlichkeit“ beschrieben und kritisiert worden (Wichterich 2010). In diesem Teil der Bankenwelt existiert eine besonders harte Konkurrenzkultur mit oft exzessiv langen Arbeitszeiten und einer charakteristischen Verengung von Anerkennungsnormen auf die Generierung hoher Einkommen und materieller – oft auch sexistisch konnotierter – Statussymbole (Honegger/Neckel/Magnin 2010).

Das betrifft zwar vornehmlich den Kapitalmarktbereich und Teile des Topmanagements der Großbanken. Das wachsende Gewicht des Wertpapierhandels hatte, im Verbund mit dem zunehmenden Kostendruck infolge der Internationalisierung und Digitalisierung des Bankgewerbes, jedoch weitreichende Folgen für die Branche insgesamt: Die inzwischen geläufige Rede von der „Finanzindustrie“ verweist darauf, dass die Vertriebsstrukturen zugunsten einer standardisierten Detailsteuerung und eines offensiven Absatzes von Wertpapierprodukten umgebaut wurden (Breisig et al. 2010; Kotthoff/Wagner 2008: 55).⁵ Die Vermarktlichung der internen Leistungssteuerung durch Kennziffern und Renditevorgaben verband sich mit einer „subjektivierten Taylorisierung“ (Matuschek/Arnold/Voß 2006) der kundennahen – und mehrheitlich von Frauen getätigten – Dienstleistungen. Die Arbeit in den Filialen wurde, gestützt auf digitale Technolo-

5 Das gilt in unterschiedlich ausgeprägtem Maß für die drei Sektoren des deutschen Bankenwesens (Privatbanken, öffentlich-rechtliche Landesbanken und Sparkassen sowie Genossenschaftsbanken). Auch in der Berliner Sparkasse, die das Filialgeschäft des LBB-Konzerns betreibt, haben sich die verkaufsorientierten Vertriebsstrategien durchgesetzt (Nickel et al. 2015).

gien, einer rigiden Zielkontrolle und Vorstrukturierung unterworfen und tendenziell von Beratung auf Verkauf umorientiert. Dabei werden, dem eingangs zitierten „Kompetenz-Paradigma“ entsprechend, zwar personale – und weiterhin eher Frauen zugeschriebene – Eigenschaften wie die Fähigkeit zur empathischen Gesprächsführung und Selbstdarstellung von den Kundenberater_innen abgefordert, zugleich aber hochgradig reguliert und hierarchisch überwacht.

Damit verbinden sich nicht nur verbreitete Entfremdungs- und Überlastungserfahrungen für die Masse der Beschäftigten (Breisig et al. 2010). Der Umbau der betrieblichen Leistungs politik wirkt auch gleichstellungspolitisch kontraproduktiv, weil die Dequalifizierung der Arbeit in den Filialen – und damit die Entwertung des dort existierenden Erfahrungswissens über Kundenbedürfnisse und soziale Rahmenbedingungen des Retailbankgeschäfts – es deutlich schwerer macht, aus dem weiblich segregierten Vertrieb heraus in Fach- und Führungspositionen der Zentrale aufzusteigen. Hinzu kommt, dass sich die auf den mittleren und höheren Hierarchieebenen nach wie vor von Männern dominierte Führungskultur durch diese auf Standardisierung und Intensivierung der Arbeit gerichteten Rationalisierungsstrategien tendenziell in Richtung einer straffen Top-down-Steuerung entwickelt hat (Nickel et al. 2015). Wie in Kapitel 4 näher ausgeführt wird, erscheint eine Aufstiegskarriere vielen ambitionierten Frauen unter diesen Bedingungen offenbar als wenig attraktiv.

Für geschlechtergerechte Arbeitspolitik kommt erschwerend hinzu, dass die Arbeitszeitnormen vor dem Hintergrund des starken Kostendrucks und eines nahezu kontinuierlichen Abbaus von Personal in den Banken keine sonderlich günstigen Voraussetzungen für Vereinbarkeit schaffen. Die Normalarbeitszeiten sind mit einem Medianwert von 39 bis 40 Wochenstunden im Bankensektor überdurchschnittlich lang und verglichen mit anderen Branchen wollen besonders viele Beschäftigte eigentlich weniger arbeiten. Die Teilzeitquote ist, trotz des hohen Frauenanteils unter den Beschäftigten, unterdurchschnittlich (Frank et al. 2014: 21).

Diese restriktiven Rahmenbedingungen bilden die Hintergrundfolie für die nachfolgende Analyse der gleichstellungspolitischen Erfahrungen und Handlungsorientierungen von Führungskräften in der LBB. Die empirische Basis bilden hierbei die inhaltsanalytisch ausgewerteten Interviews mit Führungskräften, betrieblichen Expert_innen und Arbeitnehmervertreter_innen.

3 Frauenförderung und Vereinbarkeitspolitiken: Fortschritte, Widersprüche und Blockaden

Gleichstellung als normatives Ziel von Unternehmenspolitik umfasste in der LBB stets zwei Politikfelder: Frauenförderung und betriebliche Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Leben.

3.1 Betriebliche Gleichstellungspolitik als Frauenförderung

Die Betonung von *Gleichstellung als Frauenförderung* ist in der LBB die Folge einer institutionellen und rechtlichen Kontinuität, die während der Restrukturierungen von ei-

nem öffentlich-rechtlichen zu einem privatwirtschaftlich geführten Unternehmen gegen Widerstände von der Berliner Landespolitik durchgesetzt werden konnte.⁶ Allerdings verstehen die Interviewten Frauenförderung deutlich in einem kapitalverträglichen Sinne auch als humanressourcenorientierte Verwertungsstrategie.

Die Sicherung von Gleichstellungsstandards wird auch als politischer Erfolg einer starken Frauenbeauftragten bewertet, die durch persönliches Engagement in Betriebs- und Aufsichtsrat und durch geschickte Vernetzung den Restrukturierungsprozess aktiv mitgestaltet. Gleichwohl kämpft sie in dem privatisierten Unternehmen immer wieder auch gegen ein Negativimage als bürokratische Bremserin an. Eine erhöhte Akzeptanz bringt ihr der Einsatz für geschlechterübergreifende Interessen, zu denen Familienbelange und Vereinbarkeitsfragen zählen, Themen also, die zunehmend auch junge Väter ansprechen.

Als wichtige Unterstützung für die Gleichstellungspolitik im Unternehmen betonen die befragten Führungskräfte das persönliche Engagement ihres neuen Vorstandsvorsitzenden, der sich bereits seit 2009 für die Aufnahme von Gleichstellung in den Zielkatalog des Unternehmens einsetzt. Gleichwohl hat sich zum Zeitpunkt der Befragung ein nachhaltiges Verständnis von Frauenförderung als zentrale Führungsaufgabe und breit akzeptierte Unternehmenskultur in den nach wie vor männlich dominierten Führungsetagen noch immer nicht durchgesetzt. Entsprechend bleibt für die Frauenbeauftragte die Implementierung von Frauenförderung als Querschnittsthema und die Verbindung der einzelnen Maßnahmen zu einer integrierten und kontinuierlichen Strategie der Führungskräfteentwicklung ein Fernziel.

Als zentrales Instrument der Frauenförderung wird das Mentoringprogramm für weibliche Nachwuchsführungskräfte angeführt, das nach einem Pilotdurchlauf in einem überarbeiteten Format 2011 startete: 28 weibliche Mentees wurden in zwei Gruppen über die Dauer von einem Jahr von je einem Mentor bzw. einer Mentorin betreut. Neu war vor allem die Einführung einer sogenannten *weichen Quote* als Erfolgskontrolle, nach der 50 Prozent der Mentees innerhalb von drei Jahren um eine Führungsebene aufgerückt sein sollten. Aus Sicht der befragten Mentor_innen trägt das Programm vor allem zu einer verbesserten Sichtbarkeit des weiblichen Führungskräfte nachwuchses im Unternehmen bei, während die Mentees es als Raum zur Entwicklung und Erfahrung der eigenen Fähigkeiten und als Möglichkeit zur kollegialen Vernetzung schätzen. Allerdings bleiben die Mentees in den durch Zufallsauswahl zusammengestellten Tandems der Kontingenz persönlicher Beziehungen ausgesetzt. In diesem Fall bilden nicht die direkten Vorgesetzten, sondern die meist männlichen Mentoren das persönliche Nadelöhr zum Aufstieg. Kritisiert wird darüber hinaus die intransparente Auswahl der Mentees, das Image der „Quotenfrau“, das den Mentees als spezifisch Geförderte anhaftet, sowie die oft zweifelhafte Genderkompetenz der Mentor_innen, also das Fehlen einer hinreichenden Sensibilität gegenüber geschlechtsbezogenen Diskriminierungsformen.

6 Die LBB war Teil der Berliner Bankgesellschaft, die infolge spekulativer Immobilien- und Kapitalmarktgeschäfte 2001 in eine schwere Krise geriet und nur durch öffentliche Beihilfen und Bürgschaften gerettet werden konnte. Die Bankgesellschaft wurde in den Folgejahren unter EU-Auflagen saniert, zerlegt und privatisiert. Die LBB wurde 2007 an den Deutschen Sparkassen- und Giroverband (DSGV) verkauft und wird seit 2013 zur Berliner Stadtparkasse zurückgebaut. Das Unternehmen ist Marktführer in der Region Berlin-Brandenburg und beschäftigte zum Zeitpunkt der Untersuchung rund 4 500 Mitarbeiter_innen. Zu den einzelnen Phasen der Restrukturierung siehe Nickel et al. (2015).

Unter den Führungskräften der LBB wird mittlerweile eine, möglicherweise durch gesellschaftliche Diskurse und politische Gesetzesinitiativen induzierte Quotendebatte geführt. Obwohl sich der Vorstand zum Befragungszeitpunkt offiziell noch immer gegen eine Quotenregelung für Frauen in Führungspositionen stemmt, wird ein Mentalitätswandel unter den Führungskräften bemerkt. Immer mehr jüngere Männer zeigen sich einer Quotenregelung gegenüber zumindest verbal aufgeschlossen, und selbst ältere Kollegen sprechen von einem persönlichen Einstellungswandel in dieser Frage: „*Wir sind ja auf dem Lernpfad. Also wenn ich heute sage, ich bin heute für die Quote, das habe ich vor einem Jahr nicht gesagt. Da habe ich gesagt: Auf keinen Fall, nein*“ (Bereichsleiter 813). Neben dieser Quotenrhetorik lassen sich jedoch noch immer erhebliche Widerstände vernehmen, die eine Quotierung einseitig als Nullsummenspiel interpretieren, bei dem eine Seite nur so viel gewinnen kann, wie die andere verliert. So wird die Sorge artikuliert, „*dass eben Top-Nachwuchskräfte der männlichen Art uns darüber [...] verlassen*“ (Bereichsleiter 820). Auffällig ist die verbreitete Blindheit gegenüber strukturell verankerten Diskriminierungen, die sich in der Anrufung eines scheinbar geschlechtsneutralen Leistungs- und Präsenziideals zeigt, welches völlig von außerbetrieblichen Bedürfnissen absieht. Auch häufig bemühte Bezüge auf biologistische, klischeehafte und teils sogar sexistische Interpretationsmuster von Geschlechterdifferenz verweisen auf das dringende und noch kaum gelöste Qualitätsproblem des unternehmensinternen verfügbaren Geschlechterwissens.

3.2 Betriebliche Vereinbarkeitspolitiken

Betriebliche Vorkehrungen zur besseren *Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Leben* stehen, wie bereits angesprochen, auch in der LBB unter dem Druck marktgetriebener Rationalisierung, die dazu tendiert, reproduktive Erfordernisse aus dem Verantwortungsbereich der Unternehmensführung zu externalisieren und ins Private zu delegieren. Zwar ist der Anspruch auf Arbeitszeitreduktion mittlerweile durch eine Betriebsvereinbarung geregelt, doch kollidiert die praktische Umsetzung oft mit den Anforderungen einer Arbeitsorganisation, die streng auf die Reduktion von personellen Redundanzen ausgerichtet ist. Dies zeigt sich in unserer Untersuchung besonders akut im dezentralen Vertrieb in den Privatkunden-Centern, aber durchaus auch auf höheren Führungsebenen. So weist die betriebswirtschaftlich berechnete Besetzungstärke in den Stellenplänen lediglich abstrakte Mitarbeiter_innenkapazitäten (MAK) als Kennziffer aus. Die widersprüchlichen Verfügbarkeitszwänge von realen Teilzeitarbeitskräften und die unterschiedlichen, teils konträren Zeitstrukturen betrieblicher und privat-familiärer Belange lassen sich damit aber nicht abbilden. Nach Jahren der Rationalisierung ist die Personalausstattung zu dünn geworden, um autonome Zeitflexibilität zu ermöglichen: „*Es gibt keinen Puffer in diesem Stellenplan [...]. Zwei Teilzeitkräfte sind eine Ganztagskraft, das funktioniert auch nicht. Weil da braucht man schon noch mal ein bisschen Puffer*“ (Gruppenleiterin 818).

Dabei zeigen sich insbesondere weibliche Führungskräfte durchaus aufgeschlossen für Teilzeit-Arbeitsmodelle auch in Führungspositionen: „*Muss das denn ein 24-Stunden-Job sein? [...] Kann man diese Aufgaben nicht einfach auch ein bisschen splitten und verteilen?*“ (Bereichsleiterin 814). Zugleich sehen sie sich unter dem Druck hoher Verfügbarkeits- und Präsenznormen einer am traditionellen männlichen Normalarbeit-

nehmer ausgerichteten Führungskultur. Diese Normen haben sie teilweise selbst verinnerlicht und geraten dadurch in eine Doublebind-Situation.

Darüber hinaus steht eine ausgeprägte Leistungsorientierung – messbar „nach dem abzuliefernden Ergebnis“ (Bereichsleiter 820) – bei den Auswahlverfahren für Nachwuchsführungskräfte ab der dritten Führungsebene klar im Vordergrund. Eine neuere Entwicklung scheint zu sein, dass auch immer mehr männliche Führungskräfte insbesondere der jüngeren Jahrgänge die damit verbundenen persönlichen Kosten hinterfragen. Nicht nur haben sich die Arrangements innerfamiliärer Arbeitsteilung transformiert und diversifiziert, sodass sich die normativen Erwartungen an das Geschlechterverhältnis verändert haben. Auch die mit den Arbeitszeit-Entgrenzungen einhergehenden gesundheitlichen Risiken und Einschränkungen der Lebensqualität werden von immer mehr Männern kritisch reflektiert.

Führungskräfte können sich offenbar nur bedingt auf die geltende Betriebsvereinbarung zur Arbeitszeitreduktion stützen. Für sie gilt ein informeller Comment der Discretion in diesen Fragen, der statt offener Einforderung von Ansprüchen die individuelle Aushandlung mit den direkten Vorgesetzten verlangt, was bisweilen in arbeitsrechtliche Grauzonen führt. Dies ermöglicht individuelle Lösungen für Verhandlungsstärke, erhöht jedoch zugleich die persönliche Abhängigkeit. Auch wird der Aushandlungsspielraum für mehr Zeitautonomie, kollegiale Vertretungslösungen und Homeoffice-Zeiten, die ein bedarfsgerechtes Vereinbarkeitsmanagement in individueller Regie wesentlich erleichtern könnten, durch die stark verankerte Präsenz- und Leistungskultur enorm eingeschränkt.

Ein Großteil der befragten Führungskräfte lebt zum Zeitpunkt der Befragung in einer Partnerschaft bzw. Ehe. In nicht wenigen dieser Arrangements übernehmen die Partner_innen Sorgeverpflichtungen für ein bis drei betreuungspflichtige Personen. Bei der Befragung der Mentees fällt auf, dass unterschiedliche Sorgeverpflichtungen als eine offenbar zunehmend relevante Differenzierungslinie quer zu den Geschlechtergrenzen angesehen werden. An ihr entlang können sich konträre Auffassungen über berufliche Verfügbarkeit und Karriere auch zu innerbetrieblichen Interessenkonflikten entwickeln. Insgesamt finden wir in den privaten Lebensformen der Befragten eine breite Varianz von Vereinbarkeitsarrangements, was auf ein hohes Maß an Flexibilität und Pragmatismus verweist, mit dem Führungskräfte die widersprüchlichen Anforderungen von betrieblicher und privater Seite managen. Entsprechend wünschen sie sich von der Unternehmensseite vereinbarkeitsfördernde Rahmenbedingungen, innerhalb derer sie sich autonom für eine größtmögliche und lebensphasenspezifische Vielfalt von privaten Arrangements entscheiden können.

4 „Reflexive Karriereorientierung“: Interessenkonvergenzen und (neue) Ungleichheiten

Im Rahmen einer Vorgängerstudie war bereits das Phänomen der reflexiven Karriereorientierung herausgearbeitet worden (Nickel/Fahrenholz/Meißner 2002): Formal hochqualifizierte Frauen im Führungskräftenachwuchs wogen die Vor- und Nachteile eines weiteren beruflichen Aufstiegs rational ab und entschieden sich vielfach bewusst gegen

eine aufstiegsorientierte Karriere. Als Motiv gaben sie an, dass die an sie herangetragenen beruflichen Erwartungen und die eigenen Ansprüche an das Leben eine Balance haben sollten und sie sich nicht enger an die Regeln einer Führungskultur binden wollten, die sie teilweise als autoritär und maßlos beschrieben. Die männlich konstruierte „formale Karrierewelt“ erwies sich für die Frauen somit als ein „Karrierefiter“ (Bultemeier 2014: 176, 170). Trotz dieser kritischen Reflexivität war die Handlungsstrategie der Frauen *karriereorientiert*, denn sie identifizierten sich in hohem Maß mit ihrer Tätigkeit wie auch mit dem Unternehmen LBB und sie wollten durchaus weiterkommen, allerdings vor allem fachlich und inhaltlich statt vertikal. Reflexive Karriereorientierung lässt sich also durchaus als Karrierepotenzial interpretieren, das anschlussfähig ist an die Erfordernisse eines „flexiblen Unternehmens“ (Boes et al. 2014).

4.1 Reflexive Karriereorientierung als geschlechterübergreifendes Orientierungsmuster

In der neuen Untersuchung stellen wir nicht nur ein kontinuierlich bestehendes Interesse weiblicher Führungskräfte an einer kritisch reflektierenden Planung des Gesamtzusammenhangs von Arbeit und Leben fest. Eine reflexive Karriereorientierung scheint sich nun, wenn auch zögerlich, ebenfalls bei einigen Männern zu zeigen. Sowohl männliche als auch weibliche Befragte interpretieren dies als Folge eines Generationenwandels, mit dem veränderte Männlichkeitsbilder allmählich auch in den Führungsetagen der LBB ankommen. Unter jüngeren männlichen Führungskräften wird insbesondere der Wunsch nach aktiver Vaterschaft als Lebensphase, in der Männer sinnliche und emotionale Erfahrungen mit ihren Kindern machen und enge Beziehungen zu ihnen entwickeln können, als Motiv angeführt. Wir sprechen daher auch von einem gestiegenen Reproduktions- oder Care-Bewusstsein bei der jüngeren Generation von Führungskräften:

„So diskutieren Sie heute nicht mit jungen Leuten. Die sagen, na ja, das ist mir wichtig, das und das und Arbeiten mache ich auch. Aber das andere ist mir auch wichtig [...]. So argumentieren Männer auch. Ganz bewusst“ (Bereichsleiter 813).

Die Nachwuchsführungskräfte reflektieren ihre Karriere entlang von drei normativen Achsen, die ihnen als ethisch-moralische Orientierung dienen: Ansprüche an Geschlechtergleichheit, an die Qualität ihrer Arbeit und an den Sinnzusammenhang von Arbeit und Leben (Heilmann 2012).

4.2 Ansprüche an Geschlechtergerechtigkeit

Der Anspruch an ein egalitäres Geschlechterverhältnis wird nicht nur von Frauen geltend gemacht, sondern zunehmend auch von männlichen Führungskräften offen artikuliert. Im Unternehmen finden wir eine „symbolisch-egalitäre Geschlechterkultur“ (Funder/Dörhöfer/Rauch 2006) vor, die auch von konkreten Erfahrungen im familiären Kontext gestützt wird, etwa wenn männliche Führungskräfte mögliche Karrierehindernisse für ihre Ehefrauen und Töchter reflektieren. Die Semantik der Geschlechtergleichheit steht in der LBB jedoch in einem Spannungsverhältnis zu einer parallelen Ungleichheitssemantik, die Differenzen zwischen Männern und Frauen betont. Einige Interviews las-

sen auch einen *normativen Individualismus* als Element der Geschlechterkultur deutlich hervortreten, der „weibliche“ Fähigkeiten im Sinne von *soft skills* als Kompetenzen zwar rhetorisch aufwertet und anerkennt, zugleich aber die mit diesen Kompetenzen verbundenen Leistungen oft geringschätzt. Nicht nur wird die ungleiche soziale Positionierung der Geschlechter damit weiterhin legitimiert. Auch die Tatsache, dass Frauen nur selten der Karriereaufstieg gelingt, erscheint als individuelles Versagen.

4.3 Ansprüche an die Qualität der Arbeit

Die unternehmensseitigen Leistungskriterien haben sich unter dem Druck kennzahlen-gestützter Vermarktlichung und kurzfristiger Gewinnmaximierungsstrategien einseitig in Richtung Output-orientierter Produktivitätssteigerung entwickelt. Kritisch reflektiert wird diese Entwicklung nicht nur im Betriebsrat, sondern teilweise auch von Führungskräften, vor allem den weiblichen. Männliche Stimmen lassen sich bei diesem Thema kaum vernehmen. Konkret benannt wird als neuralgischer Punkt das System zentral gesteuerter, individualisierter Leistungskontrollen (sogenannte Einzelzielvorgaben), das aus der Sicht der Befragten teilweise eine „Drückermertalität“ befördert hat. Weiter werden eine Beschleunigung und Verdichtung der Arbeitsabläufe angeführt, die zum Teil zu erheblichen Belastungen und zu einer Zunahme der Fehleranfälligkeit führen. Kritisiert werden auch überzogene Gewinnerwartungen, die sich im Bankgewerbe als allgemeine Anspruchshaltung verbreitet haben und sich am augenfälligsten in den Bonusregelungen für Spitzenmanager und Investmentbanker widerspiegeln.

4.4 Ansprüche an den Sinnzusammenhang von Arbeit und Leben

Männliche Führungskräfte lassen sich deutlicher vernehmen, wenn es darum geht, die eigenen Karriereambitionen vor der Folie eines größeren Sinnzusammenhangs von Erwerbsarbeit und Leben zu reflektieren. Insgesamt wird die eigene Erwerbskarriere im Idealfall als erfülltes und erfüllendes „Lebenswerk“ interpretiert, dessen aktive Gestaltung verlässlicher Rahmenbedingungen bedarf. Diesen Anspruch verbinden die Befragten mit einer Kritik an der als permanent erfahrenen Reorganisation in der LBB und den kurzlebigen Strukturen in der Finanzbranche:

„Ansonsten ist das alles – ich sage jetzt mal so unter uns – für die Tonne. [...] in zehn Jahren ist da nichts mehr von da. Weil das wird hingebaut, hergebaut, abgebaut und so weiter. Da ist sozusagen kein Lebenswerkaspekt da“ (Abteilungsleiter 812).

4.5 Planungsunsicherheit der eigenen Karriere

Planungsunsicherheiten in Bezug auf die eigene Karriere erweisen sich in den Interviews als eine weit verbreitete Erfahrung: „*Also es gibt Menschen, die können Karriere planen, ich kann das nicht, im engeren Sinne*“ (Bereichsleiterin 812). Galten solche Unsicherheiten in der Vergangenheit als eher typisch für Frauen, werden nun offenbar auch ihre männlichen Kollegen davon erfasst. Gleichwohl treffen Frauen bei ihrer Karriereplanung noch immer auf zusätzliche geschlechtstypische Barrieren, zum Beispiel

die Abhängigkeit von meist männlichen Vorgesetzten als wichtige Gate-Keeper für die individuelle Karriereförderung.

5 Fazit

Unsere Befunde lassen von einer geschlechtsneutralen Versachlichung der Personalpolitik, wie sie Boes et al. (2014) als Tendenz annehmen, wenig erkennen. Die direkten Vorgesetzten werden von den karriereorientierten Frauen noch immer als ein hochgradig personalisiertes „Nadelöhr“ wahrgenommen. Bemerkenswert ist, dass sich die Logik der persönlichen Auslese und das dabei zum Tragen kommende Problem einer oft nur gering entwickelten und nicht als Führungsanforderung abgeprüften Geschlechterkompetenz der meist älteren männlichen Vorgesetzten selbst innerhalb von Mentoringprogrammen zur Förderung weiblicher Nachwuchsführungskräfte zu reproduzieren scheint. Der Ausbau neuer Karrierepfade, etwa durch eine stabilere und aufstiegsförderliche Projektkultur oder die Entwicklung von Fachkarrieren, steckt bestenfalls in den Kinderschuhen.⁷ Generell scheint Personalentwicklung angesichts der Dominanz kennzahlengestützter Kostensenkungsstrategien und permanenter Reorganisationsmaßnahmen bei Weitem nicht in der Breite und Systematik zu erfolgen, wie es die oft empathische Rhetorik der Human-Ressource-Abteilungen suggerieren mag. Karrierewege verlaufen aus Sicht der Führungskräfte eher zufällig und kaum planbar.

Auch die von Boes et al. (2014) als vielversprechender Resonanzboden für gleichstellungspolitische Bestrebungen hervorgehobene Veränderung von Führungskultur kann nach unseren Befunden – zumindest nicht per se – als günstige Bedingung für einen Abbau der Geschlechterungleichheit angesehen werden. Wir finden starke Indizien für eine Verfestigung autoritärer und durch einen männlich konstruierten Habitus dominierter Führungsstile auf den mittleren und höheren Führungsebenen. Ähnlich skeptisch sind wir hinsichtlich der positiven Erwartungen an die Informatisierung der Arbeitswelt: Digitale Technologien werden in den Banken bisher vor allem für eine Zentralisierung und Intensivierung der Vertriebssteuerung genutzt. In den weiblich segregierten Beschäftigungsbereichen der Kund_innenberatung werden dadurch Stellen abgebaut, das fachliche Tätigkeitsspektrum wird verengt, einheitlicher vorstrukturiert und top-down kontrolliert (Breisig et al. 2010). Im Zuge dieser Entwertung frauentypischer Arbeitsfelder verengen sich für die Mehrheit der weiblichen Beschäftigten innerbetriebliche Aufstiegswege in qualifizierte Fach- und Führungspositionen der Zentrale. Die im nicht selten stereotyp geprägten Geschlechterwissen der Führungskräfte als weiblich konstruierten *soft skills* werden zwar als Schlüsselkompetenzen auf den unteren Fach- und Führungsebenen und in der (nur sehr allmählich expandierenden) Projektkultur abgefordert. Auf den höheren Hierarchiestufen konnte sich aber auch in den Jahren nach der Finanzmarktkrise eine zahlenfixierte und stark konkurrenzgetriebene Erfolgs- und Präsenzkultur halten.

Die einseitig kosten- und renditeorientierte Unternehmenssteuerung hat die arbeits- und geschlechterpolitischen Gestaltungsspielräume in den Banken insgesamt stark re-

⁷ Dieser Befund wird auch von Kotthoff und Wagner (2008) in einer größeren Untersuchung zu Führungskräften bestätigt.

duziert. Ob die auch in unseren Interviews spürbare Belebung der gleichstellungspolitischen Debatte und die öffentliche Kritik an den Geschäftspraktiken der Banken dies zu ändern vermögen, bleibt im Kontext unserer Befunde ungewiss. Die Jahre der Entfesselung des Finanzmarktkapitalismus haben in den Handlungsorientierungen der Führungskräfte deutliche Spuren hinterlassen. Die realen Geschlechterungleichheiten sowie generell soziale Implikationen des unternehmerischen Handelns wurden teilweise durch eine individualisierende und betriebswirtschaftlich verengte Erfolgsethik verdeckt.

Allerdings zeigten sich auch hierzu gegenläufige Tendenzen: Die reflexive Karriereorientierung, die wir nach wie vor besonders ausgeprägt bei weiblichen Nachwuchsführungskräften beobachten konnten, bietet wichtige Ansatzpunkte für eine geschlechtergerechte Arbeitspolitik zugunsten einer stärkeren Anerkennung von Reproduktionsinteressen. Diese Reflexivität konnte in abgeschwächter Form auch für männliche – und hier insbesondere jüngere – Führungskräfte gezeigt werden. Sie räumen aktiver Vaterschaft als wichtiger Lebensphase einen höheren Stellenwert ein.⁸ Ähnliches gilt für Themen wie Pflege von Angehörigen, Gesundheit und Lebensqualität. Die jüngere Generation von Nachwuchsführungskräften beiderlei Geschlechts setzt offenbar flexiblere Formen der Arbeitsteilung in ihren privaten Arrangements um und fordert die entsprechende betriebliche Flexibilität auch bei ihren Arbeitgebern ein.⁹

Auch wenn unsere Ergebnisse die eingangs benannte skeptische Bewertung des Strukturwandels von Arbeit und Geschlecht durch Funken, Stoll und Hörlin (2011) in wesentlichen Punkten bestätigen, kommen wir doch zu einer anderen Einschätzung der bei den leistungsorientierten Frauen zu beobachtenden kritischen Distanz – und im Zweifel auch Verweigerung – gegenüber den Machtspielen auf den höheren Hierarchieebenen. Wir fanden keinen „Klammerreflex“ im Sinne eines „längst aussichtslosen Wunsch[es] [...], an einer weiblichen Gegenwelt festzuhalten“ (Funken/Stoll/Hörlin 2011: 191). Vielmehr sehen wir im Beharren auf der Norm eines als sinnhaft und ausgeglichen erfahrenen Lebens eine latent widerständige Kraft, die zunehmend auch von Männern getragen wird und zu einer Neu-Justierung von Männlichkeit führen könnte. Für eine politische Auseinandersetzung mit den reproduktionsgefährdenden Arbeitsverhältnissen des finanzmarktgetriebenen Kapitalismus gilt es, diese Widerständigkeit aufzunehmen und zu bestärken.

Literaturverzeichnis

- Albert, Matthias; Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun & TNS Infratest Sozialforschung im Auftrag der Shell Deutschland Holding (Hrsg.). (2015). *Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch*. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Boes, Andreas; Bultemeier, Anja; Kämpf, Tobias; Langes, Barbara; Lühr, Thomas; Marrs, Kira & Trinczek, Rainer (2014). Ein historischer Möglichkeitsraum für die Karrierechancen von Frauen. In Andreas Boes, Anja Bultemeier & Rainer Trinczek (Hrsg.), *Karrierechancen von Frauen erfolgreich gestalten. Analysen, Strategien und Good Practices aus modernen Unternehmen* (S. 13–34). Wiesbaden: Springer Gabler.

8 Das bestätigen auch andere Untersuchungen aus dem Spektrum der Männlichkeitsforschung (Meuser 2009); vgl. auch Befunde der Shell-Jugendstudie (Albert et al. 2015).

9 Hierzu im Kontrast stehende Befunde zu älteren Führungskräften finden sich bei Liebhold (2001).

- Breising, Thomas; König, Susanne; Rehling, Mette & Ebeling, Michael (2010). „*Sie müssen es nicht verstehen, sie müssen es nur verkaufen!*“. *Vertriebssteuerung in Banken*. Berlin: edition sigma. <https://doi.org/10.5771/9783845269429>
- Bultemeier, Anja (2014). Frauen wollen Karriere! Karriereorientierungen von Frauen im Umbruch der Unternehmen. In Andreas Boes, Anja Bultemeier & Rainer Trinczek (Hrsg.), *Karrierechancen von Frauen erfolgreich gestalten. Analysen, Strategien und Good Practices aus modernen Unternehmen* (S. 166–197). Wiesbaden: Springer Gabler.
- Dörre, Klaus & Brinkmann, Ulrich (2005). Finanzmarkt-Kapitalismus. Triebkraft eines flexiblen Produktionsmodells? [Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen]. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 45, 58–84. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80779-3_5
- Fahrenholz, Anja & Meißner, Hanna (2003). Welche Macht wollen Frauen? Reflexive Karriereorientierung von weiblichen Führungskräften. In Regina M. Dackweiler & Ursula Hornung (Hrsg.), *Frauen – Macht – Geld* (S. 207–226). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Frank, Irmgard; Hackel, Monika; Helmrich, Robert & Krekel, Elisabeth M. (2014). *Entwicklungen und Perspektiven von Qualifikation und Beschäftigung im Bankensektor. Eine Sonderanalyse des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB)*. Bonn: Bundesinstitut für Berufsbildung.
- Funder, Maria; Dörhöfer, Steffen & Rauch, Christian (2006). *Geschlechteregalität – mehr Schein als Sein. Geschlecht, Arbeit und Interessenvertretung in der Informations- und Telekommunikationsindustrie*. Berlin: edition sigma.
- Funken, Christiane; Stoll, Alexander & Hörlin, Sinje (2011). *Die Projektdarsteller: Karriere als Inszenierung. Paradoxien und Geschlechterfallen in der Wissensökonomie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93375-7>
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (Hrsg.). (2015). *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Heilmann, Andreas (2012). Die Krise männlicher Muster von Erwerbsarbeit – Chance für eine solidarische Arbeits- und Geschlechterpolitik? In Ingrid Kurz-Scherf & Alexandra Scheele (Hrsg.), *Macht oder ökonomisches Gesetz? Zum Zusammenhang von Krise und Geschlecht* (S. 52–67). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Holst, Elke; Busch-Heizmann, Anne & Wieber, Anna (2015). *Führungskräfte-Monitor 2015. Update 2001–2013*. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung Berlin.
- Holst, Elke & Kirsch, Anja (2016). Finanzsektor. Frauenanteile in Spitzengremien nehmen etwas zu – Männer geben den Ton an. *Managerinnen-Barometer 2016. DIW Wochenbericht*, (2), 46–57.
- Honegger, Claudia; Neckel, Sighard & Magnin, Chantal (2010). *Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt*. Berlin: Suhrkamp.
- Jürgens, Kerstin (2013). Deutschland in der Reproduktionskrise – Nachbetrachtung einer Diagnose. In Hildegard M. Nickel & Andreas Heilmann (Hrsg.), *Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven* (S. 70–85). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Kotthoff, Hermann & Wagner, Alexandra (2008). *Die Leistungsträger. Führungskräfte im Wandel der Firmenkultur – eine Follow-up-Studie*. Berlin: edition sigma. <https://doi.org/10.5771/9783845268842>
- Krell, Gertraude (2012). „Geschlecht“, „Führung“, „Karriere“ und deren Verschränkungen als diskursive Fabrikationen. In Gertraude Krell, Daniela Rastetter & Karin Reichel (Hrsg.),

- Geschlecht Macht Karriere in Organisationen. Analysen zur Chancengleichheit in Fach- und Führungspositionen* (S. 17–40). Berlin: edition sigma.
- Kurz-Scherf, Ingrid (2009). Monopoly-Kapitalismus – Reservat der Männlichkeit. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, (5), 36–40.
- Liebold, Renate (2001). „*Meine Frau managt das ganze Leben zu Hause ...*“. *Partnerschaft und Familie aus der Sicht männlicher Führungskräfte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-07774-9>
- Lill, Max (2015). *Trügerische Ruhe im bedrohten Paradies? Zur Entwicklung von Ressentiments und rechtsextremen Einstellungen im Alltagsbewusstsein der Deutschen. Empirische Befunde und Erklärungsansätze*. Rosa-Luxemburg-Stiftung. Zugriff am 2. Oktober 2016 unter <https://www.rosalux.de/publication/41038/truegerische-ruhe-im-bedrohten-paradies.html>.
- Lindstädt, Hagen; Wolff, Michael & Fehre, Kerstin (2011). *Frauen in Führungspositionen. Auswirkungen auf den Unternehmenserfolg*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Matuschek, Ingo; Arnold, Katrin & Voß, G. Günter (2006). *Subjektivierete Taylorisierung. Organisation und Praxis medienvermittelter Dienstleistungsarbeit*. München: Rainer Hampp Verlag.
- Meuser, Michael (2009). Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive. In Karin Jurczyk & Andreas Lange (Hrsg.), *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* (S. 79–93). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Nickel, Hildegard Maria; Fahrenholz, Anja & Meißner, Hanna (2002). *Potentialträgerinnen sichtbar machen. Forschungsprojekt bei der Landesbank Berlin* (gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung). Humboldt-Universität zu Berlin.
- Nickel, Hildegard Maria; Heilmann, Andreas; Hüning, Hasko & Lill, Max (2015). *Geschlechterpolitik in Krisenzeiten. Eine Fallstudie im Bankensektor*. Berlin: edition sigma. <https://doi.org/10.5771/9783845268262>
- Nickel, Hildegard Maria & Hüning, Hasko (2008). Frauen an der Spitze? Zur Repolitisierung der Arbeits- und Geschlechterdebatte. In Rolph Eickelpasch, Claudia Rademacher & Phillip Ramos Lobato (Hrsg.), *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik* (S. 216–238). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91079-6_13
- Prisching, Manfred (2003). Seelentraining. Über eine neue Dimension der Karrierepolitik. In Ronald Hitzler & Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), *Karrierepolitik* (S. 53–70). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Soiland, Tove (2009). Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik. In Sünne Andresen, Mechthild Koreuber & Dorothea Lüdke (Hrsg.), *Gender und Diversity: Alptraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur „Modernisierung“ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik* (S. 35–52). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91387-2_4
- Wichterich, Christa (2010). *Geschlechteranalysen und -diskurse in der Krise*. Zugriff am 2. Oktober 2015 unter www.linksnet.de/de/artikel/25843.

Zu den Personen

Max Lill, geb. 1981, Sozialwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Wandel von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen, subjektive Ansprüche an betriebliche Partizipation und lebensweltliche Reproduktion, Ressentiments und Neue Rechte, Jugendkulturen und soziale Bewegungen.

E-Mail: max.lill@hu-berlin.de

Andreas Heilmann, Dr. phil., geb. 1968, Sozialwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechter- und Reproduktionsverhältnisse in der Transformation moderner Arbeitsgesellschaften, Soziologie der Männlichkeit(en).

E-Mail: andreas.heilmann@uni-jena.de

Der vergeschlechtlichte Staat. Zum Verhältnis von Freiheit, Geschlecht und Staat bei Jean-Jacques Rousseau

Zusammenfassung

Im Beitrag werden die strategischen und systematischen Funktionen sowie die Bedeutung der von Jean-Jacques Rousseau beschriebenen Geschlechtscharaktere und der darauf bauenden Ordnung des Geschlechterverhältnisses im Rahmen der konkreten Ausgestaltung und Umsetzung seines Modells des Staates sichtbar gemacht. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Möglichkeitsbedingungen (Gemeinwohlorientierung) von Rousseaus Republik, mit deren Hilfe die Herstellung und der Erhalt der bürgerlichen Freiheit gelingen sollen, konstitutiv auf einer Geschlechterordnung beruhen, die Frauen aus ebendieser bürgerlichen Freiheit ausschließen muss, ohne sie oder ihre Aufgaben dabei auf theoretischer Ebene grundsätzlich abzuwerten oder zu entmenschlichen. Rousseau kann in diesem Sinne als Vordenker moderner, bürgerlicher Geschlechtertheorien gewertet werden.

Schlüsselwörter

Rousseau, Geschlechtertheorie, Aufklärung, Qualitative Geschlechterdifferenz, Philosophie, Staatstheorie

Summary

The gendered state. On the relation between liberty, the state and gender in Jean-Jacques Rousseau's political writings

The article describes the role and importance of Jean-Jacques Rousseau's gender characters as well as the regime of gender relations it constitutes with regard to the philosopher's model of the state. It aims to show that Rousseau's oeuvre is not primarily interesting in terms of gender and gender relations because it contains androcentric and misogynist thoughts and ideas. What is striking, rather, is the fact that the condition(s) for Rousseau's republic, as the setting which is supposed to help establish civil liberty, are based on a gender regime that constitutively excludes women from this civil liberty. Nevertheless, this concept works without dehumanizing or pejorative implications in respect of women and their social tasks on a theoretical level. In this sense, Rousseau can be said to have paved the way for later modern bourgeois gender theories.

Keywords

Rousseau, gender theory of modernity, philosophy, qualitative gender difference, enlightenment, theory of the state

1 Einleitung

Die europäische Aufklärung markiert eine Zäsur im Denken des Menschen über den Menschen: Ausgehend von der Idee der natürlichen Gleichheit und Freiheit aller Menschen soll eine neue Form des Zusammenlebens unabhängig von feudalen Strukturen begründet werden, die allen Menschen gleiche Rechte und ein Leben in Freiheit garantiert (vgl. Maihofer 2009: 20). Wenngleich sich die Idee der Gleichheit aller Menschen in Europa im 17. und 18. Jahrhundert verbreitet, etablieren sich im Anschluss an die bürgerlichen Revolutionen zunächst vielerorts Gesellschaftsformen, die auf der theore-

tischen Basis der Philosophie der Aufklärung den weißen, bürgerlichen Mann als Norm setzen und die gesellschaftliche Schlechterstellung von Frauen konstitutionell verankern (vgl. Weiss 2009: 45). Deutlich wird diese Entwicklung unter anderem im Rahmen der Französischen Revolution: Die von den Ideen des Aufklärers und Philosophen Jean-Jacques Rousseau inspirierten Jakobiner_innen, eine radikalere Strömung der französischen Revolutionär_innen, forderten eine kompromisslose Implementierung direkter demokratischer Grundrechte. Unter der Federführung von Jakobinern kam es aber auch zu einer maßgeblichen gesellschaftlichen Schlechterstellung von Frauen einerseits im Vergleich zu Männern sowie andererseits mit Blick auf ihre Situation in Frankreich unmittelbar vor der Revolution (vgl. Kuster 2005: 212). So wurden etwa die bis dahin einflussreichen Frauensalons verboten und das von den Jakobinern 1793 eingeführte Wahlrecht sollte nur für Männer gelten.

Historische Fakten dieser Art erscheinen zunächst als Widerspruch. Daher wird sowohl in Alltagsgesprächen als auch in philosophischen Debatten häufig argumentiert, dass aufklärerische Ideen im Zusammenhang mit der Gleichheit aller Menschen nicht im Sinne des jeweiligen Urhebers umgesetzt wurden und/oder dass die Philosophen der Aufklärung den binär und sexistisch codierten Vorstellungen der Geschlechterrollen ihrer Zeit unterlagen, woraus ein sexistisches Bias entstand, das sie gegen eine gesellschaftliche und rechtliche Gleichstellung von Frauen argumentieren ließ (vgl. Maihofer 2009: 21). Dagegen einzuwenden ist, dass die zentralen Ideen der Klassiker der Aufklärung, wie jene von Jean-Jacques Rousseau, bereits in ihrer Entstehungszeit kritisiert wurden. (Philosophische) Kritik an diesem den Ideen immanenten Sexismus gibt es, seit es diese Ideen gibt.¹ Der geschlechtsspezifische Ausschluss von Frauen aus der Gleichheit aller Menschen war insofern weder ein notwendiges Produkt (geistes)geschichtlicher Voraussetzungen noch theoretisch alternativlos. Mit Blick auf die konkurrierenden philosophischen Positionen von Aufklärer_innen in Bezug auf das Geschlechterverhältnis muss daher der Fokus auf die normative Dimension dieser Ideen und auf die strategische Funktion, die ihnen innerhalb eines bestimmten Gesellschaftsmodells zukommt, gelenkt werden.

In der Auseinandersetzung um die Grundlagen einer neuen Gesellschaftsordnung und die Begründung der Legitimität staatlicher Herrschaft haben sich unter anderem Rousseaus Ideen, die geschlechtsspezifische Ausschlüsse begründen, durchgesetzt und als hegemonial etabliert. Die intensive Beschäftigung mit Rousseaus Ideen ist aus heutiger Perspektive daher aus mehreren Gründen lohnend: Einerseits ist die Frage nach der Legitimität und den Voraussetzungen (gerechter) staatlicher Herrschaft, die Rousseau zu beantworten suchte, nach wie vor eine der zentralen Fragen der politischen Theorie. Andererseits ist das Denken darüber im gegenwärtigen Kontext stark von den Antworten beeinflusst, die klassische Denker_innen wie Rousseau darauf gaben. Letzteres macht eine kritische Reflexion umso wesentlicher, wenn man die enge Verwobenheit von Rousseaus Staatskonzeption mit einer bestimmten Ordnung des Geschlechterverhältnisses ins Auge fasst und die normative Dimension dieser Ideen ernst nimmt.

Grundlage des Beitrags ist die These, dass die gesellschaftliche Schlechterstellung von Frauen, wie sie im Zuge der Revolution in Frankreich konstitutionell verankert wurde, bereits ein konstitutives Element von Rousseaus Gesellschaftskonzept darstellt.

1 Siehe dazu etwa Condorcet (2010) oder Poullain de la Barre (1993).

Obgleich seine Überlegungen zum Geschlechterverhältnis in der Regel gegenüber seinen Ideen zum Staat in ihrer Relevanz marginalisiert werden, gehe ich davon aus, dass Rousseaus Geschlechtertheorie in einem systematischen und strategischen Verhältnis zu seiner Staatstheorie zu begreifen ist, wobei Rousseaus „Republik“ und die damit verbundene Herstellung bürgerlicher Freiheit Frauen unmittelbar und konstitutiv ausschließen muss. Dies wird deutlich, wenn man sich mit den psychosozialen Voraussetzungen für die Umsetzung und konkrete Ausgestaltung seines Gesellschaftsmodells auseinandersetzt. Der vorliegende Beitrag widmet sich der Analyse dieser strategischen psychosozialen Funktionen, die der von Rousseau 1762 in *Emile oder über die Erziehung* entwickelten Geschlechtertheorie im Rahmen des Staatsmodells, der Republik, zukommen. Dabei wird insbesondere an die Studien von Friederike Kuster und Marion Heinz angeknüpft: Die geschlechtertheoretischen Überlegungen des Philosophen werden im Kontext ihrer Beziehung zu anderen Ordnungen, etwa der moralischen oder politischen Ordnung, die er entwirft, analysiert.² Anders als Friederike Kuster gehe ich im vorliegenden Artikel nicht von der Trias Individuum, Familie, Staat als Analyseebene aus. Ich zeichne von den komplementär vergeschlechtlichten Individuen ausgehend die Funktionsweise der Republik nach. Kusters Erläuterungen zur Familie bei Rousseau sind für dieses Vorhaben allerdings überaus fruchtbar. Wolfgang Kerstings und Alessandro Pinzani's Überlegungen, die in Rousseaus Konzept des Gemeinwillens ein totalisierendes Moment herausarbeiten, bieten ebenfalls eine wichtige Grundlage.³

Wenngleich der Aufsatz auf eine Herausarbeitung der strategischen Verbindung zwischen Rousseaus Geschlechtertheorie im *Emile* und seiner Staatstheorie zielt, wird im Folgenden die Geschlechtertheorie in einem ersten Schritt unabhängig von der Staatstheorie nachgezeichnet. Um eine klare und pointierte Analyse zu gewährleisten, erfolgt erst in einem zweiten Schritt die Zusammenführung staats- und geschlechtertheoretischer Überlegungen.

2 Rousseau und die Ordnung der Geschlechter: Differenz und Komplementarität

In der frühen Phase der europäischen Aufklärung (etwa ab Ende des 17. Jahrhunderts) kam es zu einem vermehrten Auftreten philosophischer Ansätze, die auf der Grundlage der prinzipiellen Gleichheit aller Menschen für eine Gleichheit der Geschlechter argumentierten (vgl. Bennent 1985: 13f., 64). Mit der zweiten Aufklärungsetappe (ab etwa 1750) etablierten sich allerdings sowohl im philosophischen Diskurs als auch in der politisch-praktischen Rezeption jene Positionen, die den modernen Gleichheitsgrundsatz mit einer neuartigen Argumentation für die Ungleichheit der Geschlechter zu verbinden suchten (vgl. Bennent 1985: 11). Insbesondere mit Blick auf das 5. Buch des *Emile* ist Rousseau einer der Ersten, der eine in diesem Sinne moderne Theorie der Geschlechterungleichheit vorlegte (vgl. Kuster 2004: 81). Während in Rousseaus Briefroman *Julie oder die neue Heloise* seine theoretischen Überlegungen zum Geschlechterverhältnis und dem daraus abgeleiteten idealen Hausverband in literarischer (und stark

2 Vgl. dazu Kuster (2005) und Heinz (2012).

3 Vgl. Pinzani (2009) und Kersting (2003).

ambivalenter) Form zum Ausdruck kommen⁴, sind die Ausführungen in *Emile* aufgrund ihrer Systematik besonders interessant. Hier entwickelt Rousseau die Vorstellung von Geschlechtscharakteren und ein spezifisches System der Wechselbeziehung der Geschlechter, das als Geschlechtertheorie aufgefasst werden kann. Im Folgenden werden Rousseaus geschlechtertheoretische Überlegungen auf der Grundlage des *Emile* vorgestellt, und zwar anhand der zwei wesentlichen Strukturprinzipien qualitative Geschlechterdifferenz und Geschlechterkomplementarität.

2.1 Strukturprinzip I: qualitative Geschlechterdifferenz

Nach Rousseau zeichnen sich die Geschlechter in einer Gesellschaft durch grundsätzliche Ungleichheit aus. Er erklärt diese Ungleichheit damit, dass der Mensch ein Gattungswesen ist, dessen Geschlechtseigenschaften wie ein artbildendes Merkmal zur näheren Bestimmung herangezogen werden (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 719f.; Heinz 2003: 132). Der Mensch besitzt demnach Gattungseigenschaften und Geschlechtseigenschaften. Alle Eigenschaften, in denen sich die beiden Geschlechter Mann und Frau gleichen, werden als gattungsbedingt identifiziert, und alle Eigenschaften, in denen sich die Geschlechter unterscheiden, als geschlechtsbedingt (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 720). Dies gilt auch für Eigenschaften, die prima facie nicht mit dem Geschlecht in Zusammenhang gebracht werden, denn differente phänomenale Eigenschaften müssen auf verschiedene Wirkungen zurückgeführt werden können. Da für Rousseau nur zwei Ursachen (geschlechtsbedingt und gattungsbedingt) sowie zwei Wirkungen (identische oder differente Eigenschaft) bestehen, ist eine ausschließende Zuordnung zur Bestimmung der jeweiligen Eigenschaft möglich (vgl. Heinz 2012: 167). Auf diese Weise erhebt er das Geschlecht zum Prinzip aller Differenz zwischen Mann und Frau und legt einen qualitativen Unterschied zwischen den Geschlechtern nahe: Die Geschlechterdifferenz beschränkt sich nun nicht mehr lediglich auf differente körperliche Merkmale, sondern als allgemeine Ursache von Differenz betrifft sie auch den Geist des Menschen (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 720; Ehrlich-Haefeli 1995: 126). Jegliche Unterschiede im Geist eines Mannes und einer Frau müssen demnach auf das Geschlecht zurückgeführt werden (vgl. Heinz 2003: 133). So avanciert das Geschlecht von einem für das Menschsein an sich marginalen Merkmal zu einem das Wesen des Menschen grundlegend bestimmenden Faktor. Ein Geschlecht ist demnach nicht durch graduelle, sondern durch wesensbestimmende, qualitative Unterschiede vom anderen Geschlecht abzugrenzen.

In *Emile* schreibt Rousseau: „Der Mann ist nur in gewissen Augenblicken Mann, die Frau aber ihr ganzes Leben lang Frau“ (Rousseau 2006 [1762]: 726). Während der Mann vorwiegend durch sein Menschsein bestimmt ist, wird die Frau als Geschlechtswesen konzipiert. So findet der Mann seine Erfüllung und Bestimmung auf individuelle Art und Weise als Mensch und die Frau in der Orientierung an den Vorgaben ihres Geschlechtscharakters als Geschlechtswesen (vgl. Kuster 2004: 86).

4 Auf die Ambivalenz und die Brüche in der Darstellung von Rousseaus idealem Hausverband und Eheverhältnis in *Julie oder die neue Heloise* hat u. a. Christine Garbe hingewiesen (siehe Garbe (1992)).

2.2 Strukturprinzip II: Komplementarität der Geschlechter

Rousseau nimmt als Ausgangspunkt für die körperliche und geistige Verschiedenheit der Geschlechter im Sinne einer qualitativen Geschlechterdifferenz den Geschlechtsakt.

„In der Vereinigung der Geschlechter trägt jedes zum gemeinsamen Ziel bei, aber nicht auf die gleiche Weise. Aus dieser Verschiedenheit entsteht der erste benennbare Unterschied in ihren gegenseitigen geistigen Beziehungen. Das eine muss aktiv und stark, das andere passiv und schwach sein – notwendigerweise muss das eine wollen und können, und es genügt, wenn das andere nur schwachen Widerstand zeigt“ (Rousseau 2006 [1762]: 721).

Damit der Geschlechtsakt zustande kommt, muss die Frau passiv und schwach, der Mann aktiv und stark sein. Wie sich zeigt, zeichnen sich die Geschlechter im Geschlechtsakt durch gegensätzliche Eigenschaften aus, die für den jeweiligen Geschlechtscharakter prägend sind und somit auch das Wesen von Mann und Frau bestimmen (vgl. von Felden 2001: 27). Als relevant erweist sich in diesem Zusammenhang, dass die Differenz der Geschlechter vom Geschlechtsakt ausgehend und einer biologisierten Argumentation folgend erklärt wird, was eine Naturalisierung der Geschlechterdifferenz zur Folge hat. Besondere Aufmerksamkeit muss zudem der Komplementarität gelten, die den Grundeigenschaften der Geschlechtscharaktere eingeschrieben ist: Im Geschlechtsakt versucht der starke Mann, die schwache Frau, die ihm aufgrund ihrer Reize gefällt, zu erobern. Um der Stärke des Mannes etwas entgegenzusetzen, hat die Natur die Frau allerdings nicht nur mit Reizen, sondern auch mit Schamhaftigkeit ausgestattet (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 721).

So entsteht zwischen Mann und Frau ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis, das die Grundlage von Rousseaus Ergänzungstheorem bildet. Der Mann ist von den Reizen der Frau abhängig, die Frau zügelt durch ihre Schamhaftigkeit die Begierden und bewahrt damit die Sittlichkeit (vgl. Kuster 2010: 674). Die Frau ist davon abhängig, dem Mann zu gefallen. In Bezug auf die Familiengründung und die Verantwortung für die gemeinsamen Kinder ist sie ebenfalls auf ihn angewiesen (vgl. von Felden 2001: 28).

2.3 Konsequenzen und Bedeutung für das Geschlechterverhältnis

Der Geschlechtsakt, als biologisch und natürlich bewerteter Ausgangspunkt für die qualitative Geschlechterdifferenz im Allgemeinen und für die Komplementarität der Geschlechter im Speziellen dient als Legitimationsgrundlage für die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung und Sphärentrennung (vgl. Conradi 1989: 89).

In Rousseaus bürgerlicher Gesellschaftsordnung haben die Geschlechter unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen, die ihren natürlichen Vermögen und Anlagen – gemäß ihren unterschiedlichen Geschlechtscharakteren – gerecht werden. Die Aufteilung der Aufgaben folgt dabei einer bipolaren Ordnungslogik: öffentliche Sphäre einerseits und private Sphäre andererseits. Wegen ihrer Passivität, Emotionalität und Sanftmütigkeit ist die Frau für ein Leben im Privaten und Häuslichen sowie für die Sorge um das Familienleben bestimmt. Die öffentliche Sphäre dagegen ist dem Mann vorbehalten, dessen Geschlechtscharakter sich insbesondere durch Stärke und Unabhängigkeit auszeichnet.

In allen Belangen hat sich die Frau ihrem Mann unterzuordnen und ihre eigenen Bedürfnisse jederzeit zurückzustellen (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 744). In der Familie ist der Mann das Oberhaupt, er ist dazu bestimmt, zu befehlen. In *Emile* heißt es dazu:

„Da die Frau eigens dazu geschaffen ist, zu gefallen und sich zu unterwerfen, muss sie sich dem Mann liebenswert zeigen und ihn nicht herausfordern, ihre Macht liegt in ihren Reizen, und mit ihnen muss sie ihn zwingen, seine eigene Kraft zu entdecken und zu gebrauchen“ (Rousseau 2006 [1762]: 721).

Trotz des offensichtlichen Hierarchieverhältnisses zwischen den Geschlechtern spricht Rousseau der Frau eine besondere Form der Macht zu, mit der sie den Mann beherrscht. Diese Macht besteht aus dem Zusammenspiel ihrer Reize und ihrer Schamhaftigkeit. So scheint die alleinige und einseitige Herrschaft des Mannes über die Frau auf konzeptioneller Ebene durch die Konstruktion einer spezifisch weiblichen Macht im Rahmen der Geschlechterkomplementarität relativiert zu werden. Es zeigt sich allerdings, dass diese Macht nur wirksam ist, solange sich die Frau innerhalb der Matrix der binären, komplementären Geschlechtscharaktere bewegt. Die Macht der Frau ist also nur in Abhängigkeit vom Mann denkbar:

„Als Frau gilt die Frau mehr denn als Mann. Überall da, wo sie ihre Rechte geltend macht, ist sie im Vorteil; überall da, wo sie die unsrigen usurpieren will, bleibt sie uns [Männern] unterlegen“ (Rousseau 2006 [1762]: 731).

Solange die Frau ihrer Rolle als bürgerliche Ehefrau entspricht und sich ihrem Mann unterwirft, verfügt sie über ein gewisses Maß an Macht über den Mann. Wenn sie aber versucht, diese Rolle zu durchbrechen, kann sie nur scheitern, da sie dann ihre Macht über den Mann verliert und damit den einzigen Aspekt, durch den sie über Einfluss und Stärke verfügt, aufgibt (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 731f.). Die Frau existiert als ehrbare, gleichwertige Bürgerin nur in Komplementarität zum Mann, wenn sie sich entsprechend ihrem Geschlechtscharakter verhält.

Die Funktion der Natur⁵ innerhalb von Rousseaus Geschlechtertheorie wird in diesem Zusammenhang von der zunächst deskriptiven Argumentationsgrundlage für den Ursprung der Geschlechterdifferenz und -komplementarität im Geschlechtsakt normativ gewendet (vgl. Heinz 2003: 133): Die Vervollkommnung der von der Natur vorgegebenen Geschlechterordnung erscheint als oberstes Ziel des Menschen. Die Natur zielt auf die Erhaltung der Gattung, was laut Rousseau durch die Komplementarität der Geschlechter garantiert wird:

„als ob jedes von beiden [Geschlechtern], wenn es nach seiner besonderen Bestimmung den von der Natur vorgesehenen Zielen zustrebt, nicht vollkommener wäre, als wenn es sich dem anderen angleiche“ (Rousseau 2006 [1762]: 720).

Für die Ungleichheit der Geschlechter wird folglich mithilfe einer teleologisch verfassten Natur, die Frau und Mann spezifische, differente Rollen zuschreibt, auf der Basis einer Form der abstrakten Gleichheit argumentiert (vgl. Heinz 2003: 133): Wenn die Geschlechter sich ihren jeweils verschiedenen Rollen fügen, erreichen sie abstrakte Gleichheit als Einheit im Sinne einer ideellen Gleichwertigkeit. Die Argumentation für

5 Zu den komplexen Bezügen und Implikationen sowie Ambivalenzen, die sich mit Blick auf Rousseaus Naturbegriff/Begriff der menschlichen Natur ergeben, siehe etwa Spaemann (2008).

Geschlechtergleichheit und das Streben nach einer Gleichbehandlung der Geschlechter wird in diesem Kontext zu einem Verlust der von der Natur vorgegebenen Ordnung, einem geringeren Grad an Vollkommenheit sowie einem Verfehlen als Mensch. Innerhalb dieser Ordnung des Geschlechterverhältnisses ist die Behauptung einer Geschlechterungleichheit und die darauf bauende Ungleichbehandlung folglich nicht mehr rational kritisierbar, da die Argumentation für eine Gleichheit der Geschlechter auf einer grundsätzlichen Ebene notwendigerweise immer irrational sein muss (vgl. Bennent 1985: 82f.; Heinz 2012: 169). Frau und Mann sind gleichwertig, ihre Gleichwertigkeit bedingt allerdings ihre Ungleichheit. Denn das Konzept der Gleichheit aller Menschen wird bei Rousseau als abstrakte Gleichheit in die Einheit der Geschlechter transzendiert und so in Form von komplementärer Ungleichheit, aber ideeller Gleichwertigkeit anhand einer bipolar vergeschlechtlichten Gesellschaftsordnung in die Praxis überführt.

3 Psychosoziale Funktionen der Geschlechterordnung bei der Umsetzung und Ausgestaltung der Republik⁶

Rousseaus insbesondere im *Emile* dargelegte Geschlechtertheorie ist – wie bereits vielfach argumentiert wurde⁷ – nicht als misogynne Einstellung des Philosophen zu verstehen, die das Ziel einer Unterdrückung von Frauen verfolgt. Ihr kommt vielmehr eine systematische und strategische Funktion in Rousseaus Modell des Staates zu. Wenn gleich der *Gesellschaftsvertrag* (1755) im Mainstream der Rousseau-Rezeption als geschlechtsneutral gelesen wird, ist spätestens mit Blick auf die insbesondere aus politikwissenschaftlicher Perspektive relevante Frage nach der konkreten Ausgestaltung und Umsetzbarkeit von Rousseaus Republik die Rückbindung an seine Geschlechtertheorie unumgänglich. Dieser Rückgriff wird auch durch eigene Aussagen Rousseaus nahegelegt: Zum einen wollte der Philosoph den Gesellschaftsvertrag nicht als rein theoretische Utopie verstanden wissen.⁸ Zum anderen betonte er immer wieder die Kohärenz seines Werkes und verneinte jegliche Brüche (vgl. Cassirer 1989: 21).

Im *Gesellschaftsvertrag* zeigt sich, dass sich die Umsetzung von Rousseaus Staatsmodell der Republik und die damit einhergehende Herstellung bürgerlicher Freiheit als voraussetzungsvoll erweisen. Mit Blick auf die zu erfüllenden Bedingungen beschäftigt sich Rousseau neben formalen und prozeduralen Rahmenbedingungen mit solchen, die das Gemeinwohl, als Kernelement des Gesellschaftsvertrags, betreffen. Für das Gemeinwohl können bei Rousseau drei zu erfüllende Teilbedingungen ausgemacht werden (vgl. Pongrac 2015: 63): Zunächst müssen eine Gemeinschaft und ein gemeinsames

6 Die ökonomischen Bedingungen der Republik, bei denen das Geschlechterverhältnis eine wesentliche Rolle spielt, können hier nicht behandelt werden.

7 Siehe dazu etwa Garbe (1983).

8 Rousseau selbst hat sich im *Gesellschaftsvertrag* beispielsweise in den beiden Kapiteln zum Zensuramt und zur bürgerlichen Religion (viertes Buch, Kapitel 7 und 8) mit den (psychosozialen) Bedingungen zur Umsetzung der Republik auseinandergesetzt. Zudem können seine beiden realpolitischen Schriften *Betrachtungen über die Regierung Polens* (1772) und *Entwurf einer Verfassung für Korsika* (1765) als praktischer Anwendungsversuch seiner Staatstheorie gewertet werden, wobei sich Rousseau dabei der Möglichkeit des Scheiterns unter real gegebenen (und eben nicht idealen) Bedingungen bewusst war.

Wohl existieren, die Existenzbedingung. Gibt es eine Gemeinschaft und ein Gemeinwohl, spiegelt sich die Gemeinwohlorientierung nicht automatisch in den Entscheidungen des Souveräns wider. Als zweite essentielle Teilbedingung ist daher die Einsicht der Bürger in das Gemeinwohl wichtig, die Kompetenzbedingung. Daran anknüpfend besteht die dritte und letzte notwendige Teilbedingung darin, dass die Bürger das Gemeinwohl nicht nur erkennen, sondern auch danach handeln, die Motivationsbedingung (vgl. Pongrac 2015: 63). Sie müssen dazu ihre Partikularinteressen dem Gemeinwillen, der immer auf das Gemeinwohl zielt, unterordnen (vgl. Rousseau 1977 [1755]: 49).

Die Gemeinwohlorientierung verweist auf die spezifische Funktionsweise von Rousseaus Vertragsmodell: Aus dem Gesellschaftsvertrag erwächst durch die Integration der Einzelnen der politische Körper/Staatskörper als sittliches Ich, das sich durch den Gemeinwillen auszeichnet (vgl. Rousseau 1977 [1755]: 31). Die Partikularwillen der Einzelnen lösen sich im Gemeinwillen auf, was sich in der Gemeinwohlorientierung der Bürger widerspiegelt. Rousseaus Modell des Staates beruht daher auf der Einmütigkeit der Gesinnung der Bürger, die über die bloße Kompatibilität individueller Handlungssphären hinausgeht (vgl. Kuster 2005: 198).⁹ Die Gemeinwohlorientierung der Bürger kann folglich nur durch die Verinnerlichung einer gemeinsamen Gesinnung des nationalen Kollektivs entstehen, was Rousseau als Versittlichung bezeichnet.

Grundlegende strukturelle Voraussetzung für die Gemeinwohlorientierung ist die Unterteilung der Republik in eine häusliche Sphäre und eine davon streng abgetrennte öffentliche Sphäre.¹⁰ Rousseau übernimmt damit zwar das Schema der klassischen (auch bereits geschlechtskonnotierten) Sphärentrennung von Aristoteles in Form von *polis* und *oikos*, er verändert allerdings sowohl die Bedeutung als auch die Funktionsweise der Sphären. Ein bestimmender Aspekt ist die Einschreibung einer bipolar-komplementären, naturalisierten Ordnung des Geschlechterverhältnisses in die Logik der Sphärenstruktur (vgl. Kuster 2007: 229): Die Trennung von häuslicher und öffentlicher Sphäre ist demnach zugleich eine ausschließende Zuordnung des Wirkungsbereichs der Frau und des Bereichs des Mannes. Wie sich im Folgenden zeigen wird, sind die Bedeutung und Funktionen von Rousseaus Geschlechtertheorie im Rahmen seines Gesellschaftsmodells eng an die Bedingung der Gemeinwohlorientierung sowie an die vergeschlechtlichte Sphärentrennung als Strukturprinzip der Republik geknüpft.

3.1 Menschliche gemäßigte Gefühle und tugendhafte Vaterlandsliebe

Die Sitten und Gebräuche einer Gemeinschaft benennt Rousseau als zentralen Aspekt für die Herstellung einer Gemeinwohlorientierung der Bürger und folglich für das Ge-

9 Diese Lesart, welche ein totalitäres Moment in Rousseaus Gesellschaftsmodell stark macht, wird u. a. von Kersting (2003) und Pinzani (2009) vertreten. Rousseaus Bestreben, die Freiheit als Selbstbestimmung des Einzelnen wiederherzustellen, ist demnach paradoxerweise nur mittels einer Selbstauflösung des Einzelnen in der Gemeinschaft möglich.

10 Rousseau spricht nicht direkt von der zentralen Bedeutung der Sphärentrennung, sie kommt allerdings an zahlreichen Stellen seines Werkes indirekt zum Ausdruck, so u. a. im 5. Buch des *Emile*, wenn Rousseau gegen Platons Ausschaltung des „Familienprinzips“ argumentiert (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 729f.) oder im Aufsatz *Politische Ökonomie*, in dem Rousseau zwischen der Funktionsweise der häuslichen und der politischen Ökonomie unterscheidet (vgl. Rousseau 1977 [1755]: 23ff.). An beiden Textstellen ist auch die vergeschlechtlichte Dimension der Sphärentrennung deutlich auszumachen.

lingen des Gesellschaftsvertrags. Im *Gesellschaftsvertrag* bezeichnet er sie als die wichtigste Art von Gesetzen, die in die „Herzen der Bürger geschrieben wird“ (Rousseau 2011 [1762]: 61).

Die Verinnerlichung von kollektiven Sitten und Gebräuchen soll laut Rousseau über die Ausbildung staatsbürgerlicher Tugend gelingen (vgl. Rousseau 1977 [1755]: 49, 53, 67). Einerseits muss dazu die dem Menschen angeborne Disposition zu gemäßigten, authentischen Gefühlen zur Entfaltung gebracht werden. Andererseits ist es notwendig, unkontrollierbare Leidenschaften, wie etwa passionierte Liebe, Eifersucht oder Neid, sowie die sich daraus ergebenden Laster (z. B. der Wille, anderen zu schaden), die der Mensch im vergesellschafteten Zustand entwickelt hat, zurückzudrängen. Zur Umsetzung dieser Ziele stellen Ehe und Familie als Refugium des ursprünglich Humanen den geeigneten Rahmen dar. Hier kommt der Geschlechtscharakter der Frau zur Entfaltung und prägt die Interaktionen. Innerhalb der von Rousseau vorgestellten Familienstruktur ist eine Form der Sozialität möglich, die sich im vergesellschafteten Zustand für die Verinnerlichung von staatsbürgerlicher Tugend und die Zurückdrängung von Leidenschaften als essentiell erweist: Die Familie ist zwar nicht frei von Eigenliebe, ihre Struktur verhindert allerdings, dass die Eigenliebe ihr destruktives Potenzial, das der Gesellschaftlichkeit eigen ist, entfaltet.¹¹

Die zentralen menschlichen Gefühle, die sich innerhalb des Familienverbandes entfalten sollen, sind Selbstliebe und Mitleid. Die Selbstliebe erzeugt, wenn sie vom Mitleid beschränkt und von der Vernunft geleitet wird, Menschlichkeit und Tugend (vgl. Pinzani 2009: 162f.). Dies erweist sich als zentral für die Förderung einer einmütigen Gesinnung und damit einer Gemeinwohlorientierung der Bürger. Es ist die Aufgabe der Frau (als Gattin und Mutter), diese authentischen Gefühle innerhalb der Familie zu habitualisieren, da sie als Geschlechtswesen nicht durch Vernunft, sondern durch Gefühl geprägt und aufgrund ihrer häuslich zurückgezogenen Lebensweise der Degeneration des Menschen durch die Gesellschaft weniger stark ausgesetzt ist (vgl. Conradi 1989: 90). Die gleichsam instinkthaften Empfindungen des Menschen im Naturzustand, denen Mitleid und Selbstliebe entspringen, sind der Frau daher näher als dem Mann (vgl. Blättler 2008: 452). Nur sie kann diese hüten und im Rahmen der häuslichen Sphäre an Mann und Kinder weitergeben.

Während sittliche Gefühle, wie sie sich im Rahmen der Familie entfalten sollen, für Rousseaus Gesellschaftsmodell notwendig sind, geht von unkontrollierbaren Emotionen in Form von Leidenschaften, die dem vergesellschafteten Zustand eigen sind, eine Gefahr für die Republik aus. Die gefährlichste aller Leidenschaften ist für Rousseau die leidenschaftliche Liebe (vgl. Rousseau 2010 [1755]: 65f.). Sie soll mithilfe von Ehe und Familie verhindert und durch die Kultivierung einer gemäßigten, sittlichen Form der Liebe und der Zuneigung ersetzt werden. Die Ehe denkt Rousseau daher als eine harmonische und spannungsfreie Einheit der komplementären Geschlechter. Das Gefühl der Ehegatten zueinander zeichnet sich durch gegenseitige Zuneigung aus (vgl. Rousseau 2010 [1755]: 79), nicht aber durch Leidenschaft. Dieses Eheverständnis kann als Versuch gewertet werden, einerseits Gefühle der Zuneigung zu kanalisieren und auf die häusliche Sphäre als Raum der Intimität zu fokussieren sowie andererseits Liebesgefühle zu mäßigen und dadurch zu versittlichen. Damit dieses Modell erfolg-

11 Zum ambivalenten Begriff der Eigenliebe bei Rousseau siehe etwa Neuhouser (2012).

reich sein kann, bedarf es der Treue der Ehefrau. Die Untreue einer Ehefrau ist unter keinen Umständen zu billigen, da die Frau damit Wohl und Bestehen der Familie aufs Spiel setzt, denn der Ehemann kann nur für seine eigenen Kinder Zuneigung empfinden und muss seiner Frau vertrauen können, dass er der leibliche Vater der Kinder ist (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 726f.).

Dem weiblichen Schamgefühl kommt darüber hinaus im Rahmen von Ehe und Familie eine Schlüsselfunktion zu: In der Ökonomie des Geschlechtsaktes, der sich ausschließlich innerhalb einer Ehe vollziehen soll, erweckt die Frau einerseits das Begehren des Mannes durch ihre Reize, zugleich hemmt sie die Erfüllung des triebhaften Begehrens beider Geschlechter durch ihre Schamhaftigkeit. Damit wird sie zur Hüterin der Sittlichkeit, zur Sittenwächterin gegenüber sich selbst und ihrem Mann, aber auch gegenüber der Gesellschaft (vgl. Conradi 1989: 89). Indem die Frau sich als Triebobjekt zunächst entzieht, gewinnt sie die Anerkennung des Mannes als Person und erkennt ihn umgekehrt als Person an (vgl. Kuster 2004: 88). Die geistige Liebe, die auf diese Weise entsteht, beruht auf der komplementären Dynamik des Liebesbegehrens und ist auch nur durch die Komplementarität der Geschlechter möglich. Niemand kann lieben, was ihm oder ihr gleich ist (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 734).

Dieser von der Frau durch ihre Schamhaftigkeit evozierte Prozess der sittlichen (im Gegensatz zur leidenschaftlichen) Vergeistigung der Liebe bringt die (geistige) Liebesfähigkeit des Mannes als Tugend erst hervor und erhält sie. Eine in diesem Sinne tugendhafte Frau vermag es, im Mann männliche Tugenden zu fördern. Die geistige Liebesfähigkeit, die auf diese Weise im Mann entsteht, stellt die Voraussetzung für die tugendhafte Vaterlandsliebe dar.

Während der Naturmensch in Selbstliebe glücklich und zufrieden war, hat ein Übermaß an Eigenliebe als erste Form der vergeistigten Liebe, die auf dem Vergleich mit anderen beruht, sowie die daraus folgenden Leidenschaften und Laster, wie etwa passionierte Liebe, Neid, Eifersucht und Raserei, den vergesellschafteten Menschen in Unzufriedenheit und Unglücklichkeit gestürzt (vgl. Rousseau 2010 [1755]: 81, 111). Der Staatsbürger hingegen, der durch den Zusammenschluss aller Individuen im Gesellschaftsvertrag entsteht, ist dann zufrieden und glücklich, wenn er seine Individualität in Bezug auf die Gemeinschaft begreift, sich als Teil einer Nation versteht, auf die er seine geistige Liebe richtet. So wie er sich im Band der geistigen Liebe zu seiner Ehefrau als Teil der komplementären Einheit der Geschlechter erfährt, so erkennt er sich im Band der Vaterlandsliebe als Teil der Einheit der Nation. Sein individueller Egoismus löst sich zugunsten des Gemeinwohls in einem „*Kollektivegoismus*“ (Pinzani 2009: 170; Hervorhebung im Original) auf. Ebenso wie das Verhältnis der Geschlechter bei Rousseau als Einheit gedacht wird, stellt auch das Vaterland eine Einheit dar: Es erscheint auf konzeptioneller Ebene als Individuum, das analog zum realen Individuum über einen eigenen Willen, den Gemeinwillen, verfügt. Die Vaterlandsliebe als absolute Identifizierung des Bürgers mit dem Staat gleicht daher strukturell der Selbstliebe des Naturmenschen: Solange kein Vergleich mit anderen stattfindet, ist das Selbst in seiner Autarkie glücklich und zufrieden, das Selbst ist in diesem Fall das Vaterland (vgl. Rousseau 1977 [1755]: 67).

3.2 Die schweigende Öffentlichkeit der einmütigen Gesinnung

Die bürgerliche Öffentlichkeit ist jener Bereich der Gesellschaft, in dem die Gemeinwohlorientierung der Bürger zutage treten soll. Um den unverfälschten Ausdruck des Gemeinwillens und damit die Gemeinwohlorientierung zu ermöglichen, muss die Kommunikation und Diskussion in der öffentlichen Sphäre eingeschränkt werden. Die Notwendigkeit dieser Voraussetzung ist auf die Beschaffenheit des Gemeinwillens zurückzuführen: Der Gemeinwille ist kein Produkt von Kommunikation, insofern stellt er keinen kommunikativ von den Bürgern gemeinsam erarbeiteten Konsens dar (vgl. Kersting 2003: 103). Er ist vielmehr vordiskursiv. Diskussion und Kommunikation haben in Bezug auf seine Ermittlung keine konstitutive Bedeutung, denn Kommunikationsprozesse sind dem Gemeinwillen äußerlich. Die von Rousseau vorgestellte ideale Situation in der öffentlichen Sphäre zeichnet sich folglich dadurch aus, dass eine Diskussion über einen Sachverhalt zwischen Staatsbürgern (wenn sie zustande kommt, obgleich es ihrer nicht bedarf) möglichst bald in Einmütigkeit verstummt (vgl. Kersting 2003: 103).

Rousseau hält in diesem Zusammenhang ein staatliches Zensuramt für eine legitime Instanz zur Regulierung der Kommunikation. Darüber hinaus spricht er sich für die direkte Einflussnahme auf die öffentliche Meinung aus. Diese sieht er in einem wechselseitigen Verhältnis zu den Sitten (vgl. Pinzani 2009: 218): Während sich einerseits die Sitten in der öffentlichen Meinung widerspiegeln, prägt andererseits die öffentliche Meinung die Sitten. Dabei kommt der Frau eine spezifische Aufgabe zu: Da sie in ihrer häuslichen, zurückgezogenen und keuschen Lebensweise die Sittlichkeit verkörpert (vgl. Conradi 1989: 90), soll sie als „Wächterin der öffentlichen Meinung“ fungieren.

Abgesehen von dieser indirekten Funktion spielt die Frau in der öffentlichen Sphäre keine Rolle. Der Ausschluss von Frauen wird mithilfe ihres Geschlechtscharakters begründet: Als Geschlechtswesen, das aufgrund seiner Emotionalität für den häuslichen Bereich bestimmt ist, verkörpert die Frau das Private. Das Private wiederum ist bei Rousseau immer partikular. Die Frau ist daher genuiner Ausdruck des Partikularen und damit niemals gemeinsinnfähig (vgl. Kuster 2007: 230). In der bürgerlichen Öffentlichkeit, in der Vernunft und Einmütigkeit herrschen müssen, damit sich der Gemeinwille offenbart, ist die durch Emotionalität, Affektivität und Partikularinteresse charakterisierte Frau ein Störfaktor, der die Gemeinwohlorientierung unterläuft.

Insbesondere in *Brief an d'Alembert* (1758) kommt Rousseaus Einstellung deutlich zum Ausdruck. Frauen, die in der Öffentlichkeit auftreten und sprechen, sind für ihn unnatürlich und insofern Ausdruck der Depravation der Gesellschaft. Sie verkörpern jene Aspekte, die Rousseau an der Gesellschaft seiner Zeit kritisiert – einen aufgeklärten Absolutismus, in dem Despotie, Sophisterei, Luxus und Laster herrschen (vgl. Kuster 2007: 229). Zur Wohlgeordnetheit des Staates als Voraussetzung für die Gemeinwohlorientierung müssen Frauen daher aus der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen werden. So schreibt Rousseau in *Brief an d'Alembert* gegen die emanzipatorischen Tendenzen von Frauen an, die dahinter liegende Motivation ist die Herstellung einer durch Vernunft und Einmütigkeit geprägten Öffentlichkeit. Der Ausschluss von Frauen aus der Öffentlichkeit muss daher als eine Voraussetzung für die bürgerliche Öffentlichkeit und damit für die Republik verstanden werden (vgl. Conradi 1989: 90).

4 Die häusliche Frau als Bedingung für Republik und bürgerliche Freiheit

Rousseaus Modell des Staates ist als Gegenmodell zu begreifen zu einer sich formierenden bürgerlichen Konkurrenzgesellschaft, in der traditionelle Ordnungsmuster des Feudalismus durch die Konzentrierung auf Eigentum ersetzt werden, sowie als Gegenentwurf in einem staatsrechtlichen Diskurs, der die Antworten auf die Probleme des gesellschaftlichen Status quo in liberalen Vertragsmodellen auf der Basis einer formalen Integration von Partikularinteressen ohne affektive Bindungskraft sucht.

Das Spezifikum und Novum von Rousseaus Gesellschaftsvertrag ist der Gemeinwille, ein auf das Gemeinwohl gerichteter Wille, an dem sich die Entscheidungen der Bürger orientieren müssen, um den Gesellschaftsvertrag und die bürgerliche Freiheit zu erhalten. Der Gemeinwille ist der Wille des als organische Einheit gedachten politischen Körpers, der wiederum aus dem Zusammenschluss aller (männlichen) Individuen besteht. Die Schwierigkeit von Rousseaus Vertragsmodell besteht darin, die Einsicht in und Orientierung an Gemeinwohl und Gemeinwillen zu garantieren. Das positive Recht alleine erweist sich dabei als unzulänglich. Es sind weitere Maßnahmen notwendig.

Wie gezeigt werden konnte, kommen in diesem Zusammenhang Rousseaus Konzeptionen der Geschlechtscharaktere und die darauf bauende Ordnung des Geschlechterverhältnisses zum Tragen. Der Frau werden aufgrund ihres sanftmütigen und affektiven Geschlechtscharakters mit Blick auf die Förderung der Gemeinwohlorientierung zum Erhalt des Staates essentielle (psychosoziale) Aufgaben zuteil. Sie ist verantwortlich für die Erzeugung und Kultivierung authentischer Gefühle und männlicher Tugend (Vaterlandsliebe). Außerdem fungiert sie als Hüterin der Sitten und der öffentlichen Meinung sowie der Liebe zur Tugend.

Obwohl sich Rousseau dazu im *Gesellschaftsvertrag* nicht direkt äußert, kann davon ausgegangen werden, dass Frauen Teil der Republik sind, wenngleich sie auch keine Glieder des Souveräns bilden und ihr Wille nicht konstitutiv in den Gemeinwillen eingeht. Die Frau besteht ausschließlich in der komplementären Einheit mit dem Mann, als „das Andere“, das Partikulare, das den Gegenpol zum vernunftgesteuerten, am Gemeinwohl orientierten männlichen Staatsbürger bildet. So ist die Frau Bürgerin wie der Mann Bürger ist. Die Pflichten und Aufgaben, die sie für den Erhalt des Staates hat, sind zwar jenen des Mannes nicht gleich, denn sie spielen sich auf einer anderen Ebene, in einer anderen Sphäre ab, aber sie sind ideell gleichwertig (vgl. Rousseau 2006 [1762]: 730).

Trotz der ideellen Gleichwertigkeit der Geschlechter und ihrer Aufgaben zeigt sich, dass die Herstellung der bürgerlichen Freiheit (als Ziel des Gesellschaftsvertrags) Frauen nicht nur nicht mitdenkt, sondern konstitutiv ausschließen muss: Gerade aufgrund des gefühlsbetonten Geschlechtscharakters der Frau kommen ihr beim Erhalt des Staates alle mit dem Gefühl in Zusammenhang stehenden Aufgaben zu, die innerhalb der häuslichen Sphäre zu erfüllen sind. Unabhängig von der konstitutiven Bedeutung dieser Aufgaben für das Bestehen der Republik manifestiert sich darin die Bestimmung der Frau als Geschlechts- und Gefühlswesen, woraus bei Rousseau folgt, dass der Frau das ausreichende Maß an Vernunft fehlt, um gemeinsinnfähig zu sein (vgl. Kuster 2007: 229f.). An die konstitutive Teilhabe am Gemeinwillen und den Gebrauch der Vernunft

ist allerdings die bürgerliche Freiheit geknüpft. Sie ist die Freiheit des männlichen Vollbürgers, die nur auf Kosten der Unfreiheit von Frauen hergestellt werden kann.

In Bezug auf das Geschlechterverhältnis ist Rousseau folglich nicht deswegen interessant, weil in seinem Werk androzentrische und misogynie Aspekte nachgewiesen werden können. Bemerkenswert ist vielmehr die Tatsache, dass die Möglichkeitsbedingungen (Gemeinwohlorientierung) von Rousseaus Republik auf einer Geschlechterordnung beruhen, die Frauen aus dieser bürgerlichen Freiheit ausschließt, ohne sie oder ihre Aufgaben auf ideeller Ebene grundsätzlich abzuwerten oder zu entmenschlichen. Rousseau legt damit eine moderne Geschlechtertheorie vor, in der die Geschlechter in komplementärer Ungleichheit, aber ideeller Gleichwertigkeit eine bipolar vergeschlechtlichte Gesellschaftsordnung begründen (vgl. Bennent 1985: 91). Rousseaus Geschlechterordnung erfüllt damit die theoretischen Anforderungen der Aufklärung, durch die das Postulat der wesenhaften Gleichheit aller Menschen als Maßstab für Philosophie und politische Theorie unumgänglich geworden ist, um dabei in gleichem Maße für die Ungleichheit der Geschlechter zu argumentieren.

Literaturverzeichnis

- Bennent, Heidemarie (1985). *Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Blättler, Sidonia (2008). Rousseau. Die Transformation der Leidenschaften in soziale Gefühle. In Hilge Landweer & Ursula Renz (Hrsg.), *Handbuch Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein* (S. 435–456). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Cassirer, Ernst (1989). *Das Problem Jean-Jacques Rousseau*. In Ernst Cassirer, Jean Starobinski & Robert Darnton (Hrsg.), *Drei Vorschläge, Rousseau zu lesen* (S. 7–78). Frankfurt/Main: Fischer.
- Condorcet, Marquis de (2010 [französisches Original 1790]). Über die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht. In Marquis de Condorcet, *Freiheit, Revolution, Verfassung. Kleine politische Schriften* (S. 108–112). Berlin: Akademie Verlag.
- Conradi, Elisabeth (1989). Ist der Ausschluss von Frauen für die traditionellen Demokratietheorien grundlegend und wie wird er gerechtfertigt? *Feministische Studien*, 7(2), 85–93.
- Ehrich-Haefeli, Verena (1995). Rousseaus Sophie und ihre deutschen Schwestern. Zur Entstehung der bürgerlichen Geschlechterideologie. In Herbert Jaumann (Hrsg.), *Rousseau in Deutschland. Neue Beiträge zur Erforschung seiner Rezeption* (S. 115–162). Berlin, New York: De Gruyter.
- Felden, Heide von (2001). Geschlechterkonstruktion und Frauenbildung im 18. Jahrhundert. Jean-Jacques Rousseau und die zeitgenössische Rezeption in Deutschland. In Wiltrud Gieseke (Hrsg.), *Handbuch zur Frauenbildung* (S. 25–34). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-663-10277-9_2
- Garbe, Christine (1983). Sophie oder die heimliche Macht der Frauen. Zur Konzeption des Weiblichen bei Jean-Jacques Rousseau. In Ilse Brehmer, Juliane Jacobi-Dittrich & Elke Kleinau (Hrsg.), *Wissen heißt leben. Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert* (S. 65–87). Düsseldorf: Patmos.

- Garbe, Christine (1992). *Die weibliche List im männlichen Text. Jean-Jacques Rousseau in der feministischen Kritik*. Stuttgart, Weimar: Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03448-9>
- Heinz, Marion (2003). Identität und Differenz. Der paradigmatische Anfang bürgerlicher Geschlechtertheorien in Rousseaus ‚Emile‘. In Tatjana Schonwalder-Kuntze, Sabine Heel, Claudia Wendel & Katrin Wille (Hrsg.), *Störfall Gender. Grenzdiskussionen in und zwischen den Wissenschaften* (S. 130–135). Wiesbaden: Springer VS.
- Heinz, Marion (2012). Zur Konstitution vergeschlechtlichter Subjekte bei Rousseau. In Sabine Doyé & Marion Heinz (Hrsg.), *Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie* (S. 165–180). Berlin: Akademie Verlag.
- Hobbes, Thomas (1996 [1651]). *Leviathan*. Hamburg: Junius.
- Jacobi, Juliane (1990). *Wer ist Sophie?* Potsdam: Universität Potsdam Postprints.
- Kersting, Wolfgang (Hrsg.). (2003). *Die Republik der Tugend. Jean-Jacques Rousseaus Staatsverständnis*. Baden-Baden: Nomos.
- Kersting, Wolfgang (2003). *Die Republik der Tugend. Jean-Jacques Rousseaus Staatsverständnis*. In Wolfgang Kersting (Hrsg.), *Die Republik der Tugend. Jean-Jacques Rousseaus Staatsverständnis* (S. 81–116). Baden-Baden: Nomos.
- Klinger, Cornelia (2000). Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne. In Sybille Becker, Gesine Kleinschmidt, Ilona Nord & Gury Schneider-Ludorff (Hrsg.), *Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt* (S. 29–63). Köln: Kohlhammer.
- Kuster, Friederike (2004). Aufklärung und Restauration. Rousseaus Geschlechtertheorie. In Dieter Hüning, Karin Michel & Andreas Thomas (Hrsg.), *Aufklärung und Kritik. Festschrift für Manfred Baum* (S. 81–93). Berlin: Duncker & Humblot.
- Kuster, Friederike (2005). *Rousseau. Die Konstitution des Privaten. Zur Genese der bürgerlichen Familie*. Berlin: Akademie Verlag. <https://doi.org/10.1524/9783050047218>
- Kuster, Friederike (2007). Tugend und Korruption. Rousseau, die Republik und die Frauen. *Zeitschrift für Kulturphilosophie*, 9(2), 223–231.
- Kuster, Friederike (2010). Anordnungen der Natur. Grundlagen der Geschlechtererziehung bei Rousseau. *Zeitschrift für Pädagogik*, 56(5), 666–677.
- Maihofer, Andrea (2009). Dialektik der Aufklärung. Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien. In Tessa Debus, Regina Kreide & Michael Krennerich (Hrsg.), *Frauen-Menschenrechte. Zeitschrift für Menschenrechte*, 3(1), 20–36.
- Neuhouse, Frederick (2012). *Pathologien der Selbstliebe. Freiheit und Anerkennung bei Rousseau*. Berlin: Suhrkamp.
- Pinzani, Alessandro (2009). *An den Wurzeln moderner Demokratie. Bürger und Staat in der Neuzeit*. Berlin: Akademie Verlag. <https://doi.org/10.1524/9783050046983>
- Pongrac, Timo (2015). *Rousseau für Einsteiger. Eine Einführung in den Gesellschaftsvertrag*. Berlin: Cividale.
- Poullain de la Barre, François (1993 [französisches Original 1673]). Die Gleichheit der Geschlechter. In Irmgard Hierdeis (Hrsg.), *Die Gleichheit der Geschlechter und Die Erziehung der Frauen bei Poullain de la Barre (1647–1723). Zur Modernität eines Vergessenen* (S. 93–139). Frankfurt/Main u. a.: Peter Lang.
- Rauschenbach, Brigitte (1998). *Politische Philosophie und Geschlechterordnung. Eine Einführung*. Frankfurt/Main: Campus.

- Rousseau, Jean-Jacques (1977 [1755]). *Politische Ökonomie*. Frankfurt/Main: Klostermann.
- Rousseau, Jean-Jacques (1981 [1765]). Entwurf einer Verfassung für Korsika. In Eckhart Koch, Dietrich Leube, Melanie Walz & Hanns Zischler (Hrsg.), *Sozialphilosophische und Politische Schriften* (S. 507–561). Zürich: Ex Libris.
- Rousseau, Jean-Jacques (1981 [1772]). Betrachtungen über die Regierung Polens. In Eckhart Koch, Dietrich Leube, Melanie Walz & Hanns Zischler (Hrsg.), *Sozialphilosophische und Politische Schriften* (S. 563–655). Zürich: Ex Libris.
- Rousseau, Jean-Jacques (1988 [1758]). *Brief an d'Alembert über das Schauspiel*. In Henning Ritter (Hrsg.), *Jean-Jacques Rousseaus Schriften*. Band I. (S. 333–474). Berlin, Frankfurt/Main: Ullstein.
- Rousseau, Jean-Jacques (2006 [1762]). *Emile oder über die Erziehung*. Stuttgart: Reclam.
- Rousseau, Jean-Jacques (2010 [1755]). *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit der Menschen*. Stuttgart: Reclam.
- Rousseau, Jean-Jacques (2011 [1762]). *Der Gesellschaftsvertrag oder die Grundrechte des Staatsrechts*. Stuttgart: Reclam.
- Spaemann, Robert (2008). *Rousseau – Mensch oder Bürger. Das Dilemma der Moderne*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Weiss, Alexandra (2009). Politik als Männersache oder der Ausschluss von Frauen aus dem demokratischen Projekt. In Monika Jarosch, Lisa Gensluckner, Horst Schreiber & Alexandra Weiss (Hrsg.), *Gaismair-Jahrbuch 2009. Überwältigungen* (S. 42–54). Innsbruck, Wien u. a.: Studienverlag.

Zur Person

Nicola Nagy, Studentin der Politikwissenschaft und studentische Mitarbeiterin am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft (Arbeitsbereich Politik und Recht) der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Nation(alismus), Geschlecht und Identität, politische Ideengeschichte (Poststrukturalismus, Feminismus, Postmarxismus, Philosophie der Aufklärung), Praxis und Theorie des Mediums Film.

E-Mail: nicola.nagy@fu-berlin.de

Laura Marie Vogelgesang

FemiCare und MaskuWork. Geschlechtlichkeiten im Feld der Sorgearbeit

Tagung im Forschungsverbund ForGenderCare am 17. und 18. November 2016 an der Hochschule Landshut

Zusammenfassung

Die Tagung „FemiCare und MaskuWork“ beschäftigte sich mit den Zusammenhängen von Care und Gender. Die Referierenden und Teilnehmenden aus unterschiedlichen Bereichen der Praxis, Politik und Forschung diskutierten gemeinsam Fragen zu Zukunft, Historie und Mythen sowie rechtlichen und politischen Regulierungen der Care-Arbeit. In den Panels wurden dabei insbesondere neue Medien und Vorstellungen von Privatheit und Öffentlichkeit, transkultureller Wandel, unterschiedliche Lebens- und Familienformen, Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie technische Neuerungen und deren Einflüsse auf das Feld der Fürsorge thematisiert. Die Tagung fand im Rahmen des bayerischen Forschungsverbundes ForGenderCare statt, in dem sich elf bayerische Forschungseinrichtungen zusammengeschlossen haben.

Schlüsselwörter

Care-Arbeit, Gender, Fürsorge, Geschlecht, vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, Geschlechterverhältnisse

Summary

FemiCare and MaskuWork. Sexualities in the field of care work. Conference of the ForGenderCare research network, 17/18 November 2016, Landshut University

The conference “FemiCare and MaskuWork” dealt with the connections between gender and care. The speakers and participants from different areas, including practitioners, politicians and academics, discussed questions regarding the future, history and myths as well as the legal and political regulation of care work. The panels and discussions broached the subject of the new media, ideas of the private and the public, transcultural change, diverse ways of life and different family forms, conceptions of masculinity and femininity, and technical innovations and their influence in the field of care work. The conference took place in the context of the Bavarian ForGenderCare research network comprising 11 Bavarian research institutions.

Keywords

care work, gender, care, gendered division of labour, gender relations

Die Tagung „FemiCare und MaskuWork. Geschlechtlichkeiten im Feld der Sorgearbeit“ fand vom 17. bis zum 18. November 2016 an der Hochschule Landshut im Rahmen des Forschungsverbundes ForGenderCare statt. Der Verbund forscht zum Zusammenhang von Gender und Care, umfasst zwölf Teilprojekte unterschiedlicher Disziplinen an elf bayerischen Forschungseinrichtungen und wird vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst gefördert. In den verschiedenen Projekten wird u. a. zu institutioneller und privater Altenpflege, zur Historie weiblich konnotierter Sozialarbeit, zu Arbeitsbedingungen von Pflegekräften, Fürsorgeethik, technischen Neuerungen und deren Einflüssen auf das Feld der Fürsorge unter Betrachtung

geschlechtsspezifischer Aspekte sowie zu (geschlechtsspezifischen) Vorstellungen von Care, Autonomie, Verantwortung und Vulnerabilität geforscht.

Wie der Titel der Tagung bereits impliziert, lag der Schwerpunkt auf der engen Verknüpfung von Gender und Care mit der Konnotation von Fürsorge als weiblich und Erwerbsarbeit als männlich. Die Tagung war dem Ziel verpflichtet, die vielen Facetten von Care nicht nur aus Sicht verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen zu beleuchten, sondern auch einen Austausch mit unterschiedlichen Akteur_innen der Care-Praxis zu gewährleisten. Da die Veranstaltung vor allem dem Dialog diene, umfasste sie fast ausschließlich Podiumsdiskussionen, von denen je zwei parallel stattfanden. Sie war durch die Panelteilnehmer_innen aus den unterschiedlichsten Forschungs- und Praxisfeldern sehr interdisziplinär ausgerichtet. Es waren sowohl Forschende (über den Forschungsverbund hinaus) als auch Personen aus der Praxis als Podiumsgäste eingeladen, wie zum Beispiel vom Paritätischen Wohlfahrtsverband oder der Landesarbeitsgemeinschaft „Selbsthilfe“ Bayern e. V.

Nach einer kurzen Einführung und Begrüßung von Barbara Thiessen, einer der Sprecherinnen des Verbundes und Professorin für Gender Studies und Soziale Arbeit in Landshut, hielt *Brigitte Röder* (Basel), Fachbereichsleiterin und Extraordinaria für Ur- und Frühgeschichte, die Keynote mit dem Titel „Care in der Urgeschichte: Referenz oder Spiegel für Rollenmodelle?“. Der Vortrag bot einen Einstieg in das Thema, indem aufgezeigt wurde, in welchem Umfang alltagsweltliche Vorstellungen von Geschlechterrollen und Care-Arbeit die Forschung, in diesem Fall die Archäologie, durchdringen. Aktuelle Vorstellungen von vergeschlechtlichter Arbeitsteilung nach dem Vorbild der bürgerlichen Kleinfamilie gingen laut Röder in die Interpretation frühgeschichtlicher Lebensweisen des Menschen ein und kämen u. a. in Nachbildungen urchenichtlicher Alltagszenen in Büchern oder Museen zum Ausdruck. Die Referentin zeigte anhand von Abbildungen, dass die Ideale des heterosexuellen Paares und der bürgerlichen Kleinfamilie oftmals das Raster bilden, vor dem archäologische Funde gemäß dem Spruch „Sie fanden, was sie kannten“ interpretiert, eingeordnet und nachgebildet würden. So würde dem Ur- und Naturzustand im Alltagsdiskurs ein normativer Charakter zugeordnet. Problematisiert wurde, dass der Naturzustand des Menschen als Referenz für heutiges Verhalten diene und das Wesen des Menschen vermeintlich in seinem Urzustand zu entdecken sei. Ideale der bürgerlichen Gesellschaft würden dadurch naturalisiert, reproduziert und als Norm gesetzt. Geschlechterstereotype, wie zum Beispiel das ‚Wissen‘ darüber, dass Frauen für Care-Arbeit zuständig seien, würden dabei vermeintlich anhand von archäologischen Funden nachgewiesen und dann als universell gegebene Tatsache postuliert. Röder stellte dar, dass Aspekte wie Care jedoch außerhalb der Erkenntnismöglichkeiten archäologischer Funde liegen, da die (bisherigen) archäologischen Funde nicht umfangreich (und aussagekräftig) genug seien. Es handle sich um Einzelfälle, die höchstens Schlaglichter auf das Thema Care in der Ur- und Frühgeschichte erlauben würden. Es könnten somit keine Rückschlüsse auf ein Konzept von Care in der Ur- und Frühgeschichte gezogen werden.

Der Vortrag deutete damit bereits einige Aspekte an, die im Verlauf der Tagung noch expliziter angesprochen wurden. Dazu zählten u. a. die Frage der Normativität, die mit dem Thema einhergeht, sowie die Ambivalenz einer Aufwertung von Care-Arbeit als zentralem Element von Menschsein einerseits und die mangelnde Wertschätzung und Selbstverständlichkeit von Care-Arbeit leistenden Frauen andererseits.

Diesem Einstieg in das Thema Care folgten Panel 1 „MascuCare = Professionalisierung? Männlichkeiten und Männerförderung in der Debatte“ mit den Podiumsdiskussionsteilnehmer_innen *Renate Kosuch* (Köln), *Frank Luck* (Basel) und *Almut von Woedtke* (Hannover) sowie zeitgleich Panel 2 „Das Private ist öffentlich!“. Die Diskussionsteilnehmer_innen des zweiten Panel waren *Thomas Bannasch* (München), Landesgeschäftsführer der Landesarbeitsgemeinschaft „Selbsthilfe“ Bayern e. V., *Jochen König* (Berlin), bloggrender Vater und Autor, und die Soziologin *Mechtild Oechsle* (Bielefeld). Moderiert wurde das Panel von Paula-Irene Villa (München), Professorin für Soziologie und Gender Studies und Sprecherin des Verbundes ForGenderCare. Nach einer kurzen Stellungnahme der Teilnehmer_innen wurde das Gespräch für das Podium geöffnet. Diskutiert wurde vor allem über das Thema Medien im Zusammenhang mit der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit. Es ging u. a. darum, wie sich Privatheit in den neuen Medien gestaltet und welche neuen Möglichkeiten der Vernetzung und des Aufbrechens sie von ehemals privaten Themen bieten. Darüber hinaus wurde hervorgehoben, dass private Reproduktionsarbeit eine gesellschaftliche Ressource sei und Care-Arbeit trotzdem als privates Tätigkeitsfeld angesehen und damit in die Wertlosigkeit – im Sinne unbezahlter Arbeit – abgeschoben werde. Mit dieser Feststellung ging auch eine Kritik des Arbeitsbegriffs einher. In diesem Zusammenhang merkte Jochen König an, dass ein privates Leben außerhalb der Norm für Menschen oft nicht möglich sei, da ihr Lebensstil öffentlich zur Diskussion stehe und der Schutz der Privatheit vielfach nicht gegeben sei. In der weiteren Diskussion ging es um eine neue Politisierung des Privaten sowie die Verbindung von Selbstbestimmung, Angewiesenheit und Privatheit im Zusammenhang mit körperlichen und geistigen Behinderungen. Es wurde u. a. die Frage aufgeworfen, wie frei und selbstbestimmt die Entscheidung für oder gegen ein behindertes Kind falle, und es wurde angemerkt, dass sich hier die Abhängigkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen in (scheinbar) privaten Lebensentscheidungen zeige. Thomas Bannasch berichtete von seiner Mitarbeit an der UN-Behindertenrechtskonvention. Auch hier stünde, so Bannasch, Privates zur Debatte, wenn die Frage diskutiert werde, inwiefern es Menschen mit Behinderung ermöglicht wird, ihren Alltag, zum Beispiel bei der Wahl einer Pflegekraft, selbstbestimmt gestalten zu können.

In Panel 3 „Wie Care zur Frauensache wurde. Historische Dynamiken“ diskutierten die Geschichtswissenschaftlerinnen *Susanne Kreuzer* (Münster) und *Sylvia Schraut* (München) sowie der Soziologe *Karl Lenz* (Dresden). Zeitgleich widmete sich Panel 4 dem Thema „Alles was Recht ist? Ein Blick auf (neue) Familien zwischen sozialer und genetischer Verwandtschaft“. Die Teilnehmerinnen dieser Podiumsdiskussion waren *Gesina Agena* (Berlin) von Bündnis 90/DIE GRÜNEN, *Stephanie Gerlach* (München), Trainerin und Autorin zum Thema Regenbogenfamilien, die Kulturwissenschaftlerin *Kathrin Peltz* (Landshut) und die Soziologin *Luisa Streckenbach* (München). Moderiert wurde das Panel von Yves Jeanrenaud (München). Zunächst gaben alle Teilnehmerinnen einen kurzen Einblick in ihre Arbeit. Es bestand Konsens darüber, dass das bisherige gesetzliche und rechtliche Familienmodell ein sehr reduziertes Konzept ist, das viele Familienformen ausschließt. Rechtliche Elternschaft würde, so die Podiumsdiskussionsteilnehmer_innen, nur in einem heteronormativen Kontext ermöglicht – es könne und dürfe nur einen Vater und eine Mutter geben. Das aktuelle Recht sei nicht auf plurale Familienformen ausgelegt, die von der bürgerlichen Kleinfamilie abwichen.

Eine Idee von Gesina Agena war daher die Einführung einer elterlichen Mitverantwortung für bis zu vier Personen, die beim Publikum sowohl auf Zustimmung als auch auf Kritik stieß. Im weiteren Verlauf kreiste die Diskussion um den Begriff des Kindeswohls mit seinen zahlreichen Facetten. Es wurde u. a. über die abhängige Position von Kindern gegenüber ihren Eltern, aber auch über eine mögliche Instrumentalisierung des Begriffs Kindeswohl gesprochen. Aus dem Publikum wurde kritisch angemerkt, dass Regenbogenfamilien unter einer Art Dauerbeobachtung stünden und sich in ihrer Gleichstellung zur bürgerlichen Kleinfamilie beweisen müssten, also keinesfalls scheitern dürften. Insgesamt bot das Panel einen Einblick in die aktuellen rechtlichen Regelungen zu Familie und zeigte Änderungspotenziale hin zu mehr Gerechtigkeit auf.

Für Panel 5 „FemiCare & MascuTech: Technische Veränderungen und ihre Auswirkungen im Feld der Fürsorgearbeit“ waren die Sozialpsychologin *Friederike Eyszel* (Bielefeld) und *Susanne Ihlen* (München), Professorin für Gender Studies in den Ingenieurwissenschaften, als Podiumsgäste eingeladen. In Panel 6 „Familiale und private Lebenswelten im transkulturellen Wandel“ stellten *Sophie Elixhauser* und *Isabel Riedling* (beide München) sowie der Sozialpsychologe *Mihri Özdogan* (Landshut) ihre Arbeit vor; moderiert wurde dieser Teil von Susanne Schmitt (München), Ethnologin und Geschäftsführerin des Forschungsverbundes ForGenderCare. Da die Podiumsdiskussionsteilnehmerin und Soziologin Maria Rerrich ihre Teilnahme abgesagt hatte, änderte sich der Schwerpunkt der Diskussion. Anders als im Programm angekündigt, ging es hier weniger um die aktuelle transnationale Migration von Pflegekräften als vielmehr um Migrationshintergründe im Familienverbund sowie kulturell verknüpfte Vorurteile und Unterschiede zwischen (europäischen) Migrationsländern. Elixhauser und Riedling stellten zunächst den Verband binationaler Familien und Partnerschaften vor: Dieser bietet u. a. ein Beratungsangebot für Paare und Familien mit binationalem Hintergrund an. Insgesamt sei es das Ziel des Verbandes, die Vielfalt an Familienformen in Deutschland zu stärken und Rassismus entgegenzuwirken. Anschließend stellte Mihri Özdogan erste Ergebnisse seines Forschungsprojektes „Bildungsbausteine gegen Muslimfeindschaft“ vor und betonte insbesondere den Widerspruch zwischen nationaler Verfasstheit und gesellschaftlicher Wirklichkeit, denn die aktuelle Migrationsgesellschaft habe, so die These Özdogans, die Nationalgesellschaft abgelöst. Er begründete seine These u. a. damit, dass der Großteil der Jugendlichen in Deutschland einen Migrationshintergrund habe. Anhand von Daten der TIES-Studie (The Integration of the European Second Generation) zeigte er, dass Gruppen mit demselben oder einem ähnlichen Migrationshintergrund in verschiedenen europäischen Ländern unterschiedlich lebten und sich ebenso unterschiedlich in die Mehrheitsgesellschaft integrierten. Diese Befunde würden laut Özdogan darauf hinweisen, dass die Lebensweisen und Einstellungen mehr mit den Einwanderungsländern als mit den kulturellen Gepflogenheiten der immigrierten Menschen zu tun hätten. Eine Retraditionalisierung finde somit oftmals erst in Deutschland statt und würde institutionell hergestellt. Einen Grund sah Özdogan u. a. in der Unterschiedlichkeit der Bildungssysteme innerhalb Europas. Mit höherer Bildung würden sich Menschen mit Migrationshintergrund der Mehrheitsgesellschaft angleichen. In der sich anschließenden offenen Diskussion wurde allerdings kritisch angemerkt, dass viele Studien zeigten, dass auch Bildung nicht vor Retraditionalisierung schütze. Ein Fazit der Diskussion war schließlich, dass Rassismus ein gesellschaftliches Verhältnis sei und

ethnische Klischees, wie zum Beispiel das Vorurteil, dass Frauen aus bestimmten Ländern als Hausfrauen erzogen würden und sich daher besonders als Putzfrauen eignen, Personengruppen in bereits vorgefertigte Pfade zwingen.

Die Abschlussdiskussion mit *Margit Berndl* (München) vom Paritätischen Wohlfahrtsverband, Landesverband Bayern e. V., Jochen König und Susanne Kreutzer bot eine Reflexion über die Themen der Tagung. Mit Verweis auf die Keynote von Brigitte Röder, die die Vielfalt von Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstruktionen deutlich gemacht hatte, wurde u. a. die Wichtigkeit einer differenzierten Frauen- und Geschlechtergeschichte hervorgehoben. Es wurde darauf hingewiesen, dass Normen Stereotype seien und die historischen Praxen eine größere Vielfalt aufwiesen, als es bestehende und vergangene Normen suggerierten. Margit Berndl plädierte dafür, dass Care-Berufe aufgewertet werden müssten, auch um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken, und fragte in diesem Zusammenhang, wie diese Berufe als wertvoll und bedeutsam in der Öffentlichkeit anerkannt werden könnten. Auch Jochen König merkte kritisch an, dass zwischen Einstellung und Praxis differenziert werden müsse und Transrealitäten und Transeltern in der Tagung kaum Beachtung gefunden hätten. Außerdem wurde darauf hingewiesen, dass ein weiteres potenzielles Thema der Tagung der kapitalistische Hintergrund als gesellschaftliche Grundstruktur hätte sein können.

Insgesamt bot die Tagung eine Plattform für einen konstruktiven, interdisziplinären und Praxisfelder übergreifenden Dialog und schuf so eine Basis für den weiteren Austausch über das gesamtgesellschaftlich bedeutende Thema Care. Die Konnotation von Fürsorge als weiblich wurde neben anderen Themen aus unterschiedlichen Perspektiven aufgegriffen, hinterfragt und historisch eingeordnet. Wertvoll war insbesondere die Mischung aus Praxis und Theorie, die sowohl über die Themen als auch die Podiumsteilnehmer_innen zustande kam. Die Mischung der Beiträge aus Politik, Verbänden und Wissenschaft ermöglichte eine Beleuchtung der Themen und einen Austausch aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln.

Zur Person

Laura Marie Vogelgesang, geb. 1988, LMU München. Arbeitsschwerpunkte: Familiensoziologie, Gender Studies.

E-Mail: l.vogelgesang@campus.lmu.de

Jeremia Herrmann

Politiken der Reproduktion

Internationale und interdisziplinäre Verbundtagung der LAGEN vom 27. bis 29. März 2017 in Hannover

Zusammenfassung

Die Tagung „Politiken der Reproduktion“ ermöglichte Einblicke in Studien und Forschungshaben aus der Geschlechterforschung zum Themenfeld der Reproduktion. Die Beiträge aus den unterschiedlichsten Disziplinen und Ländern boten den Teilnehmer_innen die Gelegenheit, sich neue Wissensbestände zu erschließen und Anregungen aus fremden Fachgebieten aufzunehmen. Darüber hinaus standen der Austausch und die Vernetzung innerhalb und außerhalb der niedersächsischen Geschlechterforschung im Mittelpunkt der Veranstaltung

Schlüsselwörter

Reproduktion, Politik, Care, Räume, Tagung, Elternschaft

Summary

Politics of Reproduction. International and Interdisciplinary Conference of LAGEN, 27–29 March 2017, Hanover

The conference “Politics of Reproduction” provided participants with the opportunity to gain insights into studies and research projects in the field of gender and reproduction. The contributions from different disciplinary and national perspectives enabled participants to tap into new expertise and take up suggestions from other disciplines. Another focus was on exchanging experience and networking within the gender research community in Lower Saxony and beyond.

Keywords

reproduction, politics, care, spaces, conference, parenthood

Die erste internationale und interdisziplinäre Verbundtagung der Landesarbeitsgemeinschaft der Einrichtung für Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen (LAGEN) fand vom 27. bis zum 29. März 2017 im Kulturzentrum „Pavillon“ in Hannover statt. Neben der Festigung und dem Ausbau bestehender Netzwerke wurde insbesondere das Ziel verfolgt, internationale Perspektiven mit Fragen und Erkenntnissen aus der niedersächsischen Geschlechterforschung zusammenzubringen. Der breit gefasste Titel „Politiken der Reproduktion“ wurde bewusst mit einem weiten Reproduktionsbegriff verbunden, um für die etwa 150 Teilnehmer_innen den Austausch über vielfältige Themengebiete der Frauen- und Geschlechterforschung zu ermöglichen. Das spiegelte sich auch in den fünf unterschiedlichen Panels zu Biografien, Care, Menschen und Maschinen, Räumen sowie Wissen und Institutionen wider. Auch wenn Bezüge zu Reproduktion in jedem Beitrag zu finden waren, war es dadurch jedoch schwierig, die Veranstaltung als zusammenhängende Bearbeitung eines Themas zu sehen.

Im Mittelpunkt der Begrüßung durch Barbara Hartung vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur und durch die beiden Sprecherinnen der LAGEN, Corinna Onnen und Susanne Rode-Breymann, standen die zehnjährige Entwicklung der LAGEN und die damit verbundenen Errungenschaften. Dabei wurde nicht

zuletzt die bis 2020 gesicherte Finanzierung der Koordinationsstelle hervorgehoben, die als bisheriger Höhepunkt der Institutionalisierung der LAGEN – neben der seit 2015 stattfindenden Jahrestagungen und dem gerade erschienen ersten Band der Schriftenreihe *L'AGENda* – gelten kann. Hartung konstatierte eine zunehmende Berücksichtigung der Genderperspektive in der Wissenschaft, jedoch erfordere eine fortschreitende Etablierung der Geschlechterforschung weiterhin Initiative, da diese Machtstrukturen und Hierarchiegefälle infrage stelle und deshalb mit nur zögerlichem Entgegenkommen zu rechnen sei.

Eine inhaltliche Rahmung erfuhr die Tagung durch Keynotes zu Beginn (*Nikita Dhawan*, Innsbruck) und zum Ende (*Gudrun-Axeli Knapp*, Hannover) der dreitägigen Veranstaltung. In ihrem einleitenden Beitrag fokussierte Dhawan auf den politischen Aspekt der Tagung und setzte sich mit den Möglichkeiten und Herausforderungen transnationaler Solidarität und feministischer Strategien auseinander. Dabei kritisierte sie ein vereinfachtes Verständnis von globaler Solidarität, nach dem alle „im gleichen Boot saßen“. Dieses Verständnis versperre die Sicht auf die Unterteilung der Welt in *givers* und *receivers*. Dhawan plädierte dafür, den Staat als einen Akteur wahrzunehmen, der sowohl „Gift als auch Medizin“ für feministische Bewegungen sein könne, und ihn entsprechend in seiner „heilenden Wirkung“ zu instrumentalisieren. Zudem verwies sie darauf, dass trotz der Schwierigkeiten transnationaler Solidarität am Protest festgehalten werden müsse, da so zumindest die Hoffnung darauf bestehe, Gutes zu tun – auch wenn es dafür natürlich keine Garantie gebe. Gudrun-Axeli Knapp beschäftigte sich in ihrem die Tagung abschließenden Vortrag mit dem Aspekt der Reproduktion und stellte dabei die Frage, inwiefern eine Nutzung des Reproduktionsbegriffes für eine feministische Auseinandersetzung fruchtbar sei. Aus einer semantischen Betrachtung, die sie an den Beginn ihrer Ausführungen stellte, folgerte sie, dass im Begriff der Reproduktion kein Potenzial für Veränderungen angelegt sei, sondern sich dieser lediglich auf ein Wiederherstellen zuvor bestehender Zustände beziehe. Eine Beschäftigung mit Reproduktion sei demnach mit einem rückwärtsgewandten Blick verbunden, der das Erkennen von Neuerungen in gesellschaftlichen und sozialen Zusammenhängen verhindern könne. Mit dem Bezug u. a. auf Pierre Bourdieu und Judith Butler zeigte Knapp anschließend, wie über das Potenzial von Reflexivität oder Performanz das statische Phänomen der Reproduktion mit dynamischen Elementen der Veränderung gedacht werden könne. Gleichzeitig fragte sie aber auch, inwiefern eine solche Verwendung des Begriffs dazu führe, dass dieser inhaltsleer werde. Letztlich plädierte Knapp jedoch nicht für ein Verwerfen des Begriffs, sondern für einen bewussten reflexiven Umgang damit, auch um auf die Beständigkeit gesellschaftlicher Hierarchien, wie z. B. der Geschlechterverhältnisse, hinweisen zu können.

Zwischen diesen beiden programmatischen Vorträgen, die eine Einordnung der einzelnen Beiträge in den Tagungskontext erleichterten, konnten die Besucher_innen der Tagung an vier weiteren Keynotes und zahlreichen Vorträgen innerhalb der Panels¹ teilnehmen. Einen thematischen Schwerpunkt bildete dabei die Diskussion von Care-Konzepten und -Praxen. Den ersten Impuls dafür lieferte die Keynote von *Sharron A. FitzGerald* (Tilburg), in der sie sich der irischen, feministischen Kampagne „Turn off the Red Light“

1 Da jeweils drei Panels parallel stattfanden, kann hier lediglich auf eine begrenzte Auswahl der Beiträge eingegangen werden.

(TORL) widmete, die eine Kriminalisierung von käuflichem Sex verfolgte. FitzGerald beschrieb, wie die Aktivistinnen der Kampagne eine politisch-machtvolle Position einnehmen und gleichzeitig die Sexarbeiterinnen von der Debatte ausschließen konnten, indem sie ihnen keine Stimme einräumten. Die TORL-Aktivistinnen stellten Sexarbeit u. a. als eine Problematik dar, die zuerst alle Frauen und letztlich alle Menschen in Irland betreffe, wodurch keine Notwendigkeit mehr bestünde, eine Beteiligung von Sexarbeiterinnen an der Kampagne zuzulassen. Anhand dieses Beispiels konnte FitzGerald aufzeigen, wie durch das stellvertretende Sorgen für jemanden den Individuen ihr Subjektstatus aberkannt werden kann und sie zum Schweigen gebracht werden können.

Die Problematik des Subjekt-Objekt-Dualismus zeigte sich auch im Beitrag von *Christine Katz* (Göttingen) und *Daniela Gottschlich* (Trier), die eine Möglichkeit vorstellten, die Care-Perspektive auf die Natur-Mensch-Beziehung auszuweiten. Dabei bestehe zwar die Gefahr, die hierarchische Position des Menschen gegenüber dem Objekt Natur zu reproduzieren, aber gleichzeitig ergebe sich daraus die Möglichkeit eines einbeziehenden Umgangs mit der Natur, wie z. B. bei der prozessorientierten Forstwirtschaft. Wie Care im Kontext von Elternschaft gelebt oder welche Erwartungen an Care-Aspekte in verschiedenen elterlichen Settings existieren, wurde in zwei weiteren Beiträgen referiert. *Kathrin Peltz* (Landshut) und *Luisa Streckenbach* (München) präsentierten erste Teilergebnisse ihrer Studie zum Elterngeldbezug von Vätern in Bayern. Aus einer quantitativen Perspektive wurde deutlich, dass die Väterbeteiligung stetig zugenommen hat und Bayern im Vergleich zu Gesamtdeutschland eine hohe Quote aufweist. Es zeigten sich jedoch auch starke regionale Unterschiede, u. a. eine geringere Beteiligung in bayerischen Städten als in ländlichen Gebieten. Zudem steige zwar die generelle Bereitschaft der Väter, diese beschränke sich aber in 84 Prozent der Fälle auf die zwei „Vätermonate“, was sich im qualitativen Teil der Studie ebenfalls widerspiegelte. Hier wurde deutlich, dass Erwerbsarbeit für Väter weiterhin das bestimmende *Standbein* sei, wohingegen Familienarbeit lediglich als zusätzliches *Spielbein* wahrgenommen werde. Peltz berichtete aber auch davon, dass sich diese Einstellung über die praktische Erfahrung während der Elternzeit verändern und es zu einer Prioritätenverschiebung der Väter kommen könne. Abschließend wiesen Streckenbach und Peltz darauf hin, dass eine kritische Betrachtung des Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetzes notwendig sei, da es Ungleichheiten verstärke. Ausgehend von einer diskursiven Dramatisierung von Kindstötungsakten und deren Zuordnung zu Müttern in der Mitte der 2000er-Jahre, widmete sich *Eva Tolasch* (Göttingen) der Konstruktion von Mutter- und Vaterschaft in strafrechtlichen Akten zu Kindstötungen. Dabei konnte sie aufzeigen, dass das strafrechtliche Wissen zu Care stark vergeschlechtlicht ist. Tolasch arbeitete eine Norm der körperlichen Gebundenheit der Kinder an die Mutter heraus. Diese äußere sich u. a. in der Un- bzw. Sichtbarkeit von Reproduktionsarbeit. Während geleistete Reproduktionsarbeit bei Müttern unsichtbar und Nicht-Arbeit sichtbar werde, verhalte es sich bei Vätern entgegengesetzt. Einige Hinweise für eine ähnliche Vergeschlechtlichung führte *Sabrina Schmitt* (München) in ihrem Beitrag zur Situation von Töchtern an, die für ihre Mütter sorgen. Diese würden ihre eigenen Aktivitäten, die von regelmäßigen Telefonaten mit der Mutter bis zu pflegerischen Aufgaben reichen könnten, als fürsorgliche Tätigkeiten kategorisieren, während sie Aktivitäten von männlichen Familienangehörigen nicht als sorgend wahrnahmen.

Ein anderes Themenfeld bearbeitete *Marisa Cohn* (Kopenhagen) in ihrer Keynote, nämlich die *Saturn Orbiter Mission*, in der das Zusammenspiel von Mensch und Technik im Vordergrund stand. Die Grundproblematik bestehe dabei darin, eine Maschine, die sich über Jahrzehnte im Weltraum befindet und damit veraltete Hardware besitzt, trotz des technischen Fortschritts instand halten zu können. Cohn identifizierte in diesem Zusammenhang zwei Strategien, die sie als *holding on* und *letting go* bezeichnete. *Holding on* beschreibe die Arbeit derjenigen Ingenieur_innen, die Instandhaltungsarbeiten und damit die Begleitung des Projekts über viele Jahre übernähmen, wohingegen *letting go* auf den Prozess der Entwicklung verweise, der mit dem Start der Maschine meist abgeschlossen sei. Hier stellte auch Cohn eine Vergeschlechtlichung der Tätigkeiten fest, da die mit dem Erfolg des Projekts verbundenen Prozesse des Entwickelns überwiegend von Männern ausgeübt und die Instandhaltungsarbeiten eine „Feminisierung“ erfahren würden, zumal Letztere auch in einen Care-Zusammenhang gestellt werden könnten.

Einen umfänglichen Einblick in den Zusammenhang von feministischer Theorie und raumtheoretischen Arbeiten bot *Anke Strüver* (Hamburg) in ihrer Keynote. Als Ausgangspunkt fungierte dabei der *Spatial Turn*, der eine Entfernung von den statischen Raumkonzepten der Registrierplatte oder des Containers mit sich brachte. Vielmehr wurde nun von einem wechselseitigen Zusammenhang von Raumstrukturen und Gesellschaftsverhältnissen ausgegangen. Strüver beschrieb dies mit dem Konzept der *Performing Spaces*, wonach der Raum einerseits als Zwischenergebnis gesellschaftlicher Strukturen und diskursiver Normen verstanden werde, andererseits jedoch genauso ein Element der Konstitution des Gesellschaftlichen sei. Mithilfe feministischer Theorien und einer Kritik an der Debatte um Angsträume übertrug sie die Wechselseitigkeit auf die Beziehung von Raum und Geschlechterverhältnissen. Aus Strüvers Sicht muss eine feministische Raumforschung die Frage stellen, wie Geschlechterverhältnisse räumlich organisiert seien und inwiefern räumliche Strukturen geschlechtlich codierte Diskurse und Praktiken reproduzierten.

Wie bereits die Panels zu Care befasste sich auch eines der Panels zu Wissen und Institutionen überwiegend mit Verhandlungen von Elternschaft. *Katharina Beier* (Göttingen) präsentierte ihre Forschung zu Vätern im Kontext pränataler Diagnostik und Interventionen. Dabei wies sie auf die marginale Rolle von Vätern in der medizinischen Praxis und Forschung sowie auf das damit verbundenen Potenzial hin, durch eine stärkere Berücksichtigung von Vätern in der Pränataldiagnostik deren Position in den Entscheidungsprozessen zur Familiengründung zu stärken. Zugleich betonte sie aber auch, dass dabei das Recht auf reproduktive Selbstbestimmung von Frauen keinesfalls infrage gestellt werden dürfe. Problematisch war, dass von Beier keine klare Differenzierung der pränatalen Diagnostik und Interventionen – bspw. von Diagnostik vor und nach der Zeugung – vorgenommen wurde, obwohl daraus jeweils unterschiedliche Implikationen für die medizinethische Debatte folgen. Im Kontext der Medizin bewegte sich auch der Vortrag von *Susan Banihaschemi* (Bielefeld) über den reproduktionsmedizinischen Diskurs um den Zugang zur Samenspende in Deutschland. Sie analysierte die medizinischen Richtlinien der Bundesärztekammer, die eine herausgehobene Position im Diskurs einnehmen, und beschrieb, dass sich durch die letzte Neuerung 2006 die Entscheidungsgewalt über den Zugang teilweise auf die behandelnden Ärzt_innen verlagert habe. Auch wenn dadurch individuelle Spielräume entstünden, würden die Richt-

linien auf einem restriktiven Niveau verbleiben, auf dem Elternschaft ausschließlich als Folge von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität wahrgenommen werde. Dabei fungiere der Begriff des Kindeswohls als diffuser Platzhalter, um diese Normen zu integrieren. Wie Sprach- und Bildkonstruktionen Wirkung entfalten können, thematisierte *Jeannine Wintzer* (Bern) in ihrem kritischen Beitrag zur Demografieforschung. Ihr gelang es darzustellen, wie über einen exzessiven Gebrauch von Zahlen Kategorisierungen von Individuen vorgenommen und mit entsprechenden Handlungserwartungen verbunden und sanktioniert würden. In ihrer Keynote zu *Women's circles* ermöglichte *Chia Longman* (Gent) einen ethnografischen Einblick in die Praktiken und Verständnisse spiritueller Frauengruppen. Zwei grundlegende Interessen kämen hier zusammen – *Sisterhood* als ein verbindendes Element zwischen allen Frauen und das *Empowerment* des weiblichen Selbst –, ohne dass diese beiden Interessen mit einem spezifischen feministisch-politischen Anspruch verbunden sein müssten.

Im Panel *Räume* wurden Einblicke in drei Arbeiten gegeben, die sich mit dem Zusammenhang von Raum und Geschlechterverhältnissen in sehr verschiedenen Forschungsfeldern befassten. *Gesine Tuitjer* (Braunschweig) untersuchte Geschlechterarrangements im ländlichen Raum in Deutschland und zeigte dabei, dass es je nach Region sehr diverse Modelle gibt. Mit dem Fokus auf eine Region, in der das Modell des männlichen Ernährers eine selbstverständliche Normalität darstellt, fragte Tuitjer nach der alltäglichen Praxis von Müttern, die arbeiten wollen, und identifizierte zwei Strategien: In einer finde eine Integration des „Jobbens“ in die eigene Haus- und Fürsorgearbeit statt, dementsprechend würden die Sphären von Erwerbs- und Hausarbeit zusammen gedacht. Eine andere Strategie sei es, eine strikte räumliche Trennung beider Sphären anzustreben, was zu einem Arbeitsleben in der Stadt und einem Familienleben im Dorf führe. *Katharina Bingel* (Wolfenbüttel) präsentierte erste Ergebnisse aus ihrer Forschung zu „dritten Räumen“ in einem künstlerischen Milieu. Dabei zeigte sie, dass insbesondere Orte, die auch von anderen Milieus genutzt werden, von Frauen anders wahrgenommen würden als von Männern. Anhand des methodischen Ansatzes der teilnehmenden Beobachtung von zwei Akteurinnen einer Ultragruppierung untersuchte *Judith von der Heyde* (Osnabrück), wie die beiden Praxisarrangements *Doing Gender* und *Doing Ultra* verbunden werden. Von der Heyde zeigte an zwei Praxen (Urinieren, „Gefahr im Verzug!“) auf, wie diese Verknüpfungsleistung von den Frauen erbracht werde und wie sie sich als weibliche Ultras im Feld positionierten bzw. wie sie positioniert würden. Dies trage dazu bei, die Ordnung der Ultrakultur aufrechtzuerhalten, indem sowohl der heteronormative Raum als auch die männliche Hegemonie bestätigt würden.

Abgeschlossen wurde der inhaltliche Teil der Tagung durch Gudrun-Axeli Knapps bereits erwähnte Keynote und die zusammenfassenden Worte der beiden Sprecherinnen der LAGEN. Susanne Rode-Breyman beschrieb die Tagung als jung, politisch und divers, was der Zukunft der LAGEN eine gute Perspektive eröffne, und Corinna Onnen fasste vier übergreifende Tagungsergebnisse für die Geschlechterforschung zusammen: Erstens sei Care als Begriff auch außerhalb von Sozialarbeitskontexten fruchtbar, zweitens sei Feminismus ein Hauptbestandteil von Geschlechterforschung, drittens müsse Politik immer im Mittelpunkt des Interesses stehen und viertens müssten Empirie und Theorie auf einer methodischen Ebene stets wieder zusammengebracht werden.

Ergänzt wurden die Vorträge und Plenumsdiskussionen durch weitere Programmpunkte und Angebote, die den Fokus auf die Stabilisierung und Erweiterung der Netzwerkstrukturen legten. Zentral war hierfür der Vernetzungsworkshop, der insbesondere Nachwuchswissenschaftler_innen aus Niedersachsen die Möglichkeit geben sollte, in einen engeren Austausch zu treten. Daneben wurden die gesamten drei Veranstaltungstage durch eine eingerichtete „Mitforschzentrale“ begleitet, über die gemeinsame Forschungsthemen gefunden und bearbeitet werden konnten. Die Posterpräsentationen im Foyer boten zwar wenig Gelegenheit, mit den jeweils Verantwortlichen ins Gespräch zu kommen; sie ermöglichten es jedoch, sich über Strukturen und Projekte der Geschlechterforschung in Niedersachsen zu informieren.

Insgesamt eröffnete die Tagung der LAGEN einen umfangreichen Einblick in eine Vielzahl an Studien, Forschungsvorhaben und Auseinandersetzungen rund um den Begriff Reproduktion. Beeindruckend war dabei die breite interdisziplinäre Ausrichtung der Teilnehmer_innen, die wieder einmal deutlich machte, wie wichtig es ist, Geschlecht als Querschnittsthema zu verstehen. Die Beiträge und Diskussionen zeigten aber auch, dass weitere ausdifferenzierte Betrachtungen von *Reproduktionsfeldern* vonnöten sein werden und nicht davor zurückgeschreckt werden sollte, die eigenen Begrifflichkeiten zu hinterfragen.

Zur Person

Jeremia Herrmann, M. A., wissenschaftliche Hilfskraft, Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Arbeitsschwerpunkte: Gender-Report NRW, Elternschaft und Geschlecht.

E-Mail: jeremia.herrmann@ruhr-uni-bochum.de

Rezensionen

Claudia von Braunmühl

Miriam Schroer-Hippel, 2017: *Gewaltfreie Männlichkeit. Psychologische Perspektiven auf zivilgesellschaftliche Friedensarbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. 365 Seiten. 69,99 Euro

Ausgangspunkt der als Dissertation vorgelegten Arbeit *Gewaltfreie Männlichkeit* ist die Frage: Wie werden nach dem Ende gewaltförmiger Konflikte Alternativen zu hegemonial gewordenen militarisierten Männlichkeitsvorstellungen konstruiert, Alternativen, die gedacht, gefühlt und gelebt werden können? Um Antworten auf diese Frage zu finden, reicht es nicht, so argumentiert die Autorin, militarisierte Männlichkeit zu dekonstruieren. Vielmehr gilt es, das Denken von Männlichkeit zu weiten und damit die Handlungsräume von Männern – und Frauen – zu vergrößern und anzureichern. Das Gelingen einer solchen Transformation, so die These, ist eine zentrale Voraussetzung für die Sicherung eines dauerhaften Friedens, eines Friedens, der durch die Abwesenheit von direkter und struktureller Gewalt im öffentlichen *und* privaten Raum für Menschen aller Geschlechtszugehörigkeiten gekennzeichnet ist. Miriam Schroer-Hippel spricht von einem genderorientierten Friedensbegriff.

Wie Friedensfähigkeit tragfähig mit Männlichkeitsbildern verknüpft werden kann, untersucht die Autorin am Beispiel von drei in Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Serbien angesiedelten zivilgesellschaftlichen Projekten. Die Forschung in den drei Ländern ist, wie bei Dissertationen häufig der Fall, nicht allerjüngsten Datums: 2001 bis 2005 in Bosnien-Herzegowina, 2004 bis 2007 in Kroatien, 2007 bis 2008 in Serbien. Der von der Autorin eingeschlagene Forschungsweg und die gewonnenen Forschungsergebnisse sind indes weiterhin hochaktuell.

In Bosnien-Herzegowina entwirft die „Kampagne für das Recht auf Wehrdienstverweigerung“ auf der Folie einer vom Wehrdienst beglaubigten Männlichkeit eine Perspektive von Männlichkeit, die sich nicht im Dienst an der Waffe, sondern an der Gemeinschaft, z. B. im zivilen Ersatzdienst, erweist. In Kroatien gelingt es der „Initiative für Friedensaufbau und Kooperation“ in einem Dialogprojekt zwischen Veteranen- und Opfervereinigungen auf der einen und Friedens- und Menschenrechtsgruppen auf der anderen Seite, aus der Aufarbeitung von Kriegsbeteiligung und Kriegserfahrung eine Friedensverpflichtung zu formulieren, die in der Figur des Friedensaktivisten ihren Ausdruck findet. In Serbien stellt die Künstlergruppe Skart in dem Aktionskunstprojekt „Männliche Stickerei“ alternative Handlungsoptionen für Männer im wahrsten Sinne des Wortes in den öffentlichen Raum, indem Männer in der Öffentlichkeit von Belgrader Plätzen stecken. Mit der traditionell von Frauen geleisteten Handarbeit nehmen sie symbolisch eine untergeordnete weibliche Position ein und demonstrieren so die Option freiwilligen Verzichts auf die patriarchale Dividende.

Die Untersuchung der drei Projekte geht der Frage nach, inwieweit die gendertheoretische Friedens- und Konfliktforschung in der Lage ist, praktische Relevanz für die Friedensarbeit in Nachkriegsgesellschaften zu erlangen. Was kann an die Stelle der je-

weiligen Nationalismen und der mit ihnen verwobenen militarisierten Geschlechterkonstruktionen treten und welchen Beitrag zu solcher Neubestimmung von Männlichkeit kann die Gender- und Konfliktforschung leisten? Es geht also um Konstruktionsprozesse, deren Eingebundenheit in konkrete historische Kontexte und die in ihnen wirksamen hegemonialen Genderdiskurse. Aus intersektionaler Perspektive interessiert zugleich, welche Dimensionen und Faktoren sich in den Aushandlungsprozessen zu friedensstüchtigen Modellen von Männlichkeit für Veränderung zugänglich erweisen bzw. welche als unverzichtbar und unbedingt stabil zu halten empfunden werden. Geleitet ist die Autorin dabei von den umfassende Theoriefelder strukturierenden Begriffen hegemoniale Männlichkeit nach Raewyn Connell und Intersektionalität nach Leslie McCall. Solchermaßen theoretisch ausgerüstet erkundet sie nicht die *Wirkung* von Friedensarbeit, sondern das in den drei Projekten aufzeigbare *Potenzial*, über das Angebot eines demilitarisierten Männlichkeitsbildes auf einen geschlechtergerechten Friedenszustand hinzuwirken.

Es waren insbesondere Feministinnen aus den Nachfolgestaaten Jugoslawiens, die angesichts der Kontinuität öffentlicher und privater Gewalt seitens der zurückkehrenden Krieger über das Vakuum an gesellschaftlich tragfähigen gewaltfreien Männlichkeitsbildern nachdachten. Der Band knüpft an diesen Impuls an. Er greift gendertheoretische Forschungsergebnisse zu den Zusammenhängen zwischen Geschlecht, Krieg und Frieden auf, belässt es aber nicht bei der Dekonstruktion. Vielmehr macht er begrifflich gebündelte Erkenntnisse mit den Mitteln empirischer Forschung für die Suche nach gewaltfreien Optionen von Männlichkeit nutzbar, die in Nachkriegsgesellschaften Aussicht auf soziale Akzeptanz haben. Es ist diese Perspektive, die die Besonderheit des Bandes ausmacht. Er stellt sich nicht in die Reihe geschlechterpolitischer analytischer Dekonstruktion. Er formt aus deren zentralen Begriffen und Wissensbeständen Instrumente für die Analyse und genderpolitische Bewertung praktischer friedenspolitischer Aktivitäten. Die jeweiligen Kontexte werden kurz geschildert, die in der Konflikteskalation gesellschaftlich dominant werdenden Topoi ausgeleuchtet und ihre Verwobenheit mit Geschlechterdynamiken und mobilisierten Geschlechterbildern sowie die Verengung hin zu militarisierter Männlichkeit ausgemessen. Damit ist zugleich das jeweilige gesellschaftliche Bedingungsgefüge abgeschritten, mit dem sich Anstrengungen zu demilitarisierenden Verschiebungen im Männlichkeitsbild auseinandersetzen, aber eben auch arrangieren müssen. Der Versuch, der Nachkriegsgesellschaft positiv besetzte, nichtmilitärische Möglichkeiten von Männlichkeit anzubieten, darf sich, soll das Angebot angenommen werden, salopp ausgedrückt, nicht mit allen während des Kriegsgeschehens hegemonial gewordenen Dimensionen von Männlichkeit zugleich anlegen. Miriam Schroer-Hippel fasst das Ergebnis folgendermaßen zusammen: „Aus normativer Sicht bedeutet dies, dass es möglich ist, demilitarisierte Männlichkeitsvorstellungen in Nachkriegsgesellschaften auszuhandeln, dass der Prozess in Richtung eines geschlechtergerechten Friedens damit jedoch nicht abgeschlossen ist“ (S. XIII).

So ist das Ergebnis der untersuchten Projektanstrengungen nicht ein Mehr oder Weniger an militarisierter Männlichkeit. Vielmehr zeigt sich, dass mit der Demilitari-

sierung von Männlichkeit eine Stabilisierung entlang anderer hegemonialer Kategorien einhergeht. Das sind insbesondere im Rahmen der herrschenden Geschlechterordnung gelebte Heterosexualität, Abwesenheit einer Behinderung und ein häufig vergeschlechtliches, im Kontext des zerfallenden Jugoslawiens stark ethnisch und religiös aufgeladenes Konstrukt von Nation. Mit anderen Worten, Geschlechterordnungen erweisen sich als „äußerst flexibel, anpassungsfähig und dauerhaft“ (S.12). Um sich der im Laufe der Kriegsjahre angehafteten militärischen Attribute entledigen zu können, bedarf es im Dienst „der Wiedererkennbarkeit von Männlichkeit“ (S.12) weiterhin der Versicherung wesentlicher Bestandteile hegemonialer Männlichkeit.

Über den Beitrag zu genderorientierter Friedensarbeit hinaus versteht der Band sich als Beitrag zur Evaluation von Friedensarbeit. Auf der Grundlage eines normativen Friedensbegriffs entwickelt die Autorin vier zentrale Kriterien, sie nennt sie Gütekriterien, die im Zielhorizont sowohl der Projektbeteiligten als auch gendertheoretischer Debatten liegen: a) kein Verstärken der Hierarchie zwischen Männern und Frauen, b) Hinterfragen von Hierarchien zwischen Männern und Vervielfältigung von sozial akzeptierten Männlichkeitsvorstellungen, c) Hinterfragen weiterer konfliktrelevanter Diskurse, d) Demilitarisierung von Männlichkeitskonstruktionen. Das Ausmaß der Erfüllung dieser inhaltlichen wie prozeduralen Kriterien ermöglicht Aussagen über die Gendersensibilität von Projekten/Programmen der Friedensarbeit.

In summa: Das Herausragende und Vorrangige an der Studie ist nicht so sehr ein Zugewinn an wissenschaftlicher Erkenntnis als solcher, also das Herausarbeiten von bislang so nicht Gedachtem und Gewusstem. Es ist vielmehr die Art und Weise, wie mit den Mitteln feministischer Theoriebildung erworbenes Wissen an Praxis herangeführt wird und aus engagierter Praxis wiederum der genderforschende Blick nun doch neue Erkenntnisse gewinnt. Erkenntnisse, die sowohl für ein weiteres Nachdenken in Gender- sowie Friedens- und Konfliktforschung als auch für die Weiterentwicklung von Praxis auf dem Weg zu einer Friedensfähigkeit, die eine gleichberechtigte Ordnung der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern integral miteinbezieht, sehr wesentlich sind.

Zur Person

Claudia von Braunmühl, Dr. phil., 1944, unabhängige entwicklungspolitische Gutachterin, Honorarprofessorin für Internationale Politik an der FU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: feministische Theorie, Gender Mainstreaming, Entwicklungstheorie, Entwicklungspolitik, Global Governance. E-Mail: cvb@zedat.fu-berlin.de

Petra Ahrens

Gabriele Abels/Heather MacRae (Hrsg.), 2016: *Gendering European Integration Theory. Engaging new Dialogues*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 304 Seiten. 54,90 Euro

Nach diesem Buch gibt es keine Ausrede mehr – weder für EU-Forscher*innen, in ihren Theorierahmen Genderperspektiven auszulassen, noch für die Frauen- und Geschlechterforschung, sich nicht mit EU-Integrationstheorien als Grundlage ihrer Forschung zu EU und Geschlecht zu beschäftigen. Die Herausgeberinnen Gabriele Abels und Heather MacRae haben es sich mit *Gendering European Integration Theory* zum Ziel gesetzt, eine „potentially fruitful debate between [...] EU studies and integration theory-building, which is to date, by and large, gender blind and [...] gender analysis of the EU which is so far negligent of integration theory-building“ (S. 28) zu initiieren. Dieses Ziel haben sie erreicht, denn die Frage, wie EU-Integrationstheorien erweitert werden können, wenn Genderperspektiven beachtet würden, wird durchgängig beantwortet.

Das Buch ist nebst Einleitung und Fazit in die drei Abschnitte *klassische Integrationstheorien*, *moderne Theorierahmen* und *neue Theoriekonzepte* gegliedert, die es Leser*innen erlauben, sich leicht zurechtzufinden und einzelne Ansätze gezielt auszuwählen. Alle Kapitel sind ähnlich strukturiert, was den Zugang erleichtert: So wird zunächst die jeweilige Theorie eingeführt, daran anknüpfend wird erklärt, welche Lücken es aus einer Genderperspektive gibt und wie diese behoben werden könnten, ehe Forschungen oder Fallbeispiele für die Theorie und Genderperspektiven vorgestellt werden. Abschließend sind jedem Beitrag Diskussionsfragen, Kernliteratur und verwendete Literatur angefügt. In der Einleitung von *Gabriele Abels* und *Heather MacRae* werden für diejenigen, die sich bisher weder mit EU-Integrationstheorien noch mit Studien zu EU, Gleichstellung und Gender befasst haben, diese jeweils sinnvoll systematisiert und ins Verhältnis gesetzt.

Der Teil zu den klassischen Integrationstheorien widmet sich Föderalismus, Neo-Funktionalismus und Intergouvernementalismus. *Petra Meier* konstatiert zu Föderalismus, dass feministische Analysen der EU weitestgehend fehlen und am ehesten noch bei der Frage nach Bedingungen für ein „bestes“ System für Gleichstellung, insbesondere unter Partizipation von Bürger*innen, zu finden seien. In ihrem Beitrag zum Neo-Funktionalismus zeigt *Heather MacRae* auf, dass dieser durchaus für Genderperspektiven nutzbar gemacht werden könne bzw. letztere diese Theorie präziser werden ließen, wobei eines der größten Hindernisse für eine integrierte Genderperspektive die mangelnde Aufmerksamkeit des Neo-Funktionalismus für Machtfragen sei. *Anna van der Vleuten* seziert schließlich den „Dinosaurier“ Intergouvernementalismus und legt die zentralen Kritikpunkte, wie z. B. den Machtbegriff ohne Strukturbezug, offen, die einen Dialog mit den Gender Studies erschweren. Dennoch plädiert sie dafür, gerade angesichts der momentanen EU-Krise(n) und der damit verbundenen Rückbesinnung auf Nationalstaa-

ten nicht aufzugeben, sondern politikfeldbezogene Akteur*innenkonstellationen unter Einbezug feministischer Akteur*innen zu untersuchen.

Der zweite Teil zu modernen Forschungsansätzen umfasst vier Beiträge zu Multi-Level Governance, Sozialkonstruktivismus, Europäisierung und zur Rolle des Rechts für Europäische Integration. *Gabriele Abels* setzt sich in ihrem Aufsatz zu Multi-Level Governance und Netzwerk-Governance mit einem der bekanntesten Theoriestränge auseinander und verweist auf die bereits zahlreich vorhandenen Studien zu EU und Gendaspekten und die offensichtlich vorhandene Passfähigkeit dieser – auch wenn die Mehrheit der Vertreter*innen dieses Theoriestranges weiter „genderblind“ geblieben sei. Wie *Emanuela Lombardo* zum Sozialkonstruktivismus zeigt, ist dieser keine genuine EU-Theorie, wurde aber für EU-Integration seit Ende der 1990er-Jahre fruchtbar gemacht. Ihr gelingt es, in ihrem Beitrag geschickt herauszuarbeiten, welche Rolle die Theorie als Integrationstheorie einerseits und als eine der Kerntheorien der Frauen- und Geschlechterforschung andererseits spielt und wie sehr sich die beiden Forschungsstränge überlappen. Zudem erläutert sie, wie Sozialkonstruktivismus als Integrationstheorie von Genderforschung profitiert, da diese sozialkonstruktivistische Integrationstheorien erweitere und verbessere. *Ulrike Liebert* stellt den Forschungsansatz Europäisierung vor, bei dem umfassende Forschung zu europäischen Geschlechterpolitiken vorliegt, während der „Mainstream“ diese Perspektive trotz der klar erkennbaren Erweiterungen weitestgehend vernachlässige. *Jessica Guth* erläutert schließlich den interdisziplinären Forschungsansatz zur Rolle des Rechts für EU-Integration, Geschlecht und Gleichstellung. Sie zeigt auf, dass dieser in der Geschlechter- und in der Integrationsforschung noch in den „Kinderschuhen“ steckt, obwohl der durch den Europäischen Gerichtshof gesteckte Rechtsrahmen als normgebender Politikprozess und nicht nur als Rechtsetzung verstanden werden könne.

Der dritte Teil zu neuen Konzepten umfasst die vier Ansätze Institutionalismus, Politics of Scale, Gouvernementalität sowie Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit. Diese Beiträge als neue Konzepte zu präsentieren, kann durchaus mehrdeutig verstanden werden: Sie sind sowohl für die Genderforschung als auch für die EU-Integrationsforschung oft neu. *Toni Haastrup* und *Meryl Kenny* stellen die verschiedenen Stränge des Institutionalismus und deren bisherige Anwendung auf EU-Integration vor, um daran anknüpfend darzulegen, wie Feministischer Institutionalismus diese jeweils erweitert, insbesondere wie feministische Perspektiven gerade für Fragen nach Machtungleichgewichten fruchtbar gemacht werden können. *Sabine Lang* und *Birgit Sauer* führen die Politics of Scale als relativ neuen Ansatz der Integrationsforschung ein. Dieser erlaube es kritischer feministischer Theoriebildung, mit Blick auf geschichtete und gekreuzte (Politik-)Arenen in EU-Integration nach den drei Dimensionen Entstehung, Zugang und Agency sowie Reichweite zu fragen. *Stefanie Wöhl* nähert sich europäischer Integrationsforschung mit Foucaults Gouvernementalitätsansatz und rückt Machtfragen damit rigoros in den Fokus. Da diese Perspektive für die EU-Forschung selbst erst kürzlich in den Blick geriet, zeigt Wöhl zunächst, welche Beiträge Foucaults Ansatz generell erwarten lässt, um dann am Beispiel der EU-Wirtschaftsgovernance die Verbindung

mit Genderperspektiven nachzuzeichnen. Im letzten Beitrag des dritten Teils schlägt *Gabriele Wilde* anknüpfend an vielfältige (und oft „genderblinde“) Forschung zu Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit vor, ein umfassenderes feministisches Verständnis des Politischen zu entwickeln, das es erlauben würde, Geschlechterverhältnisse als konstitutiv für EU-Integration und die damit verbundene politische Mobilisation zu verstehen.

Das abschließende Fazit von *Hans-Jürgen Bieling* und *Thomas Diez* reflektiert das gemachte Dialogangebot. Die Autoren zeigen auf, dass über die multiplen Erweiterungen aus einer Genderperspektive hinaus nicht vergessen werden sollte, dass sich „Gendering European Integration Theory“ auch intensiver der Theoriebildung widmen könnte und sollte, also der Frage, wie genau beispielsweise Gender im Prozess Europäischer Integration konstruiert werde.

Durch den systematischen Aufbau des Buches ist es gelungen, eine erstklassige Übersicht über den Forschungsstand zu jeder Theorie zu erstellen, die wie ein Nachschlagewerk genutzt und auch für die Lehre produktiv eingesetzt werden kann. Insgesamt werden in den Beiträgen die Anknüpfungspunkte und in vielen Fällen auch die Überschneidungen und gleichen theoretischen Grundlagen von EU- und Genderforschung verständlich herausgearbeitet, sodass ein guter Eindruck davon entsteht, für welche Forschungsfrage welche Theorie infrage kommen könnte und welche Kernaspekte dabei jeweils im Blick behalten werden müssten. Ein besonderer Aspekt, der in allen Beiträgen behandelt wird, ist hierbei sicherlich die Frage nach Macht und Machtverhältnissen: der Macht zu gestalten, der Macht teilzuhaben, der Macht zu entscheiden.

Ausnahmslos ist das Buch aus der Perspektive von Genderfachleuten geschrieben, und wahrlich sind die jeweiligen Autor*innen Expert*innen für die jeweilige Theorie. Für den angekündigten Dialog wäre es dennoch schön gewesen, „genderblinde“ Theoretiker*innen der einzelnen Theoriestränge explizit nach ihren Ideen für den Einbezug von Genderperspektiven zu fragen oder konkreter herauszuarbeiten, was der genuine Beitrag von Gender zur Theorie ist. Das wäre auch für diejenigen Leser*innen ein Anreiz, sich mit der Literatur zu beschäftigen, die sich bisher nicht mit Genderperspektiven befasst haben. Das Fazit versucht, diesen Aspekt einzulösen, aber für einen Dialog wären mehr Beiträge dieser Art oder gemeinsame Artikel wünschenswert gewesen. So bleibt abzuwarten, ob das Dialogangebot von anderer Seite, also den bisher „genderblinden“ EU-Forscher*innen, angenommen und es zu einer Antwort oder einem weiteren Austausch kommen wird. Wie dieses Buch zeigt, wäre das ein Dialog, der für beide Seiten mehr Breite und Tiefe eröffnet.

Zur Person

Petra Ahrens, Dr. phil., Marie Skłodowska Curie Fellow am Department of Political Science der Universität Antwerpen. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungspolitik der Europäischen Union, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, Gender Mainstreaming.

E-Mail: petra.ahrens@uantwerpen.be

Heike Beck

Patricia Bell, 2016: *Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Partnergewalt. Zusammenhänge und Interventionsmöglichkeiten bei häuslicher Gewalt*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 187 Seiten. 24,90 Euro

Es sind die Errungenschaften der Frauen der zweiten deutschen Frauenbewegung, dass die Themen Partnergewalt und sexueller Missbrauch an Kindern öffentlich thematisiert wurden und in der Folge professionelle Unterstützungslandschaften entstanden, die bis heute bestehen. In der Praxis wie auch in wissenschaftlichen Diskursen werden die beiden (innerfamiliären) Gewaltformen allerdings oftmals noch getrennt voneinander abgehandelt.

Patricia Bell zeigt deshalb mit ihrer Publikation Parallelen und Verflechtungen dieser Gewaltformen auf und plädiert dafür, dass Frauenhäuser sich verstärkt dem Thema sexualisierte Gewalt an Kindern zuwenden. Neben einer theoriegeleiteten Diskussion bezieht sich Bell auf ihre empirisch erhobenen Ergebnisse aus 32 Interviews mit Mitarbeiter*innen aus 27 Frauenhäusern in Deutschland und drei Workshops mit insgesamt 49 Teilnehmer*innen, die sich beruflich mit personaler Gewalt befassen. Einleitend begründet Bell ihre Motivation für das Buch mit ihrer persönlichen Frustration über den Abschlussbericht des Runden Tisches zu sexuellem Kindesmissbrauch (BMFSFJ 2012), der innerfamiliären Missbrauch vernachlässige und die Verbindung zu sexualisierter Gewalt an Frauen ignoriere (S. 9).

In Kapitel zwei *Die Beziehung zwischen Partnergewalt und sexualisierter Gewalt gegen Kinder innerhalb der Familie* untermauert Bell anhand des dürftigen Forschungsstandes schlüssig ihre Hypothese des erhöhten Risikos einer Gleichzeitigkeit von Partnergewalt und sexualisierter Gewalt an Kindern. Bell verweist darauf, dass die Aufdeckung sexualisierter Gewalt an Kindern durch das Vorhandensein von Partnergewalt erschwert sein kann, da Hinweise/Hilferufe der Kinder mitunter als Folge der Gewalt gegen die Mutter interpretiert würden (S. 29). Deshalb plädiert Bell in Kapitel drei *Interventionen gegenüber Frauen und Kindern in Verbindung mit häuslicher Gewalt* dafür, sexualisierte Gewalt an Kindern im Frauenhaus „zu einer Priorität der Arbeit“ (S. 33) zu machen – auch wenn nicht davon ausgegangen wird, dass jedes Kind sexualisierte Gewalt erlebt hat. Die Frauenhausmitarbeiter*innen seien bereits Expert*innen für den Bereich (sexualisierte) Partnergewalt und geschult darin, fachlich zu beraten und zu unterstützen, was sie dafür prädestiniere, sich auch der Thematisierung und Aufklärung sexualisierter Gewalt an Kindern zu widmen. Das Frauenhaus biete für die Kinder einen sicheren Rahmen, der es ermögliche, mit Unterstützung der Fachkräfte das Schweigen über sexualisierte Gewalt zu brechen und die Isolation von Kindern über niedrigschwellige Interaktions- (S. 36) sowie Hilfsangebote (S. 42) zu beenden. Eine besondere Bedeutung komme hierbei den Mitarbeiter*innen aus der Kinderbetreuung zu, die Bell als „Expertinnen in Sachen sexualisierter Gewalt“ (S. 47) bezeichnet. Sie

plädiert dafür, die Angebote für Kinder auszubauen und die Stellen mit qualifizierten Fachkräften zu besetzen bzw. alle im Frauenhaus Tätigen im Bereich sexualisierte Gewalt an Kindern zu schulen, da Kinder selbst auswählen würden, wem sie was berichten.

Der *Ermöglichung und Bewältigung der Verdachtsabklärung sexualisierter Gewalt gegen Kinder in Frauenhäusern* widmet sich Bell im vierten Kapitel. Besonderen Wert legt sie darauf, eine Verdachtsabklärung als Prozess anzusehen, „der sich auf die Mütter und die involvierten professionellen HelferInnen ganz ähnlich auswirkt“ (S. 73), d. h., auch bei den Fachkräften könnten sich ambivalente Gefühle und Unsicherheiten bzgl. eines Verdachts einstellen. Als hilfreich für die Verdachtsabklärung benennt die Autorin standardisierte Verfahren (S. 84), Teamarbeit (S. 71), das Hinzuziehen von externen Expert*innen (S. 72) sowie die Arbeit im Tandem, wobei eine Mitarbeiter*in für die Mutter, eine für das Kind zuständig ist (S. 79). Parallel dazu könne Präventionsarbeit mit den Kindern stattfinden. Die Ausführungen werden durch einen *Exkurs: Mit Kindern über das Thema sexueller Missbrauch reden* von Elke Karle, Mitarbeiterin von Silberdistel e. V., ergänzt (S. 86ff.).

In Kapitel fünf *Die Arbeit mit Frauen nach Aufdeckung sexualisierter Gewalt gegen ihr Kind* wird zunächst der Balanceakt zwischen dem Fokussieren der Bedürfnisse und der Stärkung von Frauen auf der einen und der Sicherung des Kindeswohls auf der anderen Seite ausführlich dargestellt und die damit verbundenen Interessenskonflikte und Herausforderungen erläutert. Darüber hinaus richtet Bell den Blick auf die Bedürfnisse von Müttern und die Unterstützungsmöglichkeiten durch die Fachkräfte nach der Aufdeckung und betont die Bedeutung eines nicht wertenden Umgangs mit der Mutter durch die Fachkraft (S. 101). Pointiert zeigt die Autorin, dass die Reaktionsweisen der Mütter oftmals Analogien zum Verhalten der Fachkraft aufweisen, wenn sie z. B. zunächst sorgfältig den einzelnen Hinweisen und Verdachtsmomenten nachgehen, bevor sie handeln. Gleichzeitig thematisiert sie auch diejenigen Mütter, die ihre Kinder nicht schützen und unterstützen können oder wollen und bei denen das Jugendamt zur Unterstützung hinzugezogen werden muss.

Den Auswirkungen von Partnergewalt auf die Erziehungskompetenz der Mutter und die Unterstützungsleistung der Frauenhausmitarbeiter*innen widmet sich Bell im sechsten Kapitel *Muttersein nach erfahrener Partnergewalt*. Sie zeigt mögliche Konflikte z. B. mit dem Jugendamt oder bei Umgangsregelungen auf und gibt Empfehlungen für verbesserte Umgangsregelungen mit dem nicht sorgeberechtigten Elternteil (S. 123ff.).

Im siebten Kapitel *Unterstützung für professionelle Kräfte* geht die Autorin unter Berücksichtigung der aktuellen spezifischen Herausforderungen der Frauenhäuser (mehrfachbelastete Frauen mit geringen Ressourcen, sich verändernde Gewaltformen) auf die notwendigen Unterstützungsmaßnahmen und Ressourcen für Frauenhausmitarbeiter*innen ein, damit sie sich verstärkt dem Thema sexualisierte Gewalt an Kindern widmen können. Neben der Ressource Zeit, z. B. für die Verdachtsabklärung, und mehr finanziellen Mitteln v. a. auch für den Ausbau und die Verstärkung von Angeboten im Kinderbereich werden die Notwendigkeit der Fort- und Weiterbildung zum Thema sexualisierte Gewalt (und das bereits in der Ausbildung), klar festge-

legte Verfahrensabläufe bei der Verdachtsabklärung und die regelmäßige Supervision benannt (S. 155). Erneut plädiert Bell dafür, dass Frauenhausmitarbeiter*innen sich ihrer Kompetenz als Expert*innen im Umgang mit sexualisierter Gewalt bewusst werden und sich gegenseitig – Frauenhäuser übergreifend – austauschen sollten. Die Publikation endet mit einem *Schlusswort* in Kapitel acht, in dem sich die Autorin nochmals dafür ausspricht, die beiden Gewaltformen zusammenzudenken und von den theoretischen und praktischen Fortschritten der letzten 40 Jahre zu profitieren.

Das Buch ist logisch aufgebaut. Mitunter gibt es einige Redundanzen, die beim chronologischen Lesen eher hinderlich sind und gleichzeitig dazu einladen, einzelne Kapitel zu lesen. Die von Bell benannten Dilemmata und Hürden, die sich durch unterschiedliche Professionslogiken und Foki ergeben, können auch mit der Publikation nicht gelöst werden. Dennoch: inhaltlich ein überzeugendes Buch, das fachlichen Einblick in die Verwobenheit innerfamiliärer Gewaltformen gibt sowie den aktuellen Forschungsstand und Umgang mit sexualisierter Gewalt an Kindern in Frauenhäusern aufzeigt. Frauenhausmitarbeiter*innen wird verdeutlicht, welche zentrale Rolle sie bei der Identifizierung und Aufdeckung von sexualisierter Gewalt an Kindern einnehmen können, wenn sie sich ihrer Kompetenzen und Fähigkeiten als Expert*innen für Gewaltfragen bewusst(er) werden. Frauenhäuser können aufgrund ihrer Expertise einen sicheren Raum bieten, in dem zunächst das Schweigen gebrochen und scheinbar nicht Besprechbares besprechbar gemacht werden kann. Damit überwinden sie eine wichtige Hürde bei der Aufdeckung sexualisierter Gewalt. Langfristige Unterstützung kann durch die hohe Verweisungskompetenz der Frauenhausmitarbeiter*innen und gute Vernetzung mit Fachstellen eingeleitet werden. Nicht zuletzt lädt Bell m. E. dazu ein, sich wieder einer politischen Debatte zuzuwenden, die sich gegen die Individualisierung von sozialen Problemen einsetzt, strukturelle Machtverhältnisse hinterfragt und geschlechtsspezifische Diskriminierung erneut in den Blick nimmt.

Zur Person

Heike Beck, Diplom-Pädagogin, Lehrkraft am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit an der Frankfurt University of Applied Sciences, langjährige Beratungs- und Präventionstätigkeiten gegen sexualisierte Gewalt, freie Trainerin und Supervisorin. Arbeitsschwerpunkte: sexualisierte Gewalt, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt.

E-Mail: mail@heikebeck.de

Aline Oloff

Brigitte Bargetz/Andrea Fleschenberg/Ina Kerner/Regina Kreide/Gundula Ludwig (Hrsg.), 2015: *Kritik und Widerstand. Feministische Praktiken in androzentrischen Zeiten*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. 205 Seiten. 29,90 Euro

Die Zehnerjahre des 21. Jahrhunderts sind Jahre des Protests. Seien es die Erhebungen und Aufstände in nordafrikanischen Ländern und der Region des Nahen Ostens, die Proteste gegen Parteienfilz und Sparpolitik in Spanien, Griechenland und Portugal oder die Unruhen in den USA angesichts des nicht enden wollenden institutionellen Rassismus, die Proteste im Istanbuler Gezi-Park oder die in verschiedenen Ländern der westlichen Welt agierende Occupy-Bewegung – in allen Teilen der Welt, so scheint es, werden Unmut und Widerstand auf die Straße getragen. In Wissenschaft und Medien haben die verschiedenen Formen des öffentlichen Protestes Diskussionen um Kritik und Widerstand ausgelöst. Zahlreiche Publikationen jüngerer Zeit führen ‚Kritik‘ im Titel und sind Ausdruck dieses neuen Interesses und der Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten von Kritik in neoliberalen post-normativen Zeiten.

Mit dem vorliegenden Band¹ *Kritik und Widerstand* wollen die Herausgeber_innen Brigitte Bargetz, Andrea Fleschenberg, Ina Kerner, Regina Kreide und Gundula Ludwig die Debatte um eine feministische Perspektive erweitern und zugleich die Herausforderung annehmen, die Protestbewegungen auch in der feministischen Politikwissenschaft zu reflektieren. Dabei geht es ihnen um nichts weniger als um eine „Aktualisierung feministischer Politikwissenschaft“ (S. 10) und die „Erneuerung des Verhältnisses zwischen feministischer Wissenschaft und politischer Praxis“ (S. 10), die mit einer „Rückbesinnung der Geschlechterpolitik auf ihre Aufgabe als kritische Wissenschaft“ (S. 17) eingeleitet werden sollten.

Zu Bedenken seien jedoch die veränderten Kontexte, welche die möglichen Formen kritischer feministischer Wissenschaft prägten, so die Herausgeber_innen in ihrer gehaltvollen Einführung in den Sammelband. Als Kontextualisierungen verweisen sie zum einen auf den Ort der feministisch-politikwissenschaftlichen Wissensproduktion. Die feministische Politikwissenschaft sei in sich wandelnden Universitäten beheimatet (Stichworte sind hier „Ökonomisierung“ und „Neoliberalisierung“), in denen es immer schwerer werde, kritische Wissenschaft zu betreiben. Zum anderen führen die Herausgeber_innen als weiteren Kontext die Institutionalisierung feministischer Politik im Beauftragtenwesen und in politischen Strategien wie dem Gender Mainstreaming an. Beide Entwicklungen, Akademisierung und Institutionalisierung, seien wiederum eingebettet in Prozesse der Entdemokratisierung, so die Herausgeber_innen mit Verweis auf Colin Crouchs Begriff der Postdemokratie und Birgit Sauers Zuspitzung dieser Gegenwartsdiagnose, die die Inklusion von Frauen und Gleichstellungspolitik als Teil eines „generellen

1 Es handelt sich um Beiträge zur Tagung *Feministische Kritik und Widerstand*, die vom AK *Geschlecht und Politik* im Januar 2012 veranstaltet wurde.

Entdemokratisierungsprozesses“ (S. 12) beschreibt. Gemeint ist damit die voranschreitende ‚Expert_innen- und Hinterzimmerpolitik‘. Die „postdemokratische Bevölkerung“ (S. 12) reagiere aber keineswegs mit einer bloßen Abkehr vom Politischen; die häufig konstatierte allgemeine ‚Politikmüdigkeit‘ sei angesichts der heterogenen Proteste der jüngsten Zeit keine adäquate Gegenwartsbeschreibung. Diese Proteste ließen vielmehr darauf schließen, dass die gegenwärtigen gesellschaftlichen Probleme auch Formen des Widerstandes und Protestes provozierten, die jenseits der klassischen politischen Verhandlungen und Institutionalierungsstrategien lägen. Als Beispiele feministischen Protestes werden hier die *Slutwalks* in verschiedenen westlichen Großstädten und das Auftreten von *Pussy Riot* angeführt. Angesichts dieser aktuellen Protestformen gelte es, das Verhältnis von feministischer Wissenschaft und Bewegung erneut in den Blick zu nehmen, denn „nur im Zusammenspiel zwischen politischer Praxis und Wissenschaft [...] bleibe feministische Wissenschaft kritische Wissenschaft“ (S. 13). Kritik verstehen die Herausgeber_innen dabei als doppelte Bewegung: als „Analyse und normative Bewertung bestehender Verhältnisse“ (S. 12), in welche die Reflexion des eigenen Standpunktes einbezogen wird. Kritik bezeichne somit auch eine reflexive Haltung.

Dieses Verständnis von Kritik liegt auch den im Band enthaltenen Beiträgen zugrunde, die in drei Schwerpunkte unterteilt sind. Im ersten Teil – *Feministische Wissensproduktion als Gesellschaftskritik* – werden die Bedingungen und die daraus resultierenden Möglichkeiten feministischer politikwissenschaftlicher Reflexion diskutiert. *Birgit Sauer* widmet sich hier der Frage, was feministische Politikwissenschaft überhaupt zu einer kritischen Wissenschaft macht. Sie geht dabei genealogisch vor und zeichnet die Entwicklungsgeschichte der feministischen Politikwissenschaft anhand ihrer Kritikmodi nach, um schließlich für das „konsequente Weitertreiben“ (S. 36) des aktuellen Kritikmodus der Selbstkritik zu plädieren. Dass dies nicht immer angenehm ist, gesteht Sauer ein, verweist aber gleichzeitig auf die Möglichkeit der „Erneuerung aus der Kritik“ (S. 39). Während Sauers Beitrag den akademischen Feminismus respektive die feministische Politikwissenschaft fokussiert, stellt *Stefanie Mayer* den feministischen Aktivismus ins Zentrum ihres Aufsatzes. Anhand einer Debatte um Rassismus und Antirassismus im lokalen feministischen Aktivismus in Wien weist Mayer auf die Bedeutung aktivistischer Auseinandersetzungen für die feministische Theoriebildung hin und trägt der akademischen Auseinandersetzung mit Rassismus und Kolonialismus Korrekturen an. Zum einen plädiert sie dafür, die „Positioniertheit“ (S. 56) feministischer Begriffe und Konzepte zu reflektieren und sie vor allem mit lokalen Gegebenheiten und Kämpfen abzugleichen. Zum anderen unterstreicht sie die Komplexität der in der aktivistischen Debatte aufgeworfenen Fragen, welche die Notwendigkeit deutlich werden ließe, den „Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individueller Handlungsfähigkeit zu denken [...], ohne in simplifizierende Festschreibungen zu verfallen“ (S. 56). Eine Herausforderung, die sie in der deutschsprachigen akademischen Intersektionalitätsdebatte bislang nicht adäquat aufgenommen sieht. Welchen Beitrag feministische Kritik zu aktuellen gesellschaftstheoretischen Debatten leisten kann, diskutiert *Tina Jung* im dritten Aufsatz in diesem Schwerpunkt. Ihr geht es darum,

feministische Kritik nicht nur als Ergänzung von Gesellschaftskritik um geschlechtsspezifische Implikationen verstanden zu wissen, gewissermaßen als „ergänzende Betrachtungsweise“ (S. 70), sondern dem eigenständigen feministischen Gesellschaftsentwurf Anerkennung zu verschaffen.

Der zweite Schwerpunkt des Bandes ist *widerständigen feministischen Praxen* gewidmet. Vom politischen Zelten im Hunsrück (*Christiane Leidinger*) über die Slutwalk-Bewegung (*Magda Albrecht* sowie *Katharina Volk*) und die Quotendiskussion (*Katharina Volk*) bis zum Widerstand gegen sexualisierte Gewalt in Kolumbien (*Birgit Hoinle/Meike Werner*) reichen die hier diskutierten Beispiele.

Im dritten Schwerpunkt – *Imaginationen und Potentiale feministischer Interventionen* – setzt sich die Philosophin *Maria Pia Lara* mit Nancy Frasers Kritik am Feminismus und dessen (vermeintlicher) Aufgabe der Verteilungsfrage zugunsten der Kämpfe um Anerkennung auseinander und diskutiert diese gemeinsam mit Luc Boltanskis und Ève Chiappellos Kapitalismusanalyse. Beide Kritiken beschrieben überzeugend den Verlust des Revolutionsgedankens in den Köpfen politischer Akteur_innen, so Lara. Sie mahnt an, diese Verlustgeschichte aufzuarbeiten, und schlägt dafür einen begriffsgeschichtlichen Zugang vor. Denn „politische Begriffe [bilden, A. O.] den Horizont unseres Handelns“ (S. 164). Um das Öffnen von Denk- und Möglichkeitsräumen geht es auch im Beitrag von *Uta Schirmer*. Während bei Lara die Ebene der Begriffe als Deutungsrahmen im Zentrum steht, zeigt Schirmer, auf welche Weise trans*-queere Alltagspraxen die zweigeschlechtliche Strukturierung der Welt entselbstverständlichen und gleichzeitig alternative geschlechtliche Seinsweisen denkbar und lebbar werden lassen. Der Text von *Maria Dätwyler* und *Fleur Weibel* schließt sich insofern gut an die ethnografischen Beobachtungen Schirmers an, als auch hier das ‚anders Leben‘ als eine Kritikmodalität feministischer Kritik diskutiert wird.

Der Anspruch der Herausgeber_innen, mit dem vorliegenden Sammelband eine „Rückbesinnung“ der feministischen Politikwissenschaft auf ihr Selbstverständnis als kritische Wissenschaft einzuleiten, wird in den Beiträgen auf vielfältige Weise aufgenommen. Damit leistet das Buch einen überaus wichtigen Beitrag zur notwendigen Selbstverständigung des akademischen Feminismus sowohl über seine Rolle in der ‚unternehmerischen Hochschule‘ als auch über sein Verhältnis zu lokalen aktivistischen Kämpfen. Es bleibt zu wünschen, dass die von Tagung und Publikation ausgehenden Impulse der kritischen Gegenwartsanalyse und Selbstbefragung auch in anderen disziplinären Feldern aufgegriffen werden.

Zur Person

Aline Oloff, Dr., ZIFG, Technische Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Feministische Theorie, Feminismusgeschichte/Geschichte der Frauenbewegung, Frankreichstudien, Hochschulforschung. Kontakt: ZIFG, Technische Universität Berlin, MAR 2–4, Marchstraße 23, 10587 Berlin
E-Mail: aline.olloff@tu-berlin.de